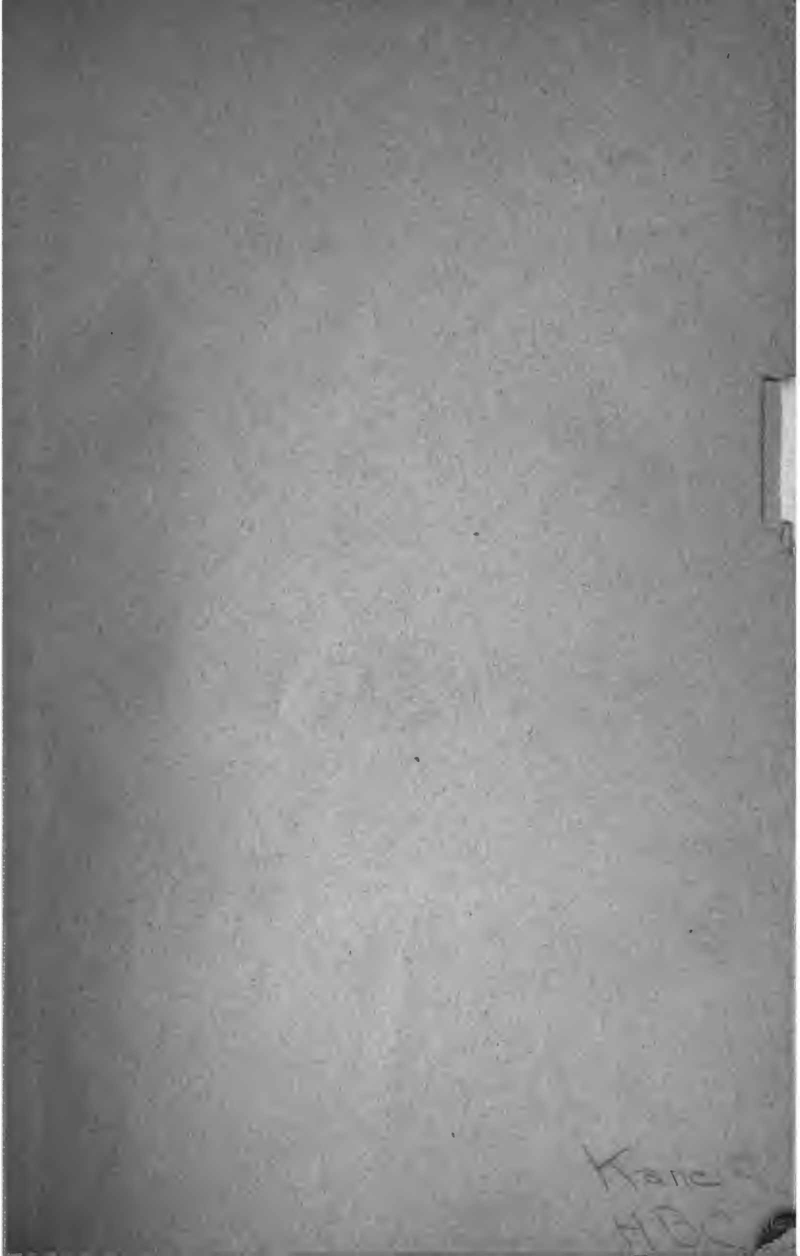
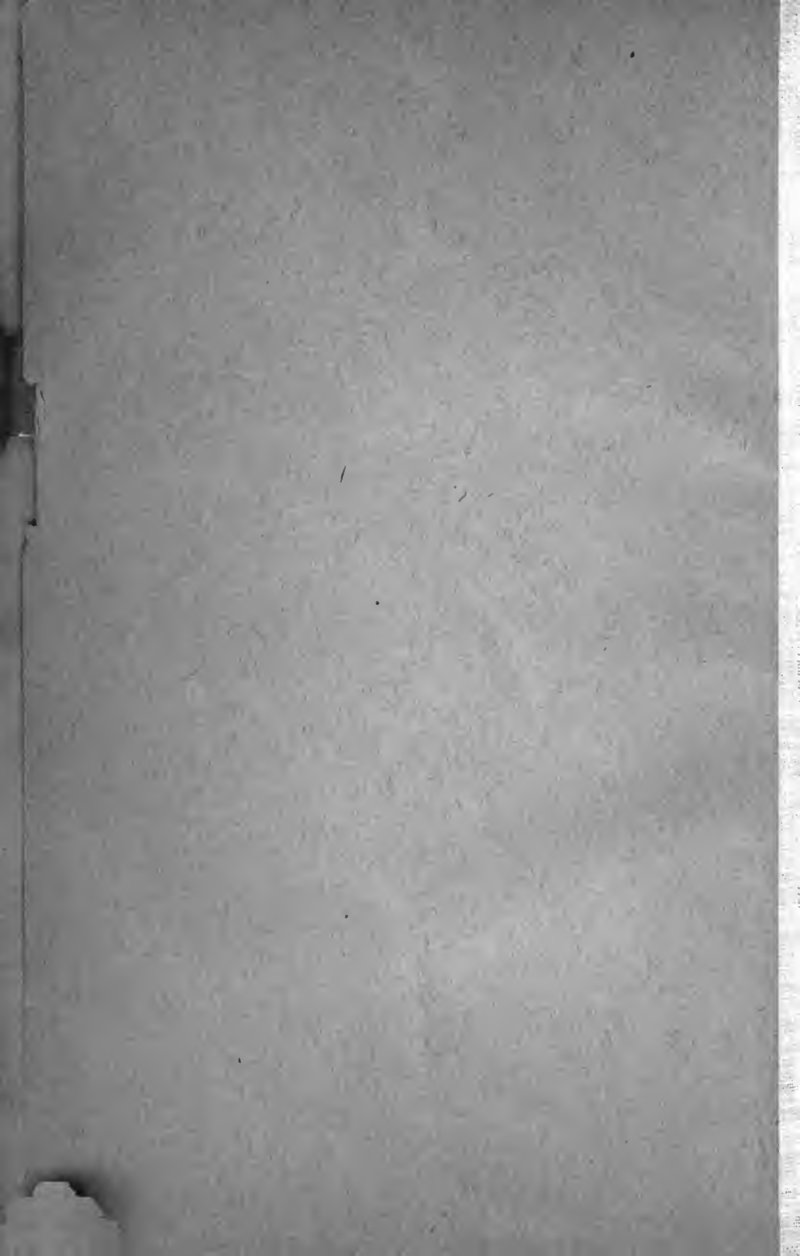


*Wanderungen eines Künstlers unter den Indianern Nordamerika's von ...*

Paul Kane





# Wanderungen

eines Künstlers

unter den Indianern Nordamerika's.

# Wanderungen

## eines Künstlers

# unter den Indianern Nordamerika's

von Canada nach der Vancouver's-Insel

und nach

Oregon durch das Gebiet der Hudsons-Bay-Gesellschaft und zurück.

Von

**Paul Kane.**

Autorisirte deutsche Ausgabe

übersetzt von

**Luise Hauthal, geb. Velthusen.**

Mit 62 in den Text gedruckten Holzschnitten und 4 Tonbildern in Buntdruck.

---


Leipzig,

Verlag von Heinrich Matthes.

1862.

# Vorrede.

Nachdem ich von dem Festlande Europa's, wo ich beinahe vier Jahr meinen Berufsstudien als Maler gelebt hatte, nach Canada zurückgekehrt war, beschloß ich, alles, was ich an Talenten und Geschicklichkeit besäße, aufzubieten, um eine die nordamerikanischen Indianer und Landschaften darstellende Reihenfolge von Bildern zu malen. Es war dies ein Gegenstand, für den ich in meinen Knabenjahren ein tiefes Interesse empfunden. Ich war gewohnt gewesen, hunderte von Indianern in der Nähe meines Geburtsdorfes zu sehen, damals Klein-York genannt, durch Schlamm und Schmutz ins Dasein sich emporarbeitend, jetzt die große Stadt Toronto, welche mit vollen frischen Kräften und kaufmännischer Bedeutung sich rasch entwickelt. Doch das Gesicht des rothen Mannes wird jetzt nicht mehr gesehen. Alle Spuren seiner Fußtapfen werden bald von seinen Lieblingsplätzen verwischt werden, und wer die Eingebornen dieses Landes in ihrem ursprünglichen Zustande sehen oder ihre heimischen Sitten und Gebräuche studiren will, muß weit durch pfadlose Wälder reisen, um sie aufzufinden. Mir waren die wilden Forste nicht ganz unbekannt, und die Indianer riefen mir alte Freunde zurück, mit denen ich in der Kindheit verkehrt, und ob ich gleich zu Anfang meiner Reisen weder den Einfluß noch die Mittel besaß, die zu solch einem Unternehmen nöthig sind, so machte ich doch die wenigen Vorbereitungen für mein künftiges Beginnen mit entschlossenem Geiste und leichtem Herzen.

Der Hauptzweck, den ich in meinem Unternehmen im Auge hatte, war, Bilder der vornehmsten Häuptlinge und ihrer ursprünglichen Costüme zu entwerfen, ihre Sitten und Gebräuche durch Zeichnungen zu veranschaulichen und die Landschaft eines fast unbekannten Landes darzustellen. Diese Gemälde mußten natürlich Erklärungen und Noten erfordern, und daher hielt ich ein Reisetagebuch, da dies die leichteste und ungezwungenste Form war, in der ich das alles, was ich etwa an Erfahrungen und Kenntnissen sammeln möchte, niederlegen konnte. Die folgenden Blätter sind die an jedem Reisetage entstandenen Notizen und nur wenig von dem Originalwortlaut abweichend, in welchen ich sie damals mit Bleistift hingeworfen; und wenn sie auch als literarisches Erzeugniß keinen Anspruch auf den Beifall des

Publikums machen, so hoffe ich doch fest, daß sie nicht allein den Wißbegierigen interessiren, sondern auch für den Historiker von wesentlichem Werthe sein werden, da sie sich nicht blos auf die weite Strecke Landes beziehen, welche an die große Kette amerikanischer Landseen grenzt, die Ansiedelung am rothen Flusse, das Thal von Saskatchawan und seine unbegrenzten Prairien, durch welche man die große Eisenbahn durch die britischen Besitzungen zu führen beabsichtigt, die den atlantischen und stillen Ocean verbinden soll; sondern auch über die Rocky Mountains am Columbia-Fluß entlang nach Oregon, Puget's Sund und der Vancouvers-Insel, wo das vor Kurzem in der Umgegend entdeckte Gold tausend kühne Abenteurer nach jenen wilden Scenen gezogen hat, zwischen denen ich fast allein umherirrte, und wo ich kaum einem Weißen begegnete, noch auch der Klang meiner eigenen Sprache mein Ohr traf.

Die nach meinen Skizzen oder vollendeten Gemälden für dieses Werk ausgeführten Illustrationen geben nur einige Proben aus den verschiedenen Klassen der Gegenstände, welche meinen Pinsel während eines fast vierjährigen Aufenthalts unter den Indianern des Nordwestens beschäftigten. Innerhalb dieses Zeitraums führte ich zahlreiche Portraits von Häuptlingen, Kriegern und Arzneimännern der verschiedenen Stämme aus, unter denen ich mich aufhielt, wie auch ihrer Weiber und Töchter. Auch indianische Fisch- und Jagdscenen, Spiele, Tänze und andere charakteristische Gebräuche nahmen meinen Pinsel in Anspruch, während ich ebenfalls des Interesses nicht vergaß, das sich auf das Landschaftliche eines neuen noch unerforschten Landes und besonders auf solche Theile desselben erstreckt, welche in genauer Beziehung zu den heimischen Legenden und Traditionen stehen oder sich sonst irgendwie an die eingebornen Stämme knüpft, wie z. B. durch ihre Lieblings-Plätze für Fischerei und Jagd, die Stätten ihrer Dörfer, die Begräbnißplätze ihrer Stämme.

Ich möchte gern die Hoffnung hegen, daß das vorliegende Werk nicht die einzige Frucht bleiben werde, die von meinen Reisen unter den indischen Stämmen in die Oeffentlichkeit gelangt, sondern, daß es nur die Neuheit und das Interesse zu veranschaulichen geeignet sei, welche diese selten besuchten Regionen besitzen, und mich in den Stand setzen möge, eine viel ausführlichere Reihe von Darstellungen zu veröffentlichen, durch welche die Eigenthümlichkeiten, Gewohnheiten und die Scenerie des Landes zur Anschauung gebracht würden.

**Paul Kane.**

# Inhalt.

Seite

## Erstes Kapitel.



## Zweites Kapitel.



## Drittes Kapitel.



## Viertes Kapitel.

## Fünftes Kapitel.



## Sechstes Kapitel.



## Siebentes Kapitel.



## Achtes Kapitel.



## Neuntes Kapitel.

Seite

## Zehntes Kapitel.



## Elftes Kapitel.



## Zwölftes Kapitel.



## Dreizehntes Kapitel.



## Vierzehntes Kapitel.

## Einundzwanzigstes Kapitel.



## Zweiundzwanzigstes Kapitel.



## Dreiundzwanzigstes Kapitel.



## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Seite

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

# Prospectus.

So eben erschien im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung:

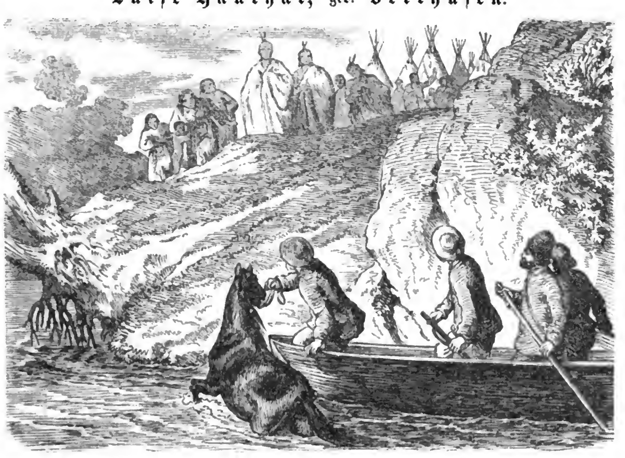
# Wanderungen
## eines Künstlers
# unter den Indianern Nordamerika's

von Canada nach den Vancouver's-Inseln, und nach Oregon durch das Gebiet der Hudsons-Bay-Gesellschaft und zurück.

Von

## Paul Kane.

Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe
übersetzt von
**Luise Hauthal, geb. Velthusen.**



circa 5 Hefte zu 3—4 Bogen.

**Mit 50—60 in den Text gedruckten Holzschnitten, 4—6 Tonbildern in Buntdruck und Karten.**

Preis des Heftes von 3—4 Bogen 10 Ngr. — 36 kr. rh. — 60 N.-kr.


Leipzig,
Verlag von Heinrich Matthes.
1862.

# Prospectus.

Nachdem ich von dem Festlande Europa's, wo ich beinahe vier Jahr meinen Berufsstudien als Maler gelebt hatte, nach Canada zurückgekehrt war, beschloß ich, alles, was ich an Talenten und Geschicklichkeit besäße, aufzubieten, um eine die nordamerikanischen Indianer und Landschaften darstellende Reihenfolge von Bildern zu malen. Es war dies ein Gegenstand, für den ich in meinen Knabenjahren ein tiefes Interesse empfunden. Ich war gewohnt gewesen, hunderte von Indianern in der Nähe meines Geburtsdorfes zu sehen, damals Klein-York genannt, durch Schlamm und Schmutz ins Dasein sich emporarbeitend, jetzt die große Stadt Toronto, welche mit vollen frischen Kräften und kaufmännischer Bedeutung sich rasch entwickelt. Doch das Gesicht des rothen Mannes wird jetzt nicht mehr gesehen. Alle Spuren seiner Fußtapfen werden bald von seinen Lieblingsplätzen verwischt werden, und wer die Eingebornen dieses Landes in ihrem ursprünglichen Zustande sehen oder ihre heimischen Sitten und Gebräuche studiren will, muß weit durch pfadlose Wälder reisen, um sie auf zu finden. Mir waren die wilden Forste nicht ganz unbekannt, und die Indianer riefen mir alte Freunde zurück, mit denen ich in der Kindheit verkehrt, und ob ich gleich zu Anfang meiner Reisen weder den Einfluß noch die Mittel besaß, die zu solch einem Unternehmen nöthig sind, so machte ich doch die wenigen Vorbereitungen für mein künftiges Beginnen mit entschlossenem Geiste und leichtem Herzen.

Der Hauptzweck den ich bei meinem Unternehmen im Auge hatte, war, Bilder der vornehmsten Häuptlinge und ihrer ursprünglichen Costüme zu entwerfen, ihre Sitten und Gebräuche durch Zeichnungen zu veranschaulichen und die Landschaft eines fast unbekannten Landes darzustellen. Diese Gemälde mußten natürlich Erklärungen und Noten erfordern, und daher hielt ich ein Reisetagebuch, da dies die leichteste und ungezwungenste Form war, in der ich das alles, was ich etwa an Erfahrungen und Kenntnissen sammeln möchte, niederlegen konnte. Die folgenden Blätter sind die an jedem Reisetage entstandenen Notizen und nur wenig von dem Originalwortlaut abweichend, in welchen ich sie damals mit Bleistift hingeworfen; und wenn sie auch als literarisches Erzeugniß keinen Anspruch auf den Beifall des Publikums machen, so hoffe ich doch fest, daß sie nicht allein den Wißbegierigen interessiren, sondern auch für den Historiker von wesentlichem Werthe sein werden, da sie sich nicht blos auf die weite Strecke Landes beziehen, welche an die große Kette amerikanischer Landseen grenzt, die Ansiedelung am rothen Flusse, das Thal von Sascatchawan und seine unbegrenzten Prairien, durch welche man die große Eisenbahn durch die britischen Besitzungen zu führen beabsichtigt, die den atlantischen und stillen Ocean verbinden soll; sondern auch über die Rocky Mountains am Columbia-Fluß entlang nach Oregon, Puget's Sund und der Vancouver's Insel, wo das vor Kurzem in der Umgegend entdeckte Gold, tausend kühner Abentheurer nach jenen wilden Scenen gezogen hat, zwischen denen ich fast allein umherirrte, und wo ich kaum einem Weißen begegnete, noch auch der Klang meiner eigenen Sprache mein Ohr traf.

Die nach meinen Skizzen oder vollendeten Gemälden für dieses Werk ausgeführten Illustrationen geben nur einige Proben aus den verschiedenen Klassen der Gegenstände, welche meinen Pinsel während eines fast vier-

jährigen Aufenthalts unter den Indianern des Nordwestens beschäftigten. Innerhalb dieses Zeitraums führte ich zahlreiche Portraits von Häuptlingen Kriegern und Arzneimännern der verschiedenen Stämme aus, unter denen ich mich aufhielt, wie auch ihrer Weiber und Töchter. Auch indische Fisch- und Jagdscenen, Spiele, Tänze und andere characteristische Gebräuche nahmen meinen Pinsel in Anspruch, während ich ebenfalls des Interesses nicht vergaß, das sich auf das Landschaftliche eines neuen noch unerforschten Landes und besonders auf solche Theile desselben erstreckt, welche in genauer Beziehung zu den heimischen Legenden und Traditionen stehen oder sich sonst irgendwie an die eingebornen Stämme knüpft, wie z. B. durch ihre Lieblings-Plätze für Fischerei und Jagd, die Stätten ihrer Dörfer, die Begräbnißplätze ihrer Stämme.

Ich möchte gern die Hoffnung hegen, daß das vorliegende Werk nicht die einzige Frucht bleiben werde, die von meinen Reisen unter den indischen Stämmen in die Oeffentlichkeit gelangt, sondern, daß es nur die Neuheit und das Interesse zu veranschaulichen geeignet sei, welche diese selten besuchten Regionen besitzen, und mich in den Stand setzen möge, eine viel ausführlichere Reihe von Darstellungen zu veröffentlichen, durch welche die Eigenthümlichkeiten, Gewohnheiten und die Scenerie des Landes zur Anschauung gebracht würden.

**Paul Kane.**

---

# Inhalt:

---

Druck von Umlauf & Lüder in Leipzig.



Paul Kane. del.

PORTRAIT EINES CREE-MÄDCHENS VON HALBER KASTE.



# Erstes Kapitel.

Abreise von Toronto. — Ein indianisches Dorf. — Bildniß des „Großen Hechtes." — Die Häuptlinge von Saugeen. — Ein Insel-Labyrinth. — Das Lager. — Ein indianischer Kessel Fische. — Häusliche Plagen der Weiber. — Manetouawning. — Anecdote von dem Häuptling Sigennok. — Die ägyptische Sphinx auf indianischen Pfeifen. — Eine Serenade. — Der Beschwörer. — Die Macht der Liebe. — Die Flucht. — Heraldische Devisen. — Abreise nach dem Sault St. Marie.



Es war am 17. Juni 1845, als ich mit Mappe und Farbenkasten, Flinte und Munitionsvorrath ganz allein Toronto verließ und den gradesten Weg nach dem Simcoe-See einschlug. Von dort schiffte ich mich auf dem Dampfer nach Orilla ein und ließ mich nach der Sturgeon-Bai am See Huron übersetzen, wo ich einen Indianer mit einem Canot miethen mußte, da kurz vor meiner Ankunft in „Cold-Waters" das Paketboot bereits nach Penetanguishene abgegangen war. Nachdem wir die ganze Nacht gerudert, holten wir es am nächsten Morgen bei Penetanguishene oder der „Rollenden Sandbank" ein, welches an einer tiefen Bai gelegen ist, die einen sichern Hafen für Schiffe jeder Größe bildet. Der Ort ist von den Indianern so genannt worden wegen eines Uferhanges von rollendem Sand am Eingang der Bai. Es findet sich dort ein Schiffs-Depot, und man unterhält ein Dampfboot zur Ausführung kleiner Inspektionsreisen um den See und seine Ufer. Außer diesem

Depôt findet man dort ein von einigen Weißen und Half-breeds (Mischlingen) bewohntes Dorf.

Wir verließen am 20. Penetanguishene und kamen denselben Abend bei Owens-Sund an. Hier traf ich drei Männer, welche nach Saugeen wollten, 35 oder 40 Meilen westlich von diesem Orte, wo ein Rath von Häuptlingen zusammenkommen sollte, um über den Verkauf einer Strecke Landes an die Provinzial-Regierung zu verhandeln.

Nachdem ich einen Indianer angenommen, um mein Gepäck zu tragen und mir gleichzeitig als Führer zu dienen, ging ich in Gesellschaft derselben zu Fuß ab. Unsere Reise war eine unangenehme, durch Wälder und Sümpfe; der Regen goß fortwährend in Strömen herab. Wir mußten unser Nachtquartier, ohne Abendessen und ohne jeglichen Schutz, in unsern nassen Kleidern aufschlagen, da wir, in der Hoffnung Saugeen denselben Abend noch zu erreichen, versäumt hatten Decken und Lebensmittel mitzunehmen.

Wir brachen am nächsten Morgen früh auf und kamen gegen Mittag in Saugeen an, wo wir eine große Anzahl Indianer trafen, die dort wie gewöhnlich mit lärmendem Singen und Beten unter dem Vorsitze von sechs oder sieben Methodisten-Predigern ein Feldmeeting hielten.

Das indianische Dorf Saugeen — Mündung eines Flusses — enthält ungefähr 200 Bewohner (Ojibeways.) Es ist die Stätte eines früheren Schlachtfeldes, auf dem Ojibbeways und Mohawsk zusammen kämpften; hiervon liefern die über den Erschlagenen aufgeführten Hügel mit den durch die Erdoberfläche hervorragenden Knochen reichliche Beweise.

Das Land ringsumher ist vortrefflich, doch ist nur ein kleiner Theil bebaut, da die Bewohner hauptsächlich von Fischen leben, die in großer Menge am Eingang des Flußes gefangen werden. Sie tödten auch das Wild zu Hunderten, indem sie in einer Ausdehnung von vielen Meilen einen Zaun errichten, hinter welchem die Indianer sich verstecken; wenn das Wild bei seinen jährlichen Wanderungen eine Oeffnung in dieser Umzäunung sucht, fällt es dann der das Ziel nie verfehlenden Hand der Rothhäute zum Opfer. Ich zeichnete den vornehmsten Häuptling, Maticwaub oder der Bogen genannt.

Die Bande, deren oberster Häuptling er ist, bildet einen Theil der großen Nation der Ojibbeways, welche noch die Ufer des Huron-, Michigan- und Superior-Sees bewohnt. Eine zweite große Bande befindet sich außerdem an dem obern Mississipi, 90 oder 100 Meilen oberhalb der Fälle des heiligen Antonius; sie sprechen dieselbe Sprache; ihre medicinischen Tänze, Mataway genannt, und ihre Feste sind in jeder Hinsicht dieselben und sprechen dafür, daß sie, obwohl so weit zerstreut, dennoch ein Volk sein müssen. Einen andern Zweig von ihnen, die Pilleurs genannt, findet man zweihundert bis dreihundert Meilen nördlicher. Dieser Name ist ihnen wegen ihrer diebischen Eigenschaften beigelegt worden, und sie haben ihn, wie ich einige Jahre später, als ich ihr Land besuchte, leider inne ward, reichlich verdient.

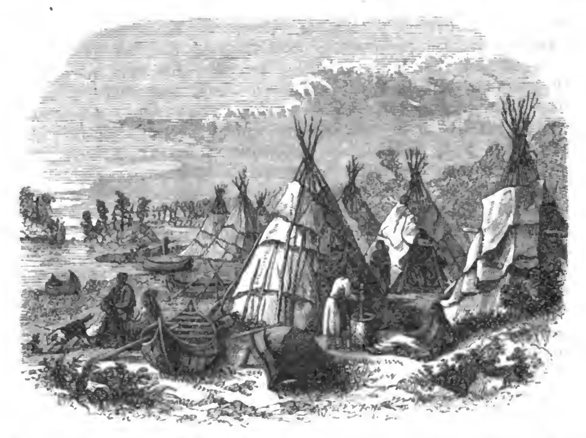
Ich zeichnete auch einen Häuptling, Maskuhnoonjee oder der „große Hecht" genannt. Dieser Mann war sehr stolz darauf, daß er abkonterfeit wurde, und legte seine Häuptlingsmedaille an, welche die Regierung denen

verleiht, die sie als Häuptlinge anerkennt. Es ist mir niemals vorgekommen, daß ein Häuptling eins dieser Ehrenzeichen verkauft hätte, das sie bei unwichtigen Gelegenheiten selten tragen. Ich hatte viel Mühe, ein interessantes Mädchen, die Tochter eines Häuptlings vom St. Clair=See zu bereden, daß sie mir zu ihrem Portrait sitzen möchte, obschon ihr Vater darauf bestand; ihre Abneigung rührte von der abergläubischen Annahme her, daß sie dadurch sich unter die Gewalt des Besitzers dessen, was die Indianer als ein zweites Selbst betrachten, bringen möchte. Auch Wah=pus, „das Kaninchen", erlaubte mir sein Portrait zu machen. Er wohnt bei Owen's=Sund und war früher eben so sehr wegen seiner unbesiegbaren Wildheit und Unmäßigkeit bekannt, als jetzt wegen seiner Mäßigkeit und Weisheit. Diese Veränderung in seinem Character wird dem Einfluß der methodistischen Missionaire, deren Kirche er sich angeschlossen hat, zugeschrieben. Er war der erste Indianer unter denen, welche ich gesehen, dessen Haar bis auf eine Schopflocke ausgerissen war; diese Gewohnheit ist unter vielen indianischen Stämmen verbreitet, obgleich sie bei keinem ganz allgemein ist.

Ich blieb ungefähr zehn Tage in Saugeen und wohnte bei der Familie eines Indianers, der als Wesleyanischer Missionair ausgebildet worden war. Dann kehrte ich nach Owen's=Sund zurück, begleitet von einem jungen Manne, Namens Dillon, der lebhaft gewünscht hatte sich meinem Ausfluge anzuschließen. Bei meiner Ankunft am Sund kaufte ich ein Canot und einen Vorrath Lebensmittel und schiffte mich mit meinem Gefährten nach Penetanguishene auf unserm Wege nach den Manitoulin=Inseln ein. Am vierten Tage kamen wir bei der „Christian=Insel" vorbei, auf welcher noch die Ruinen eines Festungswerkes, das von zwei Jesuitenpriestern gebaut worden sein soll, standen, welche mit einer großen Bande Huronen sich auf die Insel retteten, nachdem sie von den Irokesen geschlagen worden waren. Sie vertheidigten das Fort, bis sie fast alle von Hunger und Krankheit aufgerieben waren, worauf die Missionaire die Ueberlebenden nach Quebec führten. Den Tag darauf erreichten wir Penetanguishene, wo wir einen frischen Mundvorrath erlangten. Dann wanden wir uns durch ein Labyrinth von Inseln von jeder Größe und Form, deren Zahl, wie man sagt, mehr als 30,000 beträgt, und da wir beide der Schifffahrt unkundig waren, so verloren wir uns fortwährend auf malerischen Irrwegen, indem wir im leichten Canot dahinglitten, ganz entzückt von der immer wechselnden Landschaft. Wir fischten und jagten vierzehn Tage lang und merkten nicht, wie die so angenehm verlebte Zeit dahinrollte. Wir sahen nur zwei oder drei Indianer, da die meisten uns vorausgeeilt waren, um ihre Geschenke zu empfangen.

Die umstehende Abbildung stellt ein indianisches Lager zwischen den Inseln des Huron=Sees dar. Die Wigwams sind aus Birkenrinde gemacht, die in langen Stücken von den Bäumen geschält und mit starken Wurzelfasern zusammengenäht wird; wenn die Birke nicht leicht zu erlangen ist, so flechten sie Binsen zu Matten, die man Apuckway nennt, um als Bedeckung zu dienen, und strecken sie auf dieselbe Weise wie die Rinde, auf acht oder zehn oben zusammengebundenen und je nach dem zu dem Zelt erforderlichen Kreise in die Erde gepflanzten Stangen rings herum, während oben eine Oeffnung bleibt,

um den Rauch hinauszulassen. Das Feuer wird in der Mitte der Hütte gemacht, und die Bewohner schlafen rund um dasselbe, die Füße demselben zugekehrt. Diese Hütten sind, was Wärme betrifft, viel behaglicher, als man



anfänglich ihres leichten Aussehens wegen vermuthen möchte. Einem Weißen werden sie fast unerträglich durch ihren Schmutz und Gestank und ihr Ungeziefer; aber die Indianer sind ohne Unterschied schmutzig, und das muß schon etwas Furchtbares sein, was sie bewegen kann, sich eine halbstündige Mühe zu machen, um ihre Hütte fortzubewegen. Was das betrifft, den Schmutz wegzuschaffen, das geschieht nimmermehr. Auch ihre Canots werden aus Birkenrinde gefertigt, die über ein sehr leichtes Gerüst von gespaltenen Cederlatten gespannt wird; der Symmetrie und Form widmen sie die größte Aufmerksamkeit. Sie reisen viel und sind oft dem rauhen Wetter in diesen Booten ausgesetzt, welche, da sie äußerst leicht sind, bequem über die „Portages" getragen werden.

Es ist wohl zweckmäßig hier zu erwähnen, daß die Bezeichnung „Portages" solchen Stellen beigelegt wird, welche es nöthig machen die Canots aus dem Wasser zu heben und durch die Männer die Höhe hinantragen zu lassen und „Discharges", solchen flachen Stellen oder Strömungen, welche die Canots nicht passiren lassen, ohne daß man sie bedeutend leichter macht oder ganz leert und dann mit Stricken über die Hindernisse hinwegzieht.

Sie machen aus Birkenrinde ihre Mohcocks oder Kessel, in welchen sie Fische und Wildpret kochen. Das geschieht, indem sie rothglühende Steine ins Wasser werfen, und es ist zum Erstaunen, wie schnell eine Indianerin auf diese Weise einen Fisch zu kochen vermag Die Indianer, welche um den

Huron-See wohnen, bauen ziemlich viel Korn, das getrocknet und dann in einer Art Mörser gestampft wird, welcher, wie die Skizze darstellt, aus einem hohlen Klotz gebildet ist.

Die Indianer in dieser Nachbarschoft bedienen sich, da sie in einer unmittelbaren Verbindung mit den Weißen stehen, der Flinten und anderer Waffen; Bogen und Pfeile sieht man selten, außer bei Kindern. Wie bei allen anderen Stämmen der nordamerikanischen Indianer, verrichten die Weiber alle Arbeiten des Haushalts, tragen Holz, bauen Hütten und kochen. Ich bemerkte hier einen Gebrauch unter den Weibern, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den alten Sitten der Juden hat. Zu gewissen bestimmten Zeiten ist ihnen nicht der geringste Verkehr mit dem übrigen Stamme gestattet, sondern sie müssen eine kleine Hütte nicht weit von dem Lager bauen, in der sie bis zu ihrer Genesung völlig abgeschieden leben.

Ehe wir in die Bai von Manetouawning einfuhren, stiegen wir auf einer der Spider-Islands (Spinnen-Inseln) ans Land, um einem Regenguß zu entgehen, und fanden dort eine einzelne Hütte. Eine Frau und ihre beiden Kinder waren da; die Männer dagegen befanden sich in einiger Entfernung auf dem Fischfang, der während des Sommers eine Hauptbeschäftigung der umwohnenden Indianer ausmacht, da es sehr wenig Wild gibt, außer hin und wieder einen Bären oder Hirsch und zu bestimmten Zeiten des Jahres Enten. Da der Nachmittag heiter war, so hatte ich eine schöne Aussicht auf die Glockenberge (La Cloche mountains) und brachte den Rest des Abends skizzirend zu.

Manetouawning liegt am äußersten Ende einer sechs Meilen langen Bai auf der großen Manetoulin-Insel und ist auf dem von uns eingeschlagenen Wege 200 Meilen von Penetanguishene entfernt.

Das Wort Manetouawning bedeutet „das Loch des Geistes.“ Das Dorf besteht aus vierzig oder funfzig Loghäusern, welche die Provinzial-Regierung für die Indianer hat bauen lassen. Es ist daselbst eine Mission mit einer Kirche und einem Pastor, einem indianischen Agent, einem Arzt und einem Hufschmidt, die alle von der Regierung bezahlt werden. Ich fand beinahe zweitausend Indianer hier, die auf die Ankunft des mit ihren jährlichen Geschenken beladenen Schiffes warteten, unter welchen sich Flinten, Munition, Aexte, Kessel und andere dem Indianer nützliche Geräthe befinden.

Der oberste Häuptling hier ist Sigennok; er ist ein mit Verstand und Scharfsinn begabter Indianer; man hat ihn dazu bestimmt, seinem Stamme den Jedwedem zukommenden Antheil der jährlich zugeschickten Geschenke auszutheilen. Er bezieht als Dollmetscher ein Gehalt von der britischen Regierung. Dieses wird ihm aus Staatsklugheit gezahlt; denn obgleich er, da er kein Englisch spricht, als Dollmetscher unnütz ist, so hat er doch eine so natürliche Beredtsamkeit, daß er einen bedeutenden Einfluß auf seinen Stamm besitzt; eben dieser seiner unermüdlichen Zungenfertigkeit verdankt er seinen Namen, welcher „the Blackbird“, die Amsel, bedeutet. Folgende Character beweisende Anecdote wurde mir von Kapitain Anderson, gegenwärtigem Oberaufseher der indianischen Angelegenheiten, erzählt: Sigennok hatte in seinen jüngern Jahren die unausgesetzte Gewohnheit bis zum Uebermaß zu trinken und war, wenn er

unter dem Einfluß des genossenen Getränkes stand, ein vollständiger Wahnwitziger, der nur durch Gewalt in Schranken gehalten werden konnte; da indessen der Versuch ihn dem nothwendigen Zwange zu unterwerfen wegen seiner herkulischen Kraft von nicht geringer persönlicher Gefahr begleitet war, so pflegte seine Umgebung das Maß des stimulirenden Getränkes zu vermehren und ihn damit zu versorgen, bis er bewußtlos wurde, anstatt sich der aus seiner unlenksamen Heftigkeit hervorgehenden Gefahr auszusetzen. Eines Tages als er in diesem Zustande bewußtloser Trunkenheit war, sah ihn Kapitain Anderson, der dazumal die Stelle eines indianischen Agenten bekleidete, vor seiner Hütte in einem solchen Anfalle der Betäubung liegen, band ihm Hände und Füße mit starken Stricken und setzte einen kränklichen krüppelhaften Knaben neben ihn, um ihn zu bewachen, mit der Weisung augenblicklich zu ihm (dem Kapitain Anderson) zu eilen, sobald der Schläfer aufwachte und ihn durchaus nicht wissen zu lassen, wer ihn gebunden. Nach einigen Stunden kam er zu sich und fragte ärgerlich den Knaben, wer ihn so unwürdig behandelt habe. Der kleine Bursche hinkte, anstatt die Frage zu beantworten, zum Kapitain fort: derselbe eilte sofort zu seinem Gefangenen, der ihm dieselbe Frage stellte wie zuvor dem Knaben und wüthend seine Befreiung verlangte. Der Kapitain antwortete, der Knabe habe ihn auf seinen eigenen Befehl gebunden, und er habe stundenlang, dem Hohn des ganzen Lagers ausgesetzt, dagelegen. Er nahm die Gelegenheit wahr, sich stark über die Schmach auszusprechen, der ein so großer Krieger sich also unterworfen, nur um einer niedrigen und widerwärtigen Neigung zu fröhnen, welche ihn offenbar



unter das unvernünftige Thier stelle, das niemals seinen Verstand oder die Kraft opfert, sich gegen die ihm von seines Gleichen zugefügte Verletzung oder Beleidigung zu schützen.

Sigennok, gedemüthigt in seinem Stolze und tief gekränkt durch die Erniedrigung, in die er sich selbst versetzt hatte, — da er gewissermaßen in der Gewalt des Hülflosesten in seinem ganzen Stamme gewesen —, faßte den raschen Entschluß seine Lieblingsneigung für immer aufzugeben und versprach dem Kapitain Anderson, daß, wofern er ihn von seinen Banden befreite, er nie wieder erhitzende Getränke anrühren wolle. Der Kapitain nahm ihn beim Wort und löste seine Fesseln. Drei und dreißig Jahre waren seit diesem Vorfall verstrichen, und nie hat Sigennok sein Versprechen seitdem gebrochen.

Aw=bon=waish=kum besitzt in hohem Grade die bezeichnenden Merkmale eines Indianers: kleine stechende Augen, hohe Kinnbackenknochen, großer Mund, hervorragende und hängende Lippen sind starke Kennzeichen der Race. Dieser Häuptling ist ein Mann von viel Verstand und Urtheilskraft.

Die beifolgende Skizze stellt eine Pfeife dar, welche Awbonwaishkum aus einem dunkelfarbigen Steine geschnitzt hatte. Die einzigen Werkzeuge, deren er sich dabei bediente, waren ein altes Messer und eine zerbrochene Feile. Ich überlasse es den Antiquaren zu erklären, wie es kommt, daß der Kopf dieser Pfeife eine so große Aehnlichkeit mit dem Haupte einer egyptischen Sphinx hat. Ich fragte Awbonaiswhkum, ob er von irgend einer an die Gestaltung sich knüpfenden Sage Kenntniß habe; aber die einzige Erklärung, welche er zu geben vermochte, war die, daß seine Vorväter ähnliche Pfeifen mit ebenso gestaltetem Haupte als Pfeifenkopf geformt hätten, und daß er deshalb voraussetzte, das Modell habe stets unter den Indianern existirt.



Eines Abends als ich in der Nachbarschaft des Lagers umherschweifte, hörte ich den Klang irgend eines musikalischen Instruments und als ich mich dem Spielenden nahte, der unter einem Baume lag, fand ich, daß er auf einem dem Flageolet in der Zusammensetzung sehr ähnlichen aber im Klange bei weitem sanfteren Instrumente spielte. Dieser Instrumente bedienen sich insbesondere Liebende, welche stundenlang in der Nachbarschaft der Hütte ihrer Geliebten zu spielen pflegen. Ich habe oft mit Vergnügen dieser Musik gelauscht, während ihre einfachen und klagenden Töne verstohlen durch die Stille



des Waldes drangen. Der Liebende machte aus seiner Absicht kein Geheimniß, sondern unterhielt sich mit mir frei über den Gegenstand seiner Liebe.

Die Indianer kommen alljährlich in Manetouawning von allen Ufergegenden der Seen Huron, Nipissing und Superior zusammen, so wie von allen benachbarten Inseln. Bei der Ankunft der Geschenke setzen sich die Indianer, Männer und Frauen, in Begleitung ihrer Kinder, reihenweise ins Gras, jeder Häuptling an der Spitze seiner kleinen Schaar, die Namen und Zahl ihrer Mitglieder Sigennok angebend, welcher hier ganz in seinem Element erscheint und mit großer Unparteilichkeit die Güter vertheilt. Er ist wirklich ein sehr nützlicher Mann. Seine Stimme übertönt nach allen Richtungen hin den allgemeinen Zungenlärm, seine angeborne Beredtsamkeit nimmt kein Ende und scheint die Wirkung zu haben jedes neidische oder unbehagliche Gefühl zu beschwichtigen und Alle in guter Laune und gehöriger Ordnung zu erhalten.

Unter den vielen hier versammelten Indianern war einer, welcher durch sein ehrwürdiges und vornehmes Ansehen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Auf meine Frage, wer er sei, erfuhr ich, daß er Shawwanossoway oder „Einer mit dem Gesicht gen Westen," hieß und als großer Arznei-Mann gelte, der sehr geübt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sei. Da ich zufälliger Weise ein paar Tage vorher einige Gegenstände aus meinem Zelte verloren, beschloß ich, um mit ihm Bekanntschaft anzuknüpfen und meine Neugierde zu befriedigen, mich an den Seher zu wenden. Als ich ihm meinen Fall vorlegte, sagte er mir, daß seine Macht, da, wo die weißen Gesichter betheiligt seien, keine Wirkung habe, und ich konnte, ungeachtet ich eine sehr reichliche Belohnung bot, ihn nicht überreden seine Zauberkünste in Anwendung zu bringen. Er war, wie man mir sagte, in seiner Jugend ein berühmter Krieger gewesen, doch sollte er in Folge eines romantischen Erlebnisses den Tomahawk und das Scalpirmesser für den friedlichen Beruf des Arznei-Mannes vertauscht haben oder, nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise, für den eines Zauberers und Beschwörers, und in diesem hat er unter seinem Volke einen großen Ruf erlangt.

Vor vielen Jahren wohnte eine Bande der Ojibbeways an den Ufern eines der großen Seen. Unter ihnen befand sich eine Familie, die aus Vater und Mutter, einem erwachsenen Sohne und einer erwachsenen Tochter bestand; letztere hieß Awh-mid-way oder „es ist Musik in ihren Fußtritten": sie übertraf an Schönheit alle Jungfrauen ihres Stammes, und alle jungen Krieger ihrer Nation warben um sie. Bald gelang es Muk-e-tick-enow oder „dem schwarzen Adler," der wegen seiner Kühnheit auf dem Schlachtfeld und auf der Jagd in hohem Rufe stand, durch seine Huldigungen ihre ungetheilte Zuneigung zu gewinnen; sie verbarg ihm auch diesen ihm günstigen Zustand ihrer Empfindungen nicht, sondern hatte in Uebereinstimmung mit den Gebräuchen ihres Volkes ohne Zögern die brennende Barke gelöscht, welche er auf dem an ihrer Hütte vorbeifließenden Strome hinunterfluthen ließ, und hatte ihn somit als ihren angenommenen Liebhaber anerkannt. Gestützt auf das Vertrauen ihr Herz zu besitzen, richtete er sein ganzes Streben dahin, sich die Eltern geneigt zu machen, und bemühte sich eifrig ihnen einen Ersatz zu bieten, der sie für den Verlust, welchen sie in einer so innig geliebten Tochter

erlitten, entschädigen könnte. Zu diesem Zwecke begab er sich auf eine lange und weite Jagdpartie, und während er alle geistigen und körperlichen Kräfte aufbot, um Trophäen und Geschenke zu sammeln, durch welche er ihre Gunst gewinnen und dem Gegenstande seiner Anbetung seine ganze Hingebung zeigen könnte, brachte ihr böses Geschick Shawwannossoway, einen damals großen Häuptling in der Fülle seiner männlichen Kraft und Frische, in ihr Lager; er kehrte von einem kriegerischen Ausfluge zurück, auf dem er sich sehr ausgezeichnet und seinen Ruf, der Schrecken seiner Feinde so wie der Ruhm seiner Freunde zu sein, weit umher verbreitet hatte.

Da er von den überirdischen Reizen Awh-mid-way's gehört hatte, erschien er vor ihr, umgürtet mit den Kopfhäuten seiner Feinde und beladen mit Siegestrophäen. Kaum hatte er sie erblickt, als er auch schon, von ihren Reizen bewältigt, sich ihrem Dienste widmete und durch Alles was nur irgend die leidenschaftlichste Liebe eingeben kann, ihre Achtung zu erwerben suchte. Er erzählte von den zahlreichen Schlachten, die er gewonnen, von den Feinden, die er erschlagen; er zeigte die dampfenden Kopfhäute, welche er dem besiegten Feinde abgenommen, — Kriegern, die der Schrecken seines Volkes gewesen waren: er nannte die vielen Häuptlinge, welche bei ihm um Frieden eingekommen waren, und zugleich bediente er sich jeglicher List, um das Wohlwollen der Eltern zu gewinnen, welche, stolz auf die große Eroberung — wie sie zu sagen pflegten, — die ihre Tochter gemacht hatte, ihm mit Entzücken zuhörten und sie mit aller Ueberredungskraft zu dem Entschlusse drängten, einen so ausgezeichneten Häuptling zum Gatten zu nehmen, indem sie sich in Betrachtungen über die Ehre ergingen, welche solch eine Verbindung ihrer Familie bringen werde. Aber treu ihrem ersten Geliebten, war sie für alle Betheurungen seines Nebenbuhlers taub, und was er von Siegen und Trophäen erzählte, rief nur ihren Abscheu hervor.

Doch unbiegsam in seinem Vorsatz und entschlossen sie zu gewinnen, sei es durch rechtliche oder unrechtliche Mittel, beharrte Shawwanossoway in seiner Bewerbung, indem er der Zeit und dem Zufall vertraute und durch sie seinen Zweck zu erreichen dachte. Das arme Mädchen, das nun durch seine unablässige Verfolgung wahrhaft elend war, welche die Drohungen der Eltern begleiteten die sich fest vornahmen, das, was sie als rebellischen Starrsinn ihres Kindes betrachteten, zu besiegen, kam endlich zu dem Entschluß, die Großmuth und Ehre ihres Verfolgers anzurufen, und gestand, da sie auf seine Langmuth baute, zu unseliger Stunde die langgehegte Liebe für Muck-e-tick-now. Kaum hatte er entdeckt, aus welchem Grunde seine Bewerbung zurückgewiesen worden, als Wuth und Eifersucht sein Herz ganz in Besitz nahmen und Rachepläne in rascher Folge sich entwickelten, bis er die Ermordung seines Nebenbuhlers beschloß. Da er von seiner arglosen Angebeteten den Weg erfahren, den ihr Geliebter eingeschlagen, folgte er seiner Spur, erreichte sein Lager, kroch, indem er sich hütete bemerkt zu werden, nach dem Feuer hin, wo sein Opfer allein bei der Bereitung seiner Abendmahlzeit saß, und erschoß es von hinter einem Baum. Nachdem er den todten Körper zwischen etwas Buschwerk versteckt, nahm er das Wild seines getödteten Nebenbuhlers, um seine eigene Abwesenheit dadurch zu erklären, und eilte nach

dem Dorfe zurück, wo er seine Bewerbung noch feuriger erneute, zur äußersten Verzweiflung und Enttäuschung Awh=mid=way's, welche seine Erklärungen immer noch mit Entrüstung zurückwies, bis sie endlich, durch die entschiedenen Befehle und Drohungen ihrer Eltern gedrängt und in der Hoffnung durch irgend eine List den Unglückstag zu verschieben, einwilligte den Zeitpunkt zu nennen, wo sie ihn als Gatten annehmen wolle. Sie baute fest darauf, daß ihr Geliebter inzwischen zurückkehren und sie von der ihr drohenden Selbstopferung erretten würde, und verbarg, so gut sie es vermochte, den wachsenden Abscheu vor ihrem Verfolger.

Endlich kam der gefürchtete Tag, aber der Geliebte erschien natürlich nicht. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß seine zerschmetterten Gebeine eine Beute der Raubthiere des Waldes geworden; denn immer noch lenkte die Hoffnung ihren Blick nach der Richtung hin, in welcher sie ihn damals hatte fortwandern sehen, als Alles noch im Sonnenschein zukünftigen Glückes vor ihr lag. Mit brennenden Augen und brechendem Herzen sah sie den Abend heranrücken, der sie unwiderruflich einem Manne verbinden sollte, den sie verabscheute.

Das bräutliche Canot, welches nach indischem Gebrauch mit allen nöthigen Vorräthen versehen worden war, um das vermählte Paar für eine Reise von der Dauer eines Monats allein aufzunehmen, worin in der That die einzige Trauformel besteht, lag schon am Ufer. Die Nacht war hereingebrochen, das Hochzeitsfest bereitet — das letzte Fest, an welchem sie im väterlichen Hause Theil nehmen sollte — als, siehe da, die Braut vermißt wurde, und Bestürzung an die Stelle der Heiterkeit und des hochzeitlichen Gewühles trat. Eifrig hatte man sie mit Fackelschein und Rufen in den benachbarten Waldungen gesucht, doch kein antwortender Laut drang an ihr Ohr, obgleich das Suchen mit unermüdetem Eifer bis Tagesanbruch fortgesetzt wurde. Da merkte man zum ersten Mal, daß das Hochzeitsboot verschwunden war und indem man daraus schloß, daß sich die Braut desselben zu ihrer Flucht bedient hatte, so brach Shawwanossoway in Begleitung ihres Bruders, um ihr zu folgen, zu Fuß in der Richtung des Ufers auf.

Als sie einige Stunden gegangen waren, erblickten sie das Canot und seine schöne Führerin in der Ferne. Indem sie ihre Eile verdoppelten, erreichten sie einen Punkt, um welchen es nothwendigerweise herumkommen mußte. Hier schwamm der Liebhaber hinaus in den Fluß, um ihm den Weg abzuschneiden. Vergebens suchte er durch alle Mittel, die er ersinnen konnte, sie zu bewegen, daß sie anhalten und ihn an Bord nehmen möchte. Besiegt durch ihre entschlossene Weigerung und durch die Kraft und Gewandtheit, womit sie das Ruder führte, war er genöthigt die Verfolgung aufzugeben und an das Ufer zurückzukehren. Kaum war er gelandet, als ein heftiger Sturm, begleitet von Donner, Blitz und Regenströmen, sich erhob und das Paar zwang sein Nachtquartier aufzuschlagen. Sie verharrte, ungeachtet des Sturmwetters in ihren Anstrengungen, bis die Schatten der Nacht sie den Blicken ihrer Verfolger entzogen. Mit Tagesanbruch zerstreuten sich die Wolken, und sie setzten ihre Verfolgungen fort, bis sie endlich das Canot erspähten, das auf dem Ufer lag. In dem Glauben, nun ihren Zweck erreicht zu haben, be=

schleunigten sie ihre Schritte; doch da sie näher heran kamen, gewahrten sie eine Schaar Wölfe, und man kann sich das Grausen denken, das sie ergriff, als sie von dem Wesen, das sie liebten, nur die fast ganz verzehrten Ueberreste fanden, die blos noch an den zerrissenen und zerstreuten Gewändern kenntlich waren. Mit gramvollen Herzen sammelten sie sorgfältig die theuren Reste, legten sie in das Canot und kehrten in das Lager zurück, wo die Todte viele Wochen lang von ihren trostlosen Verwandten und Freunden beweint und betrauert und mit allen in ihrem Stamme gebräuchlichen Feierlichkeiten begraben wurde.

Es war offenbar, daß der starke Sturm das Canot ans Land getrieben hatte, und wahrscheinlich, daß das Material zum Feueranzünden vom Wasser durchfeuchtet worden, und so das einzige Mittel, um diese Raubthiere zu verscheuchen, ihr gefehlt hatte.

Shawwanossoway grämte sich so sehr über das Leid, in welches seine ungezähmten Leidenschaften den Gegenstand seiner wärmsten Liebe gestürzt hatten, daß er den Entschluß faßte, seine kriegerische Laufbahn zu verlassen. Er warf den Tomahawk empor zum großen Geiste, damit er nur als ein Werkzeug der Gerechtigkeit gebraucht werde, und nahm an seiner Statt die Schnarre des Arznei-Mannes; auch hat er nie wieder irgend eine Handlung begangen, die mit seinem veränderten Wesen und Berufe nicht übereingestimmt hätte.

Sechs Meilen von Manetouawning ist wieder ein Dorf, Wequimecong genannt, das aus funfzig bis sechzig Häusern besteht und eine katholische Mission nebst Kirche hat. Ich zeichnete den obersten Häuptling, Namens „Asbonish der Racoon", und seine Tochter. Er gehört zum Stamme der Ahtawwah-Indianer. Dieser Stamm unterscheidet sich jetzt kaum von den Ojibbeways, mit welchen er sich durch Heirathen vielfach verbunden hat und mit denen er eine Sprache spricht. Die Indianer dieses Dorfes nähren sich hauptsächlich von Lachs und Weißfischen, die sie in solcher Menge fangen, daß sie im Stande sind, noch einen Ueberschuß über ihren eigenen Bedarf hinaus im Tauschhandel zur Befriedigung anderer nothwendiger Bedürfnisse zu verwerthen. Die Einwohner bereiten auch eine große Quantität Ahornzucker, den sie an die Handelsleute verkaufen; auch fehlen ihnen Gewandtheit im Ackerbau und industrieller Fleiß nicht so ganz, indem sie unter der Leitung der Missionaire viele kleine Erdstrecken mit Weizen, Korn und Kartoffeln bebaut und auch eine nette kleine Kirche errichtet haben.

Während ich in Manetouawning war, kam der Nachfolger von Herrn Anderson, Kapitain Ironsides, dort an, und da er ein Mischling und Häuptling der Wyandots war, so habe ich ihn unter meine indianischen Skizzen mit aufgenommen. Sein Name bedeutet „Geh im Wasser," er ist ein Abkömmling von Tekumseh und bedient sich desselben To-tem einer Schildkröte; jede indianische Familie hat nämlich eine Art heraldische Devise, deren sie sich bei wichtigen Veranlassungen als einer Unterschrift bedient. Zuweilen schneidet eine durch den Wald wandernde Familie einen Spahn aus einem Baume heraus und zeichnet ihr Sinnbild auf die frische Oberfläche, damit die nächste wisse, wer vorübergegangen sei, oder wünscht vielleicht ein Häuptling auf die Post zu schicken, um irgend welche Gegenstände holen zu lassen

so zeichnet er sie auf ein Stück Birkenrinde und setzt sein To-tem, einen Fuchs, Bären, Hund oder was es sonst sei, darunter; diese Zeichen werden ganz gut verstanden und vertreten in jeder Hinsicht eine schriftliche Bestellung.

Ich blieb vierzehn Tage auf der Manetoulin-Insel, nachdem ich mich von Herrn Dillon getrennt, der mit dem Schoner, welcher die Geschenke gebracht hatte, zurückkehrte. Darauf schiffte ich mich an Bord des Dampfers „Experiment", eines Regierungsschiffes, nach dem Sault St. Marie ein, da Kapitain Harper, der das Fahrzeug befehligte, mir freundlich die Ueberfahrt angeboten und mein Canot an Bord genommen hatte. Zu Sault St. Marie machten wir die Bekanntschaft des Herrn Ballantyne, der die Post der Hudson-Bai-Kompagnie verwaltete und der äußerst gütig gegen uns war. Er widerrieth mir ernstlich das Eindringen in das Innere anders als unter dem Schutze der Kompagnie zu versuchen, indem er es als fast unmöglich und sehr gefährlich darstellte, redete mir aber dringend zu, mich an Sir George Simpson, den Gouverneur der Kompagnie zu Lachine, zu wenden, der, wie er vermuthete, mich im nächsten Jahr mit der Brigade der Frühlingscanots befördern würde. Da ich, wenn ich diesen Rath befolgte, im Stande zu sein hoffte weiter zu reisen und mehr von den wilden Stämmen zu sehen, so beschloß ich meine Reisen gegenwärtig auf eine bloße Sommercampagne zu beschränken.

---

## Zweites Kapitel.

Mackenaw, „die Schildkröteninsel." — Verhungerte Hunde. — Der männliche Hauptteufel. — Green-Bai, ein Handelshafen. — Trost im Kummer. — Eine indianische berathende Versammlung. — Hang zum Spiel. — Ungesetzlicher Handel mit Spirituosen. — Ein junger Todtschläger. — Der Tag der Abrechnung. — Scenen der Trunkenheit.

Da es meine Absicht ist von dem Sault St. Marie bei der Schilderung meines nächsten Ausflugs zu sprechen, so übergehe ich ihn hier gänzlich. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen schiffte ich mich am Bord eines Dampfers nach dem neunzig Meilen entfernten Mackenaw ein. Dort fand ich eine große Schaar Indianer, welche, 2600 an der Zahl, von allen Seiten her gekommen waren, um ihre 25,000 Dollar für an die Vereinigten Staaten abgetretenes Land in Empfang zu nehmen; auch diese Indianer waren Ojibbeways und Ottowas. Sobald ich bei ihnen angekommen, schlug ich sofort mein Zelt in ihrer Mitte auf und fing an die bemerkenswerthesten Personen unter ihnen zu skizziren. Ich mußte bald mein Zelt an eine andere Stelle bringen, weil ihre verhungerten Hunde, welche sie für die Jagd und zum Ziehen ihrer Schlitten im Winter brauchen, alle meine Vorräthe davon schleppten und meiner Person ebenso mitzuspielen drohten. Dies wird keineswegs für unwahr gehalten werden, wenn ich erwähne, daß eines Abends,

während ich eine Zeichnung fertig machte und allein auf dem Boden in meinem Zelte saß, mein Licht seitwärts neben mir in die Erde gesteckt, eins dieser verwegenen Thiere ohne Umstände durch den Eingang hereinstürzte, das brennende Licht mit seiner Schnauze packte und, damit fortspringend, mich in vollkommenster Dunkelheit zurückließ. Den nächsten Tag sah ich, als ich mich meinem Zelte näherte, einen Hund fortlaufen und, da ich vermuthete, daß es der Räuber vom Tage zuvor sein möchte, der mein Licht gestohlen, so gedachte ich an dem Marodeur summarische Gerechtigkeit zu üben und feuerte den Inhalt meiner Pistole in seinen Leib hinein. Gegen meine Erwartung, denn ich hatte ihn nur verwunden wollen, sah ich, daß ich ihn getödtet; sofort drangen der Eigenthümer des Hundes und sein Weib mit der Forderung auf mich ein, sie für den Verlust seiner Dienste zu entschädigen, was ich zu thun versprach, sobald sie mir den Verlust, den ich an Schinken und andern Vorräthen gelitten, die ihr Hund mir gestohlen hatte, ersetzt haben würden. Hierauf verglichen sie die Schadenrechnungen, fanden, daß wir ziemlich gleich standen, und luden mich ein, ihnen beim Abendessen Gesellschaft zu leisten und von dem erschlagenen Thiere mitzuspeisen, und ich sah sie nachher ganz vergnügt sich diesem Genusse hingeben.

Der indianische Name der Insel ist: Mitchi=mac=inum, oder „die große Schildkröte", mit welchem Thiere es, von einem bestimmten Punkt aus gesehen, große Aehnlichkeit hat. Sie liegt in der Wasserenge zwischen dem Huron= und Michigan=See; sie besitzt einige malerische Punkte, insbesondere eine natürliche Brücke, die von allen Fremden besucht wird. Auf der Insel befindet sich eine Garnison, welche aus einer Kompagnie Soldaten besteht. Die Einwohner leben hauptsächlich vom Fischfang, da die Wasserenge hier eine große Menge Lachse und Weißfische liefert. Zu den Zeiten der Zahlung versammeln sich viele Handelsleute in Mackenaw und bringen große Quantitäten Spirituosen mit, welche sie, da es von der Regierung verboten ist, heimlich an die armen Geschöpfe verkaufen; mancher Indianer, der aus weiter Ferne hierher reist, kehrt ärmer, als er gekommen, nach seinem Wigwam heim, und es bleibt ihm nur die einzige Genugthuung, daß er und seine Familie einen prachtvollen Rausch genossen.

Ich zeichnete einen Häuptling, Namens Mani=tow=wah=bay oder der „männliche Teufel." Er fragte ängstlich, wozu ich die Bildnisse brauchte. Um ihn zum Sitzen zu bewegen, erzählte ich, daß sie heimgeschickt werden sollten zu seiner großen Mutter, der Königin. Er sagte, er habe schon oft von ihr gehört und wünsche sehr sie zu sehen und, hätte er Mittel und Zeit dazu, so würde er sie besuchen. Es gefiel ihm sehr, daß sein zweites Ich eine Gelegenheit haben sollte, sie zu schauen. Er erzählte mir mit vielem Stolz, daß er ein vom Glück begünstigter Krieger gewesen und in seinem Kriegsleben neun Kopfhäute erbeutet habe. Den Brandtwein liebte er sehr und unter dem Einfluß desselben war er einer der Heftigsten und Unlenksamsten.

Nachdem ich drei Wochen in Mackenaw geweilt, reiste ich nach Green=Bai, das als Handelshafen günstig gelegen ist und durch das benachbarte reiche, zum Ackerbau geeignete Land mit der Zeit ein wichtiger Ort werden muß.

Durch die nach jeder Richtung hin übertriebene Speculation der Jahre 1836 und 1837 ist es in seiner Entwicklung gehemmt worden, und man könnte jetzt Häuser um den Preis sie im Stande zu halten als Eigenthum erwerben. Hier unterhielt ich mich damit, Schnepfen zu schießen, die im Ueberfluß vorhanden sind. Ungefähr nach einer Woche reiste ich in Gesellschaft dreier Herren ab, welche nach dem Fuchsstrom, Fox River, gingen, um die Manōmanee-Indianer zu sehen, die sich jetzt zu dem Zwecke versammelten, die Zahlung für in der Nähe des Winebagosees gelegenes, an die Vereinigten Staaten verkauftes Land in Empfang zu nehmen. Wir schifften uns in meinem kleinen Canot ein und fuhren stromaufwärts. In der zweiten Nacht langten wir gegen 11 Uhr bei einem indianischen, am Ufer des Sees Winebago oder „Schlammigen Sees“ gelegenen Log-Hause an. Zwei indianische Mädchen, Schwestern, wohnen hier allein. Ich blieb den nächsten Tag bei ihnen und zeichnete sie; die ältere hieß Iwa-toke oder „die Schlange,“ die jüngere Kewah-ten oder „der Nordwind.“ Darauf setzten wir unsere Reise den See hinauffahrend, nach dem Fuchsstrom fort; am Eingange dieses Flusses fanden wir ein Handelshaus, um welches eine Anzahl von Müßiggängern sich aufhielt, die Alles, was sie besaßen, für Branntwein versetzten, durch dessen Wirkung Dutzende von ihnen in einem Zustande viehischer Trunkenheit herumlagen.

Ein Indianer, Namens Wah-bannim oder der „weiße Hund,“ saß mir zu seinem Bilde. Er war in Trauer um sein Weib, das vor ungefähr drei Monaten gestorben war; der Traueranzug bestand in einer Bekleidung von schwarzer Farbe, mit welcher er sein Gesicht beschmiert hatte. Er entschuldigte sich, daß er nicht in vollem Trauerkostüm erschienen, um sich malen zu lassen, indem zu seinem Bedauern ein Theil der Farbe sich abgerieben hatte; er strebte eifrig darnach Whisky zu erlangen, der ihn für seinen Verlust trösten sollte. Wir waren froh, dieses widerliche Schauspiel der Schwelgerei zu verlassen und setzten unsere Fahrt auf dem monotonen Strome fort. Nachdem wir zwei Tage gerudert waren, erreichten wir das Lager der Monomanee-Indianer.

Am Abend vor unserer Ankunft sahen wir einige Indianer, welche den Lachsfang mit Speeren betrieben; dies sieht bei Nacht immer sehr malerisch aus, da der starke rothe Schein der hellflammenden knotigen Tannenäste und Wurzeln auf den eisernen Pfannen oder Laternen am Bug des Canots, die nackten Figuren der Indianer in scharfen Abrissen gegen das dunkle Wasser und die düstern Wälder hervortreten läßt. Da das Licht so hell ist und sich gerade über dem Haupte des Speermannes befindet, so befähigt es ihn, den Fisch deutlich in großer Tiefe wahrzunehmen, und zugleich scheint es denselben entweder zu blenden oder anzulocken. In meiner Knabenzeit habe ich bis zu hundert solcher Lichtpfannen auf der Bai von Toronto hingleiten sehen und habe oft an dem Jagdvergnügen Theil genommen.

Dieser Umstand vermehrte, glaube ich, meine Theilnahme an dem Schauspiel, und daher setzte ich mich, ob ich gleich von meinem langen Tagewerk des Ruderns sehr müde war, am Feuer nieder und machte obige Skizze, während mein Gefährte nach indianischer Weise (denn wir hatten unsern Kessel verloren) in einem Moh-cock Fische kochte.



Hier fanden wir 3000 Indianer versammelt, welche der Ankunft des Agenten mit dem Golde harrten; auch eine große Anzahl Handelsleute waren zusammengekommen und sämmtlich sehr geschäftig bei der Errichtung von Buden, in denen sie ihren Kram und Putz ausstellen wollten. Eine Woche später trug das Ufer des Flusses das Gepräge einer kleinen Stadt. Die Budenreihen waren der Schauplatz eines regen Lebens und Geschäftsverkehrs: die Putz- und Schmuckgegenstände waren natürlich alle so vortheilhaft als möglich an den Außenseiten der Buden angebracht. Sobald der indianische Agent angekommen war, wurde sofort auf einem zu diesem Zwecke erhöheten Platze ein Rath zusammen berufen, bei dem sich dreißig Häuptlinge versammelten. Ich war zugegen infolge einer Einladung, die ich von dem obersten Häuptling Oscosh oder „dem Tapfersten der Tapfern" erhalten hatte.

Derselbe eröffnete die berathende Versammlung dadurch, daß er eine Pfeife anzündete und sie allen Gegenwärtigen reichte; ein Jeder nahm einen Zug und gab sie dem Nächststehenden. Es wird angenommen, daß die von einem Jeden hervorgerufenen Rauchwölkchen, indem sie sich vermengen, zum großen Geiste emporsteigen als Zeichen der Uebereinstimmung, welche in der Versammlung herrscht und als Zeugniß für die Reinheit ihrer Absichten. Nach dieser Ceremonie ging man zu dem Hauptgeschäft des Concils über; es bestand beinahe ausschließlich aus Klagen, welche vor die Regierung gebracht werden sollten. Nachdem mehre der unbedeutenderen Häuptlinge ihre Empfindungen und Ansichten vorgetragen, erhob sich Oscosh selbst und sprach ungefähr eine Stunde lang, und nie habe ich eine schönere, einer angeborenen mit gesundem Verstand gewürzten Beredtsamkeit entquellende Rede gehört als

die, welche von den Lippen dieses ungeschulten Wilden floß. Ob er gleich ein kleiner Mann, so war seine Erscheinung während des Sprechens doch mit Würde bekleidet; seine Stellung war anmuthig und frei von seltsamen Gesticulationen. Er klagte über zahlreiche Ungerechtigkeiten, von denen, wie er meinte, ihr großer Vater, der Präsident, unmöglich etwas wissen könne und die, so wünschte er, durch den Agenten ihm vorgestellt werden möchten, bei Ueberreichung eines reichverzierten Friedenspfeifenschaftes. Eine der Unbilden, von denen er sprach, bestand darin, daß ihr Geld durch zu viele Hände passirte, bis es zu ihnen gelangte, und daß auf solche Weise ihnen ein großer Theil verloren ginge. Er schloß seine lange Rede mit einer Auslassung über die engen Grenzen, in denen sie eingeschlossen wären und die ihnen keinen hinreichenden Spielraum für ihre Jagden gewährten, wenn sie nicht die Rechte anderer Stämme verletzen wollten. Er sagte, es würde ihnen nichts übrig bleiben, als ins Wasser zu gehen gleich dem von Hunden gejagten Wilde.

Als Oscosh nach der Würde des obersten Häuptlings strebte, setzte sich ein anderer Häuptling in der Versammlung seiner Wahl entgegen und beharrte darauf mit ihm, um das Ehrenamt zu streiten. Oscosh antwortete, daß er, da nur Einer das Haupt sein könne, bereit sei, den Streit vermittelst ihrer Messer und durch die Vernichtung des Einen oder des Andern zu entscheiden. Dieser Vorschalg wurde abgelehnt, und seine Berechtigung zu der Würde ist seitdem nie wieder bestritten worden. Dieser Stamm hat eine besondere Vorliebe für grellen Putz und schmückt sich mit in großer Menge angebrachten Perlen, silbernen Zierrathen und Federn, und die Leidenschaft für das Auffallende beschränkt sich bei ihnen hauptsächlich auf die Männer.

Dem Spiel sind sie sehr ergeben, und ich habe sie beim Beginn desselben mit Schmucksachen bedeckt gesehen, die hohen Werth für sie hatten und die allmälig beim Fortschritt des Spieles in andere Hände übergingen, bis am Schlusse desselben der ursprüngliche Besitzer ohne eine Decke zur bloßen Bekleidung verblieb. Die, welche am meisten die Manōmanees berauben, sind die Pottowattomies, von denen manche es sich zum Geschäft machen, eine regelmäßige Schwarzbein-Expedition nach dem Lager der Manōmanees zu der Zeit zu unternehmen, wenn letztere ihre Zahlung von der Regierung erhalten und, was nur irgend möglich ist, ihnen zu rauben. Sie kehren auch gewöhnlich mit Beute beladen zurück. Ihr Hauptfluch ist, wo und wann sie seiner habhaft werden können, der Brandtwein, der sie den betrügerischen Anschlägen ihrer Räuber noch mehr blosstellt.

Ich entwarf ein Bild von Coe-coosh, dem „Eber“, einem jener Pottowattomie-Schwarzbeinen, welche ich so leidenschaftlich spielen sah. Die Einführung des Brandtweins unter den Indianern ist bei schwerer Strafe von den Gesetzen der Vereinigten Staaten verboten, und dies mit dem größten Recht, da ein Indianer, wenn er sich unter der Einwirkung desselben befindet, eins der gefährlichsten Thiere ist, die existiren; und da nur wenig Weiße da waren, um sie zur Zeit der Zahlung im Zaum zu halten, so hätten wir uns in großer Gefahr befunden, wenn er leicht erreichbar gewesen wäre.

Ich selbst wurde bei dieser Veranlassung mitten in der stillen Nacht durch den Marschall der Vereinigten Staaten aufgerufen, der abgeordnet war,

um die Einführung des Brandtweins unter den Indianern zu hindern; er forderte meinen Beistand, so wie den aller am Ort befindlichen Weißen, um eine Nachsuchung im Lager zu halten und diejenige Person zu entdecken, welche den Brandtwein verkaufte, indem schon einige der Indianer betrunken waren. Da wir argwöhnten, daß ein Half=breed (einer von gemischter Abkunft) den ungesetzlichen Handel betrieb, so begaben wir uns Alle nach seinem Zelte. Obgleich wir den Spiritus deutlich in seinen zinnernen Bechern rochen, so konnte doch, ungeachtet der genauesten Durchsuchung, die bis zur Aufgrabung der Erde im Zelte ausgedehnt wurde, auch nicht ein einziges Fäßchen gefunden werden. Als ich die Gegend verließ, brachte ich ihn zu dem Geständniß, daß er mehre Fäßchen, welche an Bojen befestigt waren, in der Mitte des Flusses versenkt hatte. Indem wir abwechselnd die Nacht hindurch Wache hielten, lief die Sache glücklicherweise ohne Unheil ab.

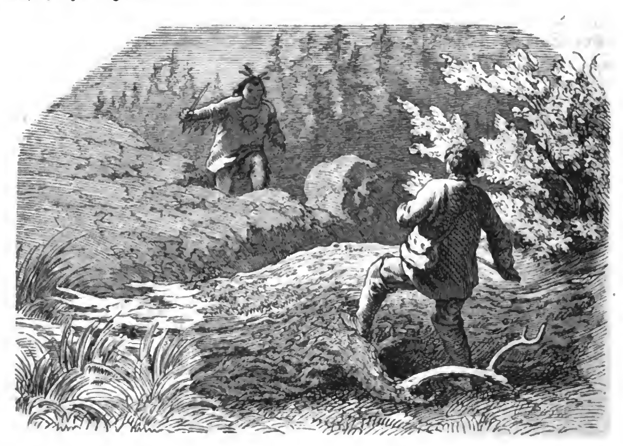
Unter andern von mir gemalten Indianern befindet sich das Bild von Kitchie=ogi=maw oder dem „großen Häuptling," welcher bei seinem Stamme wegen vieler kühner Thaten in großem Rufe stand, von denen mir sein Halbbruder eine erzählte: das Ereigniß hatte sich vor acht oder zehn Jahren zugetragen.

Sein mütterlicher Onkel, welcher dazumal in Mackenaw war, befand sich zufällig in einem Materialwaarenlager, wo Spirituosen verkauft wurden, als zwei Soldaten eintraten, von denen der eine ihn so empörend behandelte, daß er denselben mit seiner mächtigen Hand erfaßte und, da er ein stärkerer und gewandterer Mann war, sehr heftig auf den Rücken niederwarf, worauf er ihm das Knie auf die Brust setzte und ihm versicherte, daß er ihm kein weiteres Leid zufügen werde, wenn er sich geziemend betragen wolle. Diese in seiner eigenen Sprache gegebene Versicherung ward leider von keinem der ebiden Soldaten verstanden; der zweite, da er seinen Kameraden in der Ge=



walt eines Wilden und sein Leben, wie er glaubte, in Gefahr sah, zog sogleich sein Seitengewehr und stach dem unglücklichen Wilden ins Herz. Keine Strafe von irgend einer Bedeutung folgte diesem Verbrechen; der Schuldige wurde blos von Mackenaw fortgeschickt, um der Rache der Verwandten des Gemordeten zu entgehen.

Ein oder zwei Jahr nach dieser heillosen Begebenheit kamen zwei Weiße, ein Herr Clayman und ein Herr Burnett in einem Canot den Fuchsstrom herunter und zufällig an der Behausung von Kitchie-ogi-maw's Vater, Schwagers des getödteten Indianers, vorüber, der mit seiner Familie am Ufer des Flusses sein Lager aufgeschlagen. Die Squaw (Frau), Schwester des Todten, bemerkte sie und rief ihrem Gatten zu, daß nun die Gelegenheit gekommen, ihres Bruders Tod zu rächen, und daß es seine Mannespflicht sei, sich einen so guten Augenblick nicht entgehen zu lassen; aber der Gatte, der nicht geneigt war, in einem so gewagten Kampfe ohne andere Hülfe als die seines Sohnes Kitchie-ogi-maw, damals ein Bürschchen von 14 Jahren, sich der Gefahr auszusetzen, zögerte ihre Bitte zu erfüllen. Hierauf nahm sie, um ihre Verachtung für das, was sie bei ihm als Feigheit betrachtete, an den Tag zu legen, sich eilig das von den indianischen Weibern getragene Schurztuch ab und warf es ihm schmähend ins Gesicht, indem sie ihm rieth es zu tragen, da er kein Mann sei. Der Gatte, den diese schimpfliche Beschuldigung wurmte, ergriff seine Flinte und befahl seinem Sohne, ihm zu folgen. Der Knabe weigerte sich irgend eine Betheiligung an der Tödtung der weißen Männer zu haben, willigte aber ein ihn zum Schutze zu begleiten.



Die beiden Amerikaner waren inzwischen gelandet und bereiteten ihr Nachtlager; einer derselben war knieend beschäftigt ein Feuer anzuzünden, der andere kam eben aus einiger Entfernung mit einem Arm voll Holz heran; der Vater erhob seine Flinte, ließ sie aber sogleich mit sichtbarer Aufregung an seiner Seite herabsinken. Der Knabe wandte sich darauf zu ihm, indem er sagte: „Vater, Du zitterst zu sehr, laß mich es thun," nahm die Waffe aus des Vaters Händen, näherte sich von hinten dem knieenden Manne und erschoß ihn. Der andere, der den Schuß vernahm und des Indianers ansichtig ward, warf das Holz nieder, das er gesammelt hatte und floh davon, um sein Leben zu retten. Der Knabe, der eine zweiläufige Flinte neben dem von ihm getödteten Manne am Boden liegen sah, ergriff dieselbe und folgte dem Flüchtling, indem er den Vater aufforderte ihm in der Verfolgung beizustehen, da, wenn dieser Mann entwische, sie durch sein Zeugniß für die Tödtung des andern gestraft werden möchten.

Der Vater konnte mit dem Knaben nicht Schritt halten, der den Weißen ereilte und, als er nur noch zwanzig oder dreißig Ellen von ihm entfernt war, auf ihn anlegte und zu feuern versuchte. Da er jedoch an den doppelten Hahn nicht gewöhnt war und nur einen aufgezogen hatte, drückte er den falschen: entschlossen beim nächsten Zielen nicht zu fehlen, zog er jetzt beide auf und drückte beide los; ein Theil der Ladung drang in die Schulter des Opfers, aber durch den Rückprall der zugleich abgeschossenen Doppelläufe wurde der Knabe rückwärts zu Boden gestreckt. Er war indessen nur einen Augenblick betäubt und sprang bald wieder auf seine Füße; nun zog der junge Mörder sein Skalpirmesser und setzte die Verfolgung des bereits fast erschöpften Mannes fort, der, da er über einen im Wege liegenden Holzklotz wegspringen wollte, stolperte und fiel.

Der junge Blutdürstige versicherte sich jetzt seines Opfers und war schon nur noch ein paar Schritte von ihm entfernt, als der Mann auf seine Füße gesprungen war. Der Weiße, als er sah, daß der Jüngling allein und der Vater nicht sichtbar war, wandte sich gegen seinen Verfolger, ebenfalls mit einem Messer bewaffnet, und beschloß mit ihm zu ringen. Der Knabe jedoch hielt sich mit Gewandtheit seinem Griffe fern und drängte ihn um den gefallenen Holzblock herum, bis sein Vater hinzukommend, ihn gemeinschaftlich mit ihm überwältigen möchte. Der verwundete Flüchtling, der inzwischen zu Athem gekommen war und den Vater in der Entfernung bemerkte, ergriff abermals die Flucht und setzte sie, von seinem unermüdlichen Quälgeist gejagt, in hastigem Lauf, bis es zu tagen anfing, fort. Da begegnete er einigen freundlich gesinnten Indianern, die ihn in Schutz nahmen und seine Wunden, deren keine tödtlich war, verbanden. Sie sorgten für alle seine Bedürfnisse, bis er hinlänglich erstarkt war, um heimzukehren. Kitchie-ogi-maw hielt es nun für das Gerathenste, sich von den Ansiedlungen der Weißen fern zu halten, und er beobachtet auch jetzt noch dieselbe Vorsicht.

Ich fand einige Indianer vom Stamme der Winebagos auf Besuch im Lager. Das Wort Winebago bedeutet „schmutziges Wasser;" sie werden so genannt, weil sie am Ufersaum des gleichnamigen Sees leben. Man kann sie leicht von den übrigen Stämmen unterscheiden, da sie die Sitte haben sich ihre Augenbrauen auszureißen.

Ich zeichnete ihren Häuptling, Mauza=pau=kan oder der „tapfere Soldat.“ Ich blieb hier drei Wochen und genoß viel Güte und Aufmerksamkeit von seiten der Manōmanees. Ein Mensch, Namens Muck=a=ta, besuchte mich, weil er gehört hatte, daß ich die bedeutendsten Indianer in dem Lager gemalt hatte. Er war einer der häßlichsten unter Allen, welche der Gegenstand meines Pinsels gewesen, und nach Allem was mir erzählt wurde, zu urtheilen, strafte seine Physiognomie seinen Character nicht lügen.

Kaum hatten die Indianer ihr Geld erhalten, als eine Scene erfolgte, die über alle Beschreibung hinausgeht. Sofort fanden große Quantitäten Brandtwein von irgend einer unbekannten Seite her ihren Weg ins Lager, und die Wirkung war eine beinah augenblickliche. Es blieb fast kein Mann, Weib oder Kind übrig, alt genug das Gefäß zum Munde zu führen, die sich nicht in viehischer Trunkenheit gewälzt hätten, und wir benutzten mit Freude die Ankunft eines kleinen Dampfers, der auf dem Winebago=See und dem Fuchsstrom einherfährt, um diesem widerwärtigen und gefährlichen Schauspiel des Tanzens, Singens und Fechtens um uns herum zu entschlüpfen. Wir landeten an einem Orte, Namens „Fort du Lac,“ wo wir einen Wagen miethеten, um nach Sheboggan am See Michigan hinüberzufahren, von wo wir uns an Bord eines anderen Dampfboots nach Buffalo einschifften. Dieses verließ ich am 30. November wieder und erreichte alsdann am folgenden Tage Toronto.

---

# Drittes Kapitel.

Sir George Simpson. — Meine Abreise. — Schwierigkeiten des Weges. — Sault St. Marie. — Der „Weiße Fisch“ und der „Donnerpunkt.“ — Einen Tag zu spät. — Fahrt stromaufwärts. — Mangeurs du Lard (Speckesser.) — Der Kahntrageplatz der Todten. — Ein Kompliment von Sir George. — Flucht vor einem Bären.

Den folgenden März begab ich mich nach Lachine, um eine Zusammenkunft mit Sir George Simpson zu erzielen. Als ich ihm die Skizzen, welche ich gemacht, vorgelegt und die Pläne, die ich hegte, auseinandergesetzt hatte, ging Sir George sehr freundlich auf dieselben ein und gab Befehl zur Ueberfahrt in der Frühlingsbrigade der Canots.

Am 9. Mai 1846 reiste ich demzufolge in Gesellschaft des Gouverneurs Simpson von Toronto nach Sault St. Marie, um mich in der Brigade der Canots einzuschiffen, welche kurz vorher Lachine verlassen und den Weg nach dem Ottawa und Huronsee eingeschlagen hatte.

Als ich Abends in Mackenaw anlangte, erfuhr ich von dem Kapitain des Dampfschiffes, daß er erst um 9 Uhr am nächsten Morgen abzugehen beabsichtigte. Mich auf seine Versicherung verlassend, ging ich für die Nacht ans Land. Als ich aber am folgenden Morgen auf dem Schiffsdamm erschien,

erfuhr ich, daß das Fahrzeug, in welchem sich Sir George Simpson befand, zwanzig Minuten zuvor abgefahren war. Das war ein Ereigniß von nicht wenig niederschlagender Wirkung, denn wenn ich Sir George nicht zu sehen bekam, ehe er Sault St. Marie verließ, konnte ich die Canots nicht begleiten. Auch wußte ich, daß der Gouverneur nicht länger als einige Stunden verweilen würde; aber die Schwierigkeit lag darin, wie ich ihn einholen sollte, da unter vier Tagen kein Boot abging.

Da ich jedoch entschlossen war, die Expedition, welche ich mir vorgesetzt, nicht vereitelt zu sehen, bemühte ich mich auf alle Weise ein Fahrzeug zu erlangen. Während ich am Ufer entlang ging, sah ich einen Kahn daselbst liegen, und als ich den Eigenthümer gefunden, fragte ich, ob ich ihn miethen und mir möglicherweise eine Bemannung verschaffen könnte. Der Mann rieth mir ernstlich, eine so gefährliche Reise nicht zu versuchen, da der Wind ziemlich heftig und es nicht menschenmöglich wäre, den Sault mit Anbruch des nächsten Tages zu erreichen. Entschieden den Versuch dennoch zu wagen, gelang es mir endlich, den Kahn und eine Mannschaft zu miethen, welche aus drei Burschen bestand, von denen der älteste noch nicht neunzehn Jahr war. Ich muß dabei erwähnen, daß sie alle drei viel Kenntniß im Bootfahren besaßen. Die Bürschchen machten mir keine Hoffnung, daß sie das Unternehmen innerhalb der gegebenen Zeit auszuführen vermöchten, und ließen sich nur durch das Versprechen einer hohen Belohnung zu dem Versuche bestimmen. So fuhren wir denn in einem winzigen Kahne mit einer Decke, die als Segel diente, und einem einzigen Brode und etwas Zucker und Thee versehen, was unsern ganzen Speisevorrath vorstellte, in den See hinaus, um eine Ueberfahrt von 45 Meilen zu machen.

Da der Wind günstig war, schoß das Boot mit gewaltiger Schnelligkeit vorwärts, doch war die Gefahr bedeutend und ununterbrochen von dem Augenblick an, wo wir das Ufer verließen, bis wir bei Sonnenuntergang die Mündung des Flusses St. Marie erreichten.

Hier blieben wir ungefähr zwanzig Minuten und verarbeiteten unsern Thee nebst Brod mit ganz bedeutendem Appetit. Indessen erwuchs uns jetzt eine neue schwierige Aufgabe, indem wir fünfundvierzig Meilen auf einem Flusse durchschiffen sollten, der uns gänzlich unbekannt war, in dunkler Nacht, gegen den Strom und durch einen Kanal, der mit zahlreichen Inseln übersäet war. Alles dies mußte bei Tageslicht ausgeführt werden, wenn Angst und Mühe nicht fruchtlos bleiben sollten.

Wir segelten jedoch ohne zu schwanken weiter, und nach einer Nacht der heftigsten Anstrengung, und nachdem wir in alle nur denkbaren falschen Stellen ein- und zurückgelaufen, erst als wir den Kampf ein halb dutzend Mal in Verzweiflung aufgegeben und wieder erneut hatten, wurde unsere Mühe von Erfolg gekrönt. Als der Morgen anbrach, lag das so eifrig ersehnte Dampfboot nur zwei Meilen von uns entfernt.

Als Sir George Simpson aufstand, war er erstaunt mich zu sehen, und seine Verwunderung nahm nicht ab, nachdem er erfahren, auf welche Weise ich meine Ueberfahrt ermöglicht. Die Reise war noch bei keiner früheren Gelegenheit unter ähnlichen Umständen in so kurzer Zeit zurückgelegt worden,

und noch bis auf den heutigen Tag wird von ihr in Mackenaw und dem Sault als von einem ziemlich bemerkenswerthen Abenteuer gesprochen.

Der Sault St. Marie liegt am untern Ende des Sees Superior, wo er in den Fluß St. Marie auf seinem Laufe in den Huronsee mündet. Da er in diesem Theil des Flusses einen bedeutenden Fall während einer Strecke von ungefähr anderthalb Meilen macht, so verwandelt er sich bald in einen schäumenden Strom, auf welchem nichtsdestoweniger von geübten Führern gesteuerte Canots gewöhnlich sicher, wenn auch mit entsetzlicher Heftigkeit, hinabgleiten. Zuweilen ist das Wagniß freilich der Barke und den in ihr Schiffenden verderblich. Kurze Zeit vor unserer diesmaligen Ankunft war ein Canot, indem es die Stromschnelle hinabglitt, auf einen versunkenen Felsen gerannt, wodurch ein Loch in den Boden gestoßen wurde. Es füllte sich sofort mit Wasser, doch da die Birkenrinde, aus welcher diese Boote gefertigt sind, zum Schwimmen auf dem Wasser äußerst geeignet ist, so gelang es den Männern durch geschicktes Balanciren und indem sie bis an den Hals sich im Wasser niederduckten und somit ihr Gewicht bedeutend verringerten, es sicher durch die schäumenden Wogen zu steuern und in einem am Fuße der Stromschnelle befindlichen Wirbel ans Land zu treiben.

Ich machte von der amerikanischen Seite aus eine Skizze der oben erwähnten Stromschnellen. Daselbst liegt ein Städtchen, Sault (Sprung) St. Marie genannt, von ungefähr 700 bis 800 Einwohnern, mit einer gut



gebauten, recht hübsch am Ufer gelegenen Kaserne. Auf der canadischen Seite in der Entfernung von ungefähr einer halben Meile gerade gegenüber hat die Hudsons-Bai-Kompagnie ein Handels-Etablissement, und der Steuerbeamte,

Mr. Wilson, ein ziemlich schönes Haus. Diese beiden Gebäude ausgenommen, bietet die britische Seite dem Reisenden nichts als einen Haufen elender, einzig und allein von Leuten gemischter Abkunft und Indianern bewohnter Hütten. Indem ich zwischen diesen Hütten herumschlenderte, machte ich eine Skizze von einem hübschen Halfbreed=Mädchen, deren plötzliches Erscheinen in einer so jämmerlichen Umgebung mich überraschte.

Da die Brigade der Canots gerade zwei Tage vor meiner Ankunft in Sault St. Marie vorübergefahren war, und Sir George's Canots zu schwer beladen waren, sah er sich außer Stande, mir eine Ueberfahrt zu gewähren. Mir blieb nichts Anderes übrig als zu warten, bis der „Weiße Fisch,“ ein kleiner Schoner, welcher der Kompagnie gehörte und am obern Ende des Trageplatzes (Portage) lag, ausgeladen war und auf das zufällige Einholen der Canots bei Fort William meine Hoffnung zu setzen. Dieses war sehr zweifelhaft, da es ganz auf den Wind ankam, aber es blieb mir keine andere Wahl. Sir George hatte sich am 14. in seinem Canot eingeschifft, indem er mich zurückließ, um auf obige Weise zu folgen. Es dauerte vier Tage, bis der Schoner seine Ladung gelöscht hatte, so daß er vor dem 20. Mai nicht abfahren konnte. Der Wind war uns beim Aussegeln günstig und hielt auf diese Weise bis zum 23. an, wo sich, als wir dem „Donnerpunkt“ gegenüber waren, ein Sturm erhob. Da die Nacht sehr dunkel war, fürchteten wir gegen die Felsen am Fuße dieses entsetzlichen Berges getrieben zu werden, denn der „Donnerpunkt,“ wie man ihn zu nennen pflegt, ist in der That ein senkrechter Felsen von zwölf= bis funfzehnhundert Fuß Höhe. Da ich ihn zum ersten Mal sah bei ununterbrochenem Zucken des Blitzes, so bot er eins der größten und furchtbarsten Schauspiele dar, die ich je gesehen habe. Indem unsere Mannschaft nur aus zwei Personen bestand, fand ich mich genöthigt mit thätig zu sein und mußte daher alle Hoffnung auf einen behaglichen Schlummer in meiner warmen Hängematte aufgeben und die ganze Nacht auf dem Verdecke bleiben.

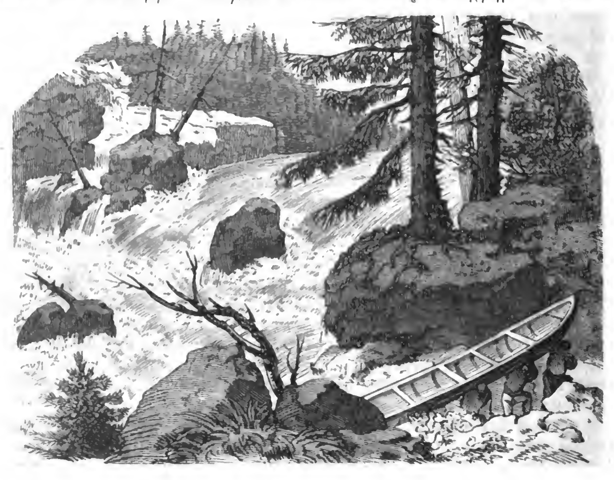
Mit Tagesanbruch gelang es uns, diesen gefährlichen Punkt zu umschiffen, und bald segelten wir bei El Royal vorüber, welche Insel in dem Rufe steht, bedeutenden mineralischen Reichthum zu besitzen, und gingen unweit der Mündung des Kaministaqueah=Flusses vor Anker, auf dem wir in einem kleinen Boot zwei Meilen aufwärts nach Fort William fuhren. Dieses Fort war, so lange die Nord=West=Kompagnie existirte, von bedeutender Wichtigkeit als Hauptlagerplatz für allen Handel der mit Pelzwaaren ꝛc. getrieben wurde; diese Wichtigkeit hat es jetzt verloren, indem die Güter, welche früher auf dem Wege des Superiorsees befördert wurden, nun, seit die beiden mit einander wetteifernden Kompagnien sich in eine aufgelöst haben, durch die Hudsons=Bai gehen; aber da es das beste Land, das in der Nachbarschaft des Sees Superior zu finden ist, besitzt, so könnte es, vom Standpunkt des Ackerbaues betrachtet, immer noch zu einem sehr wichtigen Ort erhoben werden.

Als ich Herrn Mackenzie, demjenigen Herrn der das Fort unter sich hatte, meinen Empfehlungsbrief übergab, erfuhr ich zu meiner großen Täuschung, daß die Brigade den Tag vorher stromaufwärts gefahren war. Ich sah mich

in dieser Verlegenheit genöthigt, mich an die Güte dieses Herrn zu wenden mit der Zumuthung, mir ein leichtes Canot und drei Mann zu verschaffen, um womöglich die Brigade einzuholen, ehe sie den vierzig Meilen vorwärts gelegenen Bergtrageplatz erreichte. Nach Verlauf einer halben Stunde ruderten wir, Dank Herrn Mackenzie's Güte, mächtig weiter, und zehn Stunden später hatten wir die Befriedigung, ungefähr fünfunddreißig Meilen von unserem Ausfahrtspunkt die Brigade anzutreffen.

Ich fand einen Herrn, Namens Lane, mit der Leitung der Brigade betraut, die aus drei Canots, je zu acht Mann, bestand. Wir schlugen sogleich unser Lager auf und waren um drei Uhr früh wieder unterwegs in unseren Canots. Dieselben sind aus Birkenrinde gefertigt, ungefähr achtundzwanzig Fuß lang und vier bis fünf Fuß breit, stark und im Stande, außer einer Mannschaft von acht Mann, fünfundzwanzig Stück zu tragen; zugleicher Zeit sind sie so leicht, daß sie bequem auf den Schultern zweier Männer transportirt werden können. Alle Güter, welche ins Innere geschafft und alle Pelzwaaren, welche von daher ausgeführt werden, sind in Päcke zu je 90 Pfund gebracht, um sie bequemer bei den häufigen Trag- und Ausladungsplätzen handhaben zu können, und diese Päcke nennt man Stücke (pieces).

Nachdem wir unsere Canots eine rasche Strömung hinaufgerudert hatten, erreichten wir gegen acht Uhr den Bergtrageplatz, dessen Fälle sogar die des Niagara an malerischer Schönheit übertreffen; denn wenn auch ihre Wassermasse weit geringer ist, so ist die Höhe fast gleich und die Landschaft unendlich wilder und romantischer. Während die Männer mit Hinüberschaffen der Canots



und Sachen über den Trageplatz beschäftigt waren, benutzte ich den Aufenthalt, um eine Skizze zu entwerfen.

Ich habe seitdem erfahren, daß der große flache Felsen, welcher den Strom mitten durchschnitt, eingesunken ist. Die Unterbrechung, welche diese Fälle herbeiführen, beträgt ungefähr zwei Meilen, ziemlich steil bergan gehenden Weges, eine Strecke, über welche die Männer die Canots und das Gepäck, erstere auf den Achseln, letzteres auf dem Rücken tragen müssen, vermittelst eines technisch Portage= oder Trageplatz=Strippe (strap) genannten Riemens, dessen beide Enden an zwei Stück befestigt werden, während die Mitte der Strippe um die Stirn gelegt ist, die demnach die Hauptlast zu tragen hat. Die Männer, welche gewöhnlich bei dieser Brigade der Canots arbeiten, werden in Lachine gemiethet und von den alten erprobten Arbeitern im Innern mit dem ungeschlachten Namen der Speckesser (Mangeurs du lard) belegt, da sie ihnen in der Bekämpfung der Schwierigkeiten nicht gleichkommen, mit welchen eine Reise von Lachine nach der Mündung des Columbia verknüpft ist, wohin einige von ihnen gesandt werden, und den sie, zufolge der Entbehrungen und Mühseligkeiten, welche sie ertragen müssen, beinahe zu Gerippen abgemagert, zu erreichen pflegen.

Nachdem wir unsere Canots wieder flott gemacht, fuhren wir ungefähr eine Meile, worauf wir über einen zweiten Trageplatz schritten, welcher, da drei Männer beim Uebergang sich in den Wäldern verloren, der Trageplatz der „verlorenen Männer" (Lost men's Portage) genannt wird. Fast hätte mich dasselbe Schicksal ereilt, denn da ich nach den Stromschnellen gegangen war, um eine Skizze zu entwerfen, so bemühte ich mich, als ich fertig war, meinen Rückweg ausfindig zu machen, und verlor zwei Stunden bei einem erfolglosen Versuch den Pfad zu gewinnen. Glücklicherweise fiel es mir sodann ein, meine Jagdflinte zum Signal abzufeuern, und ich hatte gleich die Freude einen Schuß als Antwort zu vernehmen, welcher meine Schritte der Gesellschaft zulenkte, die meine Rückkehr ungeduldig erwartete, um sich alsbald einschiffen zu können.

Indem wir einige Meilen stromaufwärts fuhren, erreichten wir den „Nadeltrageplatz" (Pin Portage), der also heißt, weil die Felsen, über welche wir die Canots tragen mußten, so scharf waren, daß sie wirklich in die Füße der Männer schnitten, die gewöhnlich barfuß gehen oder leichte Mocassins tragen. Im Ganzen überschritten wir an einem Tage sechs Trageplätze, nämlich: „Ecarté," „Rose Décharge," und „De l'Isle" und die drei bereits genannten, und legten einen Weg von dreiundvierzig Meilen zurück; die Strömung war selbst da, wo wir uns der Canots bedienen konnten, so ungestüm, daß die Leute die größte Mühe hatten, mit Ruderstangen sich aufwärts zu arbeiten.

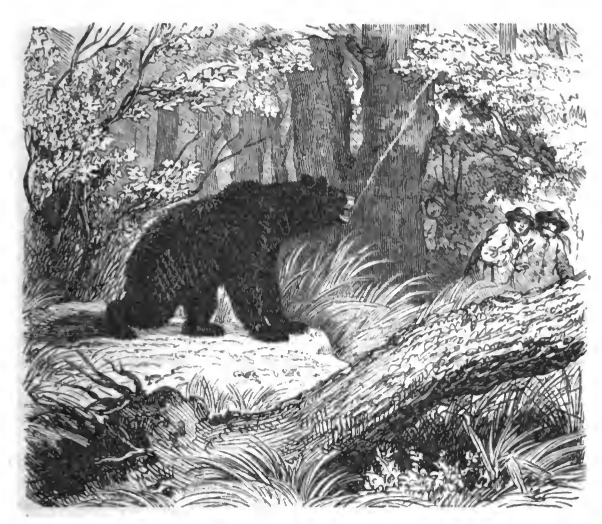
Am 26. Mai reisten wir sechsundzwanzig Meilen und überschritten die Trage= und Ausladungsplätze: „Reconsi Portage," „Couteau Portage," „Belanger Décharge," „Mauvais Décharge," „Tremble Décharge," „Penet Décharge," „Maître Portage," „Little Dog Portage," „Dog Portage," und „Big Dog Portage;" letzterer bietet von seinem Gipfel eine herrliche Aussicht auf den Kaministaqueah=Fluß, der sich, so weit das Auge reicht, durch eins der lieblichsten Thäler windet, das die Natur geschaffen hat. Diese

Ansicht hätte ich sehr gern gezeichnet, aber die Zeit ist bei der Bewegung dieser Brigaden ein so kostbarer Gegenstand, daß ich mich nicht berechtigt fühlte Aufenthalt zu verursachen.

Der „Big Dog Portage" (Trageplatz des großen Hundes) hat diesen Namen von einer indianischen Tradition, nach welcher ein großer Hund einmal auf dem Gipfel geschlafen und dort auf der allerhöchsten Spitze den Eindruck seiner Gestalt zurückgelassen, der bis zur gegenwärtigen Zeit sich erhalten hat. Die Länge dieses Trageplatzes beträgt zwei Meilen. Wir schlugen unser Lager am obern Ende auf, und während wir da verweilten, entwarf ich eine Skizze von dem Wasserfall, mitten in einem der heftigsten Regengüsse, die ich je erlebt habe. Als einer unserer Speckesser sich in einer hübschen Decke von Kaninchenfell am Lagerfeuer zeigte, fragte ihn Herr Lane, wo er solche erhalten? Er antwortete, er habe sie im Gebüsch gefunden. Herr Lane, welcher wußte, daß es unter den Indianern Sitte ist Opfergaben jeglicher Art auf den Gräbern ihrer verstorbenen Verwandten niederzulegen, nachdem sie dieselben zuvor für irgend welche übelgesinnte Bewohner dieser Welt unbrauchbar gemacht, in dem Glauben, der große Geist werde sie bei Ankunft der Heimgegangenen in der nächsten wieder herstellen, und daß sie Jeden, der das Heilige entweiht und stört, im höchsten Grade verabscheuen und nie zu strafen ermangeln, befahl ihm, sogleich nach der Stelle zurückzugehen, woher er sie genommen, und sie genau so wieder hinzulegen, wie er sie gefunden, wenn er nicht wolle, daß wir alle ermordet würden. Sobald der Mann begriff, was er gethan, legte er die Decke gleich wieder an ihre Stelle.

Am 27. kam Sir George Simpson mit seinen zwei Canots bei uns vorüber, in Begleitung seines Secretairs, Herrn Hopkins. Sir George hielt sich nur einige Minuten auf, um mir Glück zu wünschen, daß ich alle Schwierigkeiten, die sich mir bei der Ausfahrt in den Weg gestellt, überwunden hätte. Er schien zu denken, daß die Ausdauer und Entschlossenheit, welche ich an den Tag gelegt, von guter Vorbedeutung für meine zukünftigen Erfolge seien, und da seine Canots viel leichter und besser bemannt waren, so fuhr er schnell voraus. Da wir nun keine Strömungen mehr zu überwinden hatten, warfen die Männer ihre Stangen an diesem Tag als nutzlos weg und fuhren wetteifernd mit ihren Patschrudern ungefähr funfzehn Meilen durch den Superiorsee und in den Dog River (Hundefluß) hinein. Wir mußten jetzt einen großen Trageplatz von drei Meilen durchwandern, über einen Berg in einen kleinen See hinein. Am obern Ende dieses Trageplatzes holten wir nochmals Sir George ein und wurden von ihm auf den nächsten vier oder fünf Meilen weiter gelegenen zum Mittagsessen geladen, kamen aber leider nicht mehr mit ihm zusammen.

Als ich nach der Ursache eines lauten Rufens fragte, das ich vom Wald her hörte, wurde mir gesagt, daß einige von unseren Leuten einen Bären umringt hätten, der sie zum Kampfe herausgefordert, aber daß sie, indem sie unbewaffnet waren, Vorsicht für die beste Tapferkeit gehalten und zum Rückzug geblasen hätten. Wir lagerten uns am Ufer eines kleinen Flusses. Bis jetzt



hatten wir uns gegen die Strömung der Wasser gestemmt, welche sich in das atlantische Meer ergießen; aber nun waren wir an Ströme gelangt, die in viel rascherem Maßstabe dahinflossen und nach der Hudsons-Bai zu liefen. Am Schluß dieses Tages hatten wir einen Weg von drei und dreißig Meilen zurückgelegt und folgende Trageplätze überschritten: „Barière Portage," „Joudain Portage" und „Prairie Portage."

---

# Viertes Kapitel.

Vier Meilen Sumpf. — Der Tausend-Insel-See. — Kraft einer silbernen Kugel. — Eine grausige Geschichte. — Wie Einer vom Andern lebt. — Der große Arzneimann. — Eine ängstliche „kleine Ratte." — Raupenplage. — Butter in der Wildniß. — Ein Sprung ins Grab. — Hinunterfahrt auf dem Winnipeg. — Ein neuer Wegmesser.

28. Mai. Heute durchschritten wir einen der größten und schwierigsten Trageplätze, die der Weg bietet; er heißt: „Savan Portage" und führt vier Meilen durch Sumpf hin. Früher waren daselbst zur Bequemlichkeit der last-

tragenden Männer Holzblöcke der Länge nach gelegt; aber diese sind nun fast alle verfault, so daß die armen Menschen bis über den Leib in Wasser und Sumpf waten müssen. Im Ganzen legten wir heute dreißig Meilen zurück, mit Einschluß folgender Trageplätze: „Milien=Portage“ und „Savan Portage,“ von wo wir zwanzig Meilen weiter den Savan=Fluß hinabreisten und sodann nicht weit von seiner Mündung in den Tausend=Insel=See (Mille Lacs) unser Lager aufschlugen.

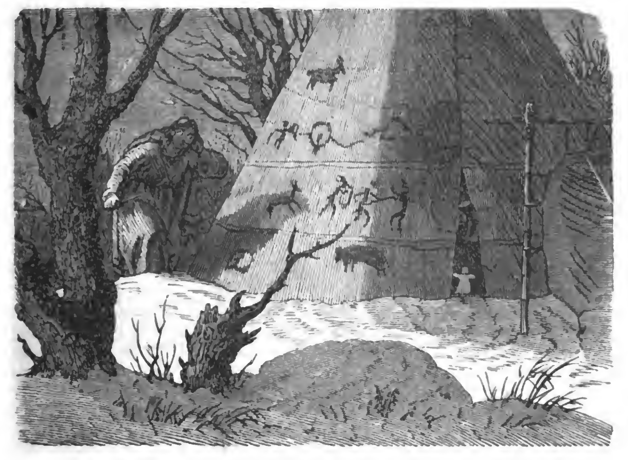
Am 29. kamen wir durch den sechs und dreißig Meilen langen Tausend=Insel=See; diesen Namen verdient er vollständig. Die Landschaft rings umher ist wahrhaft schön, da die unzähligen Felseninseln, die in den manigfaltigsten, von mehren Meilen Länge bis zu den kleinsten Dimensionen wechselnden Größen darin vorkommen, mit Bäumen, hauptsächlich Tannen, bedeckt sind. Dieser See ist von unzähligen Enten bewohnt, welche die Indianer auf folgende eigenthümliche Weise anlocken: — ein junger Hund wird abgerichtet, indem man ein Stück Fleisch mehre Mal am Rande des Sees, an einem Bindfaden befestigt, hin und herzieht, dann den Hund auf die Fährte leitet, der er rasch und mit dem Schwanze wedelnd folgt. Nachdem der Hund eine Weile derselben gefolgt ist, bekommt er das Fleisch; dies wird mehrmals wiederholt, bis der Hund solches auf jedesmaligen Befehl thut; seine Bewegungen locken die in der Entfernung schwimmenden Enten in das Bereich des am Ufer versteckt liegenden Indianers. Die Enten sind dort so zahlreich und in so dichten Schaaren vorhanden, daß ich manchen Indianer gekannt habe, welcher vierzig derselben erlegte, indem er ins Wasser unter sie schoß und, während dieselbe Schaar sich erhob und über seinem Haupte kreiste, schnell wieder lud und abermals hineinfeuerte. Unser erster Trageplatz, nachdem wir diesen lieblichen See verlassen, war „Portage de Pente.“ Wir campirten am Ende des nächsten Trageplatzes „Little Discharge“ genannt und hatten im Ganzen eine Strecke von sechs und funfzig Meilen zurückgelegt.

30. Mai. Wir brachen zeitig auf und erreichten „French Portage“ gegen die Frühstücksstunde. Wir nahmen den größten Theil des Gepäcks aus den Canots und trugen es drei Meilen weit über den Trageplatz, um die Canots auf dem Flusse, der sehr seicht geworden war, nach dem Ende des Trageplatzes herumzuschicken, wo wir mit ihnen zusammentreffen sollten. Wir schlugen diese Nacht unser Lager an einem kleinen See „Sturgeon Lake“ (Störsee) auf und hatten acht und vierzig Meilen gemacht und „French Portage“ und „Portage des Morts“ überschritten.

31. Mai. Wir fuhren den Fluß „Rivière maligne“ hinab, bis wir an die Trageplätze, die „der erste, zweite und dritte Trageplatz“ genannt werden, kamen, und lagerten, nach Ueberschreitung der Trageplätze „De l'Isle“ und „Du Lac“, nahe bei dem See: „Lac la Croix Traverse,“ nachdem wir eine Entfernung von sieben und zwanzig Meilen zurückgelegt hatten.

1. Juni. Wir fuhren den Macau=Fluß hinab, der einige schöne Stromschnellen und Fälle besitzt. Hier begegneten wir Indianern, den ersten, seitdem wir den Tausend=Insel=See verlassen. Sie heißen Saulteaux und sind ein Zweig der Ojibbeways, deren Sprache sie mit geringen Abweichungen sprechen. Wir kauften einem indianischen Paare etwas getrockneten Stör ab. Das Weib

trug eine Kleidung von Kaninchenfell: man hielt sie, wie ich später erfuhr, für Kanibalen, welche in indianischer Sprache „Weendigo“ oder „Einer, der Menschenfleisch ißt,“ genannt werden. Es herrscht unter den Indianern der Aberglaube, daß ein Weendigo durch nichts getödtet werden kann als durch eine silberne Kugel. Ich erfuhr aus guter Quelle, daß hier ein Fall vorgekommen, in dem Vater und Tochter buchstäblich aus Mangel sechs Mitglieder ihrer eigenen Familie getödtet und gegessen. Sie schlugen ihr Lager, so fährt die Erzählung fort, sodann in einiger Entfernung, in der Nachbarschaft eines alten indianischen Weibes auf, welches sich zufällig allein in seiner Wohnung befand, da die Verwandten auf die Jagd gegangen waren. Als die Frau Vater und Tochter ohne die Begleitung anderer Mitglieder der Familie, die sie sämmtlich kannte, ankommen sah, fing sie an zu argwöhnen, daß irgend ein böses Spiel stattgefunden, und für die eigene Sicherheit zu fürchten. Aus Vorsicht beschloß sie, den Eingang zur Hütte sehr glatt zu machen, und goß, da es Winter und der Frost sehr streng war, wiederholentlich Wasser, so schnell es nur frieren wollte, auf den Boden, bis derselbe mit einer Masse glatten Eises bedeckt war und anstatt zu Bett zu gehen, blieb sie, ein Beil in der Hand, in ihrer Hütte sitzen. Als es beinahe Mitternacht war, hörte sie Schritte, die vorsichtig über den knisternden Schnee dahinglitten, und als sie durch die Ritzen der Hütte sah, erblickte sie ein Mädchen in horchender Stellung, wie wenn dasselbe sich



überzeugen wollte, ob der Insasse schliefe; die alte Frau erhielt sie in dem Glauben indem sie laut schnarchte. Kaum hatte der willkommene Ton das Ohr des unglückseligen Mädchens getroffen, als es vorwärts stürzte; doch es

glitt auf dem Eise aus und fiel am Eingang der Hütte hin, und das beabsichtigte Opfer sprang auf die Mörderin zu und spaltete ihr den Hirnschädel mit dem Beil; da sie nicht zweifelte, daß der schändliche Vater in der Nähe sei, so floh sie in größter Eile weit fort, um seiner Rache zu entgehen. Inzwischen kroch der Weendigo-Vater, welcher mit Ungeduld auf das erwartete Signal harrte, das ihn zu dem gräßlichen Mahl laden sollte, an die Hütte heran und rief seine Tochter; da er keine Antwort vernahm, ging er weiter und sah, anstatt des todten Körpers der alten Frau, seine eigene Tochter; der Hunger überwältigte jedes andere Gefühl und er rettete sein Leben, indem er ihre Ueberreste verschlang.

Alle Indianer blicken mit abergläubischer Furcht und mit Grauen auf die Weendigos, und man scheut Jeden, von dem man weiß, daß er Menschenfleisch gegessen; man vermuthet, daß die, welche es einmal gekostet, es wieder thun würden, wenn sich Gelegenheit dazu böte. Diese müssen daher ihre Hütten in einiger Entfernung von dem übrigen Stamm aufrichten, und man hält besonders die Kinder von ihnen fern; doch werden sie auf keine Weise belästigt oder beschädigt, sondern scheinen eher Mitleid zu erregen um deswillen, was sie gelitten haben müssen, ehe sie so weit kommen konnten. Ich glaube nicht, daß irgend ein Indianer, wenigstens keiner, den ich je gesehen, sein Mitgeschöpf verspeisen würde, wenn er nicht von Hunger dazu gedrängt wird, noch glaube ich, daß irgend ein indianischer Stamm auf dem Festlande Nordamerikas existirt, dem man die Bezeichnung „Kanibalen" eigentlich mit Recht beilegen könnte.

Wir wanderten heute eine Strecke von ein und vierzig Meilen und kamen über vier Trageplätze, ehe wir in den See Meican einfuhren, der neun Meilen lang bis „Portage Neuf" sich hinzieht, von wo wir nach „Lac la Pluie" gelangten, bei dem wir unser Lager aufschlugen; der Name dieses Sees schien nicht ungeeignet, denn wir wurden hier durch den fortwährend in heftigen Güssen herabströmenden Regen zwei Tage aufgehalten. Wir konnten vor dem Abend des vierten Fort Francis nicht erreichen, das in einer Entfernung von funfzig Meilen am Ende des Sees liegt. Dort fand ich einen ein Circular einschließenden Brief von Sir George Simpson.

Hier ist ein schöner vom Fort aus sichtbarer Wasserfall am Anfang des Flusses, welcher vom Lac la Pluie nach dem „Lake of the woods" (Waldsee) läuft. Am Fuße der Stromschnelle wird Weißfisch und Stör gefangen, mit dem unser Meßtisch im Fort reichlich versehen war; die Hauptnahrung besteht hier in der That aus Fisch und wildem Reis und etwas in der Umgebung des Forts gebautem Getreide; dies war das erste zu Ackerbauzwecken geeignete Land, das ich gesehen, seit ich Fort William verlassen. Wir blieben im Fort bis zum Morgen des fünften. In der nächsten Nachbarschaft war ein Lager von Salteaux-Indianern; eine große Anzahl derselben kam früh nach der Niederlassung, um den großen „Arzneimann, welcher Indianer machte", zu sehen. Die Indianer verbinden nämlich mit dem Wort „Arznei" die Vorstellung von etwas Geheimnißvollem und wenden es auf Alles an, was sie nicht klar begreifen. Herr Lane hatte ihnen zu verstehen gegeben, daß ich zu dem Zwecke durch das Land reiste, um ihre Bildnisse zu malen.

Ich wendete mich an den obersten Häuptling, Waw=gas=konß, „die kleine Ratte", mit dem Wunsche, sein Bildniß zu malen, aber er schlug es mir ab, weil er fürchtete, daß ihm Uebles daraus hervorgehen könne; doch nachdem Jacaway, „der laute Sprecher", mir gesessen hatte, schämte sich Waw=gas=konß seiner Feigheit und verrieth, indem er mir nach dem Canot folgte, große Ungeduld, es ausgeführt zu sehen. Ich hatte indessen keine Zeit, konnte ihn aber nicht los werden, bis ich ihm versprach, sein Bild bei meiner Rückreise zu malen.

5. Juni. Wir verließen das Fort um 10 Uhr früh; der Regen dauerte den ganzen Tag und nöthigte uns, um 4 Uhr Nachmittag unser Lager aufzuschlagen. Der Weg, den wir zurückgelegt, betrug ungefähr dreißig Meilen.

6. Juni. Es war auffallend, daß die Bäume an beiden Ufern des Flusses und an einem Theile des Lake of the Woods, „Waldsees", — eine Strecke von 150 Meilen unserer Reiseroute, — buchstäblich von allem Laub entblößt waren durch Myriaden von Raupen, die nichts als die kahlen Zweige zurückgelassen hatten. Man sagte mir, daß diese Plage sich auf das Doppelte der von mir erwähnten Strecke ausdehnte. Das ganze Land hatte dadurch beim Beginn des Sommers den traurigen Anschein des Winters.

Da es unmöglich war, unser Frühstück am Lande einzunehmen, es sei denn daß wir uns entschließen wollten, sie mit zu essen, indem sie, fortwährend von den Bäumen herabfallend, unter unsere Speisen kommen mußten und den Boden in Masse bedeckten, so sahen wir uns genöthigt, es in unsern Canots zu genießen. Wir begegneten einigen Indianern, denen wir sieben schöne Störe abkauften, von denen jeder vielleicht vierzig bis funfzig Pfund wog. Wir bezahlten Alles zusammen mit einem baumwollenen Hemde. Zunächst fuhren wir dann in den „Waldsee" und schlugen unser Lager auf, nachdem wir an einem Tage dreiundfunfzig Meilen zurückgelegt.

7. Juni. Wir fuhren bis an das Ende des obigen achtundsechzig Meilen langen Sees. Als wir ungefähr in der Mitte desselben an einer kleinen Insel vorüberkamen, stieg der Steuermann meines Canots ans Land, lief einer Baumgruppe zu und kehrte mit einem kleinen Fäßchen Butter zurück, welches er, wie er uns erzählte, das Jahr zuvor dort versteckt, oder wie sie dort sagen, „en cache" gelassen hatte. Es war ein Gewinn für unsere Speisekammer, wiewohl das Alter den Geschmack der Butter nicht verbessert hatte. Sodann wanderten wir durch den Rattentrageplatz, „Rat Portage", an dessen Fuß das Fort liegt, ein kleines Etablissement, wo sie so schlecht mit Vorräthen versorgt waren, daß uns nur zwei Weißfische abgelassen werden konnten. Es war daher rathsam für uns, den Ort zu verlassen, wenn es gleich schon spät Abend war, und wir campirten einige Meilen weiter unterhalb, am Winnipeg=Flusse. Wir hatten heute eine Reise von zweiundsiebenzig Meilen gemacht.

8. Juni. Wir setzten unsere Fahrt stromabwärts auf dem Winnipeg fort, der von zahlreichen schönen Stromschnellen und Fällen unterbrochen und in der That einer der malerischsten Flüsse ist, durch die wir auf unserer ganzen Reise gekommen. Der am Bug sitzende Kahnführer fing einen Hecht, der scheinbar zwei Schwänze hatte, an jedem Ende einen; bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß der Schwanz und ein Theil des Körpers von einem andern Fisch,

der beinahe so groß war wie er selbst, ihm zum Munde hervorragten, ein Zeichen der großen Gefräßigkeit dieser Gattung. Heute kamen wir an einer katholischen Missionsstation vorüber, Namens „Wabassemmung" (oder der weiße Hund), welche ich bei meiner Rückkehr, drittehalb Jahr später, verlassen fand, weil die Indianer dieser Gegend sich den Bekehrungsversuchen nicht sehr geneigt erwiesen hatten. Wir schlugen unser Nachtlager einige Meilen unterhalb dieser Station auf und fanden die Raupen immer noch sehr lästig, da sie unsere Decken und Kleider vollständig bedeckten. Wir waren an folgenden Oertlichkeiten vorübergekommen: „die Dalles," „Grand Décharge," „Terre-jaune Portage," „Charette Portage," „Terre blanche Portage," „Cave Portage" und „Wabassemmung" und hatten einundsiebenzig Meilen gemacht.

Am 9. Juni passirten wir den „Chute de Jaques", so genannt, weil ein Mann dieses Namens, von einem seiner Kameraden herausgefordert, sein Canot über einen Fall von funfzehn oder zwanzig Fuß hinabgleiten zu lassen, ein Wagniß, das nie zuvor versucht worden, ohne Zaudern die kühne That ausführte, indem er, sein schwaches Fahrzeug abstoßend, hinein sprang und um eine kleine Insel herumfahrend auf der Hauptmasse hinabschoß, während seine Gefährten voller Angst am Ufer seiner Rettung harrten. Wie man wohl hätte im voraus vermuthen können, ward er zerschmettert und nie wieder gesehen. An diesem Abend schlugen wir unser Nachtlager auf, nachdem wir sechzig Meilen zurückgelegt und über folgende Trageplätze gewandert waren: „Portage de l'Isle," „Chute de Jaques," „Point des Bois" (der indianische Name dieses Falles ist Ka-mash-aw-aw-sing oder „die beiden Trageplätze"); „Rochers Boules," „Slave Falls" welches der höchste aller Fälle des Winnipeg-Flusses ist; warum er diesen Namen (Sklavenfall) trägt, habe ich nie erfahren. Bei „Barrière Portage" fanden wir die schwarzen Fliegen und Moskitos die ganze Nacht so lästig, daß sie uns vollständig des Schlafes beraubten.

10. Juni. Heute fuhren wir drei oder vier schöne Stromschnellen in unsern Canots hinab, in deren Führung die Männer große Geschicklichkeit bewiesen, obwohl so viel Gefahr damit verbunden ist, daß mehre Canots bei dem Versuch verloren gegangen sind. Wir legten heute sechzig Meilen auf dem Winnipeg, stromabwärts fahrend, zurück und kamen an folgenden Punkten vorüber: „Grand Rapid," ferner sechs zusammen ungefähr fünf Meilen ausmachende Trageplätze, deren jeglicher die andern fünf überschaut: sie haben den gemeinschaftlichen Namen „die sechs Trageplätze" — dann der erste und zweite Trageplatz „the Bonnet," „der grand Bonnet," „Petits Rochers" und „Terre Blanche." Wir schlugen unser Lager einige Meilen unterhalb der Stromschnellen, um fünf Uhr, früher als gewöhnlich, auf; denn unsere Canots hatten etwas Schaden gelitten und mußten ausgebessert werden. Man bricht gewöhnlich jeden Morgen zwischen drei und vier Uhr auf und reist bis acht Uhr, frühstückt dann und setzt nachher die Tour ununterbrochen bis eine Stunde vor Dunkelwerden fort, so daß den Männern die nöthige Zeit verbleibt, um Vorbereitungen für die Nacht zu treffen. Die einzige Ruhe, die gestattet wird, besteht darin, daß in Zwischenräumen von einer Stunde alle Hände drei oder vier Minuten zu arbeiten aufhören, um die Pfeifen zu stopfen. Es ist ganz

gebräuchlich, die Entfernnng von einem Ort zum andern dadurch auszudrücken, daß man sagt: er ist so oder so viel Pfeifen weit, und für Diejenigen, welche im Innern gereist sind, gibt dies einen sehr guten Maßstab für die Entfernung. Der Abend war sehr schön, und bald nachdem wir unsere Zelte aufgeschlagen und unsere Feuer angezündet, erhielten wir einen Besuch von den Saulteaux-Indianern. Da ich vollauf Zeit hatte, zeichnete ich das Lager. Unsere Gäste, der klare Strom, der den glänzenden dem nördlichen Amerika so eigenthümlichen Himmel wiederspiegelte, die Granitfelsen mit dem üppigen Laube der Wälder im Hintergrund und den sich hin und her bewegenden Indianern und Reisenden, Alles dies bildete einen höchst angenehmen Vorwurf für den Maler.

---

# Fünftes Kapitel.

Fort Alexander. — Mr. Lane. — Ein Lebenslauf im Westen. — Werth der Baumrinde für den Indianer. — Die Arznei-Hütte. — Ein Doppelschuß. — Fort Garry. — Der nächste Marktplatz. — Die Niederlassung am rothen Fluß. — „Die Ebene der weißen Pferde.“ — Büffeljagd.

11. Juni. Wir fuhren zeitig aus, ein günstiger Wind füllte unser Segel, und wir erreichten Fort Alexander um die Frühstücksstunde, nachdem wir mit Einschluß der drei Trageplätze: „First eau qui merit,“ „Second eau qui merit,“ „Third eau qui merit,“ siebzehn bis achtzehn Meilen gemacht hatten. Das Fort Alexander liegt am Winnipeg-Flusse und hat in der Nachbarschaft einiges für den Ackerbau gut geeignete Land. Hier nahm ich mit großem Bedauern Abschied von Herrn Lane und verließ die Brigade der Canots, welche auf dessen Wege nach dem Mackenzie-Strom mit ihm nach Norway-Haus weiter fuhr. Herr Lane war sehr jung in die Dienste der Hudson's-Bai-Kompagnie getreten und hatte, als er sechsundzwanzig Jahr gedient, aus Unzufriedenheit über die langsame Beförderung, den Entschluß gefaßt, seine Stelle niederzulegen und nach Irland, seinem Vaterlande, zurückzukehren. Jedoch als er wieder in der Heimath war, fühlte er sich im civilisirten Leben wie verloren und ganz unfähig sich dort in irgend einer Geschäftsthätigkeit zu bewegen; und als ich mit ihm zusammentraf, war er abermals und mit geringerem Gehalt als er zuvor genossen, im Dienst der Kompagnie und reiste in Begleitung seiner Frau, die von gemischter Abkunft war, nach dem Mackenziestrom, einem der fernsten und ödesten Posten der ganzen Region. Das Letzte was ich von ihm hörte, war, daß er fast verhungert, nach einer Reise von 700 Meilen in Schneeschuhen im tiefsten Winter, auf seinem Posten angelangt war.

Da ich erfuhr, daß sich in einer Entfernung von einigen Meilen ein Lager Indianer befand, bat ich Herrn Setler, der das Etablissement unter sich hatte, mir einen Führer dahin zu verschaffen. Ich fand es unumgänglich nothwendig,

den ganzen Weg entlang einen Schleier zu tragen, zum Schutz gegen die Moskitos, die ich nie zuvor so zahlreich gesehen hatte. Ich traf ein sehr großes Lager von Saulteaux-Indianern an. Sie haben eine im Mittelpunkt des Lagers errichtete Arznei-Hütte, nach welcher ich sofort meine Schritte richtete. Es war ein ziemlich längliches Gebäude, aus in Bogenform gebogenen Stangen zusammengesetzt, deren beide Enden in den Boden hineingetrieben waren, so daß es vollendet ein langes gewölbtes, durch eine Bedeckung von Birkenrinde gegen das Wetter geschütztes Zimmer bildete. Diese Rinde ist einer der werthvollsten Stoffe, welche die Natur dem rothen Manne liefert; denn durch ihre freundliche Beihülfe ist er im Stande, der Ungunst des Wetters auf dem Lande zu begegnen und leicht und sicher über die großen Binnenseen hinzufahren, an denen sein wildes Heimathland so reich ist; und wenn irgend ein vorübergehendes Hinderniß die Benutzung derselben auf dem Wasser hindert, so ist ihr Gewicht so unbedeutend, daß sie auf den Schultern fortgetragen werden kann. Ferner ist ihre Festigkeit und die Dichtheit ihres Gewebes der Art, daß der Indianer seine Küchen- und andern Geräthe daraus fertigt; denn die Birkenrinde läßt durchaus kein Wasser durch, und er kann vermöge glühend gemachter Steine seine Fische darin kochen. Sie dient ebenfalls als ein Material oder eine Art Papyrus, auf dem er seine hieroglyphische Correspondenz führen kann.

Bei meinem ersten Eintreten in die Arzneihütte — (der Leser weiß bereits welche geheimnißvolle Deutung der Indianer dem Worte „Arznei" gibt) — fand ich vier Männer, die Häuptlinge zu sein schienen, auf über den Boden hingebreiteten Matten sitzend; sie gestikulirten mit großer Heftigkeit und schlugen den Takt zu dem Wirbeln einer großen Trommel. Etwas das von geheiligter Beschaffenheit zu sein schien und das ich nicht sehen durfte, befand sich verdeckt in dem Mittelpunkte der Gruppe. Sie hörten fast augenblicklich mit ihrem Bum-bum oder ihrer Musik auf und schienen Mißfallen an meinem Eindringen zu empfinden, obwohl sie sich mir naheten und forschend meine Barchent-Beinkleider betasteten und wegen ihrer Feinheit mich für einen Häuptling erklärten.

Als ich nun mich umzuschauen wagte, sah ich, daß das Innere der Hütte oder des Heiligthums mit aus Binsen gefertigten Matten behängt war, an welche man manigfaltige Opfergaben befestigt hatte, die hauptsächlich in Stückchen rothen und blauen Tuches oder Baumwollenzeuges &c., Perlenschnüren, feindlichen Kopfhäuten und verschiedentlichen andern mir unverständlichen Dingen bestanden. Da ich wahrnahm, daß sie ihr Bum-bum nicht fortsetzten, fing ich an zu vermuthen, daß ich störte, und zog mich zurück. Doch kaum war ich aus der Hütte hinausgetreten, als ich von Weiber- und Kinderschaaren umringt wurde, die nicht eher ruhten, bis sie mich von Kopf zu Fuß gemustert hatten und mir in Schwärmen durch das Lager gefolgt waren, und zwar allem Anschein nach nicht aus feindlichen Absichten sondern blos, um ihre Neugierde zu befriedigen. Ich kam an einem Grabe vorüber, über welchem eine Stange errichtet war, auf welcher eine ohne Zweifel von dem darunter begrabenen Krieger einem Feinde abgezogene Kopfhaut hing. Nachdem ich zuvor sechs der Indianer veranlaßt hatte, mich nach dem rothen Flusse zu begleiten, kehrte ich nach dem Fort zurück. Wir reisten um vier Uhr Nachmittags, von Herrn

Setler begleitet, in einem kleinen Boote ab und schlugen unser Lager am See Winnipeg auf.

12. Juni. Ich schrieb diesen Theil meines Tagebuches beim Lichte eines hellflammenden Feuers auf obigem Lagerplatz, umgeben von meinen sechs gemalten Kriegern, welche vor dem Zelte schliefen und deren scheußliche Gesichter im Scheine des Feuers glänzten: ein uns entgegen wehender Wind hatte uns den ganzen Tag an bedeutenderem Vorwärtskommen gehindert.

13. Juni. Wir fuhren in die Mündung des rothen Flusses gegen zehn Uhr Morgens ein. Die Ufer dieses Flusses, der sich an dieser Stelle in den See ergießt, sind sechs bis sieben Meilen hindurch flach und morastig. Nachdem wir ungefähr zwanzig Meilen stromaufwärts gefahren waren, kamen wir in Stone-Fort an, das der Kompagnie gehört. Hier fand ich Sir George Simpson und mehre der Herrn der Kompagnie, welche hier jährlich zu einer Berathschlagung in Geschäftsangelegenheiten zusammenkommen. Ich blieb hier bis zum funfzehnten und reiste dann nach dem obern Fort, zwanzig Meilen höher hinauf. Wir ritten zu Pferde in Begleitung des Herrn Peter Jacobs, eines Wesleyanischen Missionairs für die Indianer, und erreichten unser Ziel in ungefähr vier Stunden, nach einem angenehmen, durch einen bedeutenden Theil der Red-River-Ansiedlung führenden Ritt von achtzehn oder zwanzig Meilen. Hier ist ein Gerichtshof und ein Richter. Im vergangenen Jahre wurde hier ein Saulteaux-Indianer gehängt, weil er einen Sioux-Indianer und einen aus seinem eigenen Stamme auf einen Schuß getödtet hatte; die Kugel war durch den Sioux hindurch in des Salteaux-Indianers Leib gedrungen; er hatte nur den Sioux zu tödten beabsichtigt, mit dessen Stamme der seinige seit undenklichen Zeiten im Kriege lebte; die Tödtung des Salteaux war also bloß eine zufällige. Das Land hier herum ist nicht sehr schön; eine leblose flache Ebene mit wenig Holzung; die Landschaft trägt mehr das Gepräge cultivirter Bauerngüter aus der alten Welt, auf denen kaum hin und wieder ein dürrer Stamm zu sehen ist.

Diese Ansiedlung ist das Haupt-Vorraths-Depôt der Hudsons-Bai-Kompagnie, und hier werden große Quantitäten Pimmi-kon von den Half-breeds aufgekauft, einer Race welche sich von den Indianern und Weißen abgesondert hält und für sich allein einen Stamm ausmacht; denn obgleich dieselben einige Manieren und Gebräuche der französischen Voyageurs angenommen haben, so hängen sie doch noch viel mehr an den wilden und rauhen Sitten des rothen Mannes. Fort Garry, eins der wichtigsten Etablissements der Compagnie, ist im 97° westl. Länge und 50° 6′ 2″ nördl. Breite, auf dem Gabellande zwischen dem rothen Fluß und dem Assiniboine errichtet, wie aus beifolgender Skizze zu sehen ist. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses liegt die katholische Kirche und zwei oder drei Meilen weiter hinunter ist eine protestantische Kirche. Die Ansiedlung zieht sich ungefähr funfzig Meilen an den Ufern des Flusses entlang und der ursprünglich den Indianern zugestandenen Berechtigung gemäß, so weit ins Land zurück, als es möglich ist, vom Wasser her an einem hellen Tage einen Mann von einem Pferde zu unterscheiden.

Lord Selkirk war der erste, der hier im Jahre 1811 den Versuch zu einer Niederlassung machte; er wurde aber sehr bald wieder aufgegeben. Einige

Jahre später wanderten mehre schottische Familien, darunter einige von den Orkney-Inseln, unter dem Schutz der Hudson's-Bai-Kompagnie aus, und diese zählen jetzt an 3000 Mitglieder, welche als Farmer und, soweit von Nahrung und Kleidung die Rede ist, in großem Ueberfluß leben. Was die Luxusbedürfnisse des Daseins betrifft, so sind diese fast unerreichbar, da kein näherer Markt vorhanden ist als St. Pauls am Mississipi, das in einer Entfernung von 700 Meilen, jenseits einer pfadlosen Prairie liegt. Die Half-breeds sind zahlreicher als die Weißen, und ihre Zahl beläuft sich jetzt auf 6000. Sie stammen von weißen Männern, die im Dienste der Hudson's-Bai-Kompagnie dort waren, und eingebornen indianischen Weibern ab und sprechen alle die Cree-Sprache und das Patois von Unter-Canada; sie werden von einem Häuptling, Namens Grant, ziemlich nach Art der indianischen Stämme regiert. Er hat nun schon lange dieses Amt unter ihnen bekleidet und war in die Unruhen verwickelt, welche zwischen der Hudson's-Bai- und den Nordwest-Kompagnieen herrschten. Man brachte ihn nach Canada unter der Anklage, daß er des am Gouverneur Semple verübten Mordes schuldig sei, doch konnte kein hinreichendes Zeugniß gegen ihn aufgebracht werden.

Die Halfbreeds sind eine sehr kräftige Menschenrace; sie sind im Stande die größten Entbehrungen und Strapazen zu ertragen, aber ihre indianischen Neigungen sind vorherrschend, und daher sind sie nur sehr mangelhafte Landwirthe und vernachlässigen ihren Boden, um sich den erregendern Vergnügungen der Jagd hinzugeben. An den Büffeljagden nimmt der ganze Stamm Theil. Dieselben finden zweimal jährlich statt, um die Mitte Juni und October, zu welchen Zeiten allen Familien ringsumher Nachricht gegeben wird, daß sie sich auf der Ebene der weißen Pferde, ungefähr zwanzig Meilen von Fort Garry, versammeln sollen. Hier wird der Stamm in drei Banden getheilt, von denen jede einen andern Weg einschlägt, um auf die Büffelheerden zu treffen. Jede Bande ist von ungefähr 500, entweder von einem Ochsen oder einem Pferd gezogenen Wägelchen begleitet. Ihr Wagen ist ein eigenthümlich aussehendes Fuhrwerk, das sie selbst mit ihren Aexten fertigen und mit hölzernen Klammern und ledernen Riemen zusammenhalten, da Nägel nicht zu haben sind. Das Beschläge des Rades ist aus Leder gemacht, das naß aufgelegt wird; wenn es trocknet, schrumpft es zusammen und liegt so dicht an, daß es nie abfällt und so lange dauert, wie das Wägelchen selbst zusammenhält.

---

# Sechstes Kapitel.

Die Rosenebene. — Filtrirsack in der Wüste. — Hunde die dem Lager folgen. — Der trockene Tanzberg. — Vigilien der Tapfern. — Tod beim Feste. — Erfolgreiche Auflauer. — Tanz um die Kopfhäute. — Jäger-Appetit. — Die große Jagd. — Bezeichnen des Wildes. — Ueber Hals und Kopf. — Zeichnen mit Schwierigkeiten. — Ein lästiger Insasse.

Ich kam ungefähr drei Tage später in Fort Garry an, als die Halfbreeds dasselbe verlassen; da ich indessen sehr begierig war, Zeuge der Büffeljagd zu sein, so verschaffte ich mir einen Führer, ein Wägelchen für mein Zelt und dergleichen, und ein Sattelpferd für mich selbst und machte mich auf den Weg, um eine der Banden einzuholen. Wir legten an dem Tage ungefähr dreißig Meilen zurück und schlugen unser Lager Abends auf einer schönen, mit unzähligen kleinen Rosen bedeckten Ebene auf. Der nächste Tag war durchaus nicht angenehm, da unser Weg durch eine sumpfige Strecke Landes führte, wo wir genöthigt waren, alles Wasser, das wir tranken, durch ein Stück Tuch zu filtriren, wegen der zahlreichen Insekten, von denen einige als höchst gefährlich gelten und die Macht haben sollen, sich durch die Magenwände durchzufressen und sogar bei Pferden den Tod zu veranlassen.

Tags darauf erreichte ich den Pambinawfluß und fand die Bande beschäftigt Pfähle zu schneiden, welche sie mitnehmen muß, um das Fleisch darauf zu dörren, da von der Zeit an, wo sie diese Gegend verläßt, bis zu der, wo die drei Banden am Schildkrötenberg zusammentreffen, an welchem Ort das auf dem Wege mitgenommene und getrocknete Fleisch zu Pimmi-kon verarbeitet wird, kein bewaldetes Land mehr zu treffen ist. Der Pimmi-kon wird folgendermaßen bereitet: — man stößt die gedörrten Fleischschnitte zwischen zwei Steinen, bis sich die Fasern von einander lösen; funfzig Pfund hiervon werden mit ungefähr vierzig Pfund geschmolzenem Fett, das heiß damit vermischt wird, in einen Sack von Büffelhaut gestopft und dieser zugenäht, so daß es eine harte und dichte Masse bildet; daher rührt der Name Pimmi-kon, der in der Cree-Sprache Pimmi Fleisch und Kon Fett bedeutet. Jeder Wagen bringt zehn solcher Säcke heim, und Alles was die Half-breeds nicht für ihren eigenen Bedarf brauchen, wird eifrig von der Kompagnie aufgekauft, um es nach den entferntern Posten, wo es an Lebensmitteln mangelt, zu versenden. Ein Pfund von dieser Masse wird vier Pfund gewöhnlichen Fleisches gleich geachtet, und der Pimmi-kon bleibt jahrelang unversehrt, welcher Witterung er auch ausgesetzt sein möge.

Ich wurde mit größter Herzlichkeit von der Bande aufgenommen. Es waren beinahe hundert Jäger, außer den Weibern und Kindern. Sie leben während dieser Jagdausflüge in Hütten aus zubereiteten Büffelhäuten. Sie sind immer von einer unermeßlichen Anzahl Hunde begleitet, welche ihnen aus den Niederlassungen folgen, um sich von dem Abfall und den Ueberbleibseln der getödteten Büffel zu nähren. Diese Hunde sind sowohl im Aeußern wie in ihren Neigungen Wölfen sehr ähnlich und stammen vermuthlich aus einer Kreuzung von Wolf und Hund. Viele sind herrenlos und zuweilen gefährlich in Zeiten des Mangels. Es ist mir selbst vorgekommen, daß sie Pferde angreifen und fressen

Wir brachen am nächsten Morgen auf und setzten unsere Reise nach den offenen Ebenen fort. Die Wagen, welche die Weiber und Kinder enthielten und von denen jeder mit einer Flagge oder irgend einem in die Augen fallenden, an einer Stange befestigten Abzeichen decorirt war, fuhren in einer ununterbrochenen Linie ab, die sich meilenweit hinzog und von den Jägern zu Pferde begleitet war. Vormittags, während die Linie der berittenen Jäger und der Wagen sich rings um den Saum eines kleinen Sees zog, nahm ich die Gelegenheit wahr, eine Skizze von dieser eigenthümlichen Kavalkade zu entwerfen.

Am folgenden Tage kamen wir am trockenen Tanzberge (Dry Dance Mountain) vorüber, wo die Indianer, ehe sie sich auf eine Kriegsunternehmung begeben, drei Tage und Nächte zu fasten und zu tanzen pflegen. Dieser Gebrauch wird von jungen Kriegern beobachtet, ehe sie zum ersten Mal in den Kampf ziehen, und dies geschieht, damit sie sich an die Entbehrungen und Mühseligkeiten, die sie zu dulden erwarten müssen, gewöhnen und ihre Kraft und Stärke im Ertragen üben mögen. Sollte Einer der Ermüdung und dem Fasten, die mit dieser Ceremonie verknüpft sind, erliegen, so wird er unfehlbar in das Lager zurückgeschickt, in dem die Weiber und Kinder bleiben.

Nachdem wir diesen Berg verlassen hatten, setzten wir unsere Reise fort, ohne auch nur einem Büffel zu begegnen, obwohl hinreichende Andeutungen vorhanden waren, daß sie kurz zuvor in der Nachbarschaft gewesen. Am Abend des zweiten Tages besuchten uns zwölf Sioux-Häuptlinge, mit denen die Half-breeds mehre Jahre in Krieg verwickelt gewesen waren. Sie kamen, um einen dauernden Frieden abzuschließen, doch während sie die Friedenspfeife in der Rathshütte rauchten, wurde die Leiche eines Half-breed, der sich ein wenig vom Lager ent-



fernt hatte, frisch skalpirt hereingebracht; sein Tod wurde sofort den Sioux zugeschrieben. Da die Half-breeds mit keinem andern Volke Krieg führten, so fing es sofort in den jungen Männern zu gähren an, und sie würden wegen des vermeintlichen Verraths an den zwölf in ihrer Gewalt befindlichen Häuptlingen augenblickliche Rache geübt haben, wenn sich nicht die Alten und Gemäßigteren der Körperschaft ins Mittel geschlagen hätten. Diese sprachen sich gegen einen so schmählichen Bruch der Gebote der Gastfreundschaft aus, gaben den Häuptlingen sicheres Geleit, sagten ihnen aber zugleich, daß kein Friede geschlossen werden könnte, ehe sie nicht Satisfaction für die Ermordung ihres Freundes erlangt hätten.

Wegen aller solcher Wechselfälle, denen das wilde indianische Leben ausgesetzt ist, werden dem Lager, so lange es in Bewegung bleibt, stets Späher vorausgeschickt, um nach Feinden oder Büffeln auszuschauen. Wenn sie letztere erblicken, so geben sie ein darauf hindeutendes Zeichen, indem sie Händevoll Staub in die Höhe werfen und wenn sie erstere gewahr werden, dadurch, daß sie mit ihren Pferden hin- und herjagen.

Drei Tage nachdem die Sioux-Häuptlinge uns verlassen hatten, ließen die Signale unserer Späher auf das Erscheinen von Feinden schließen. Sofort eilten hundert der Bestberittenen des Volkes nach der Stelle, versteckten sich hinter dem Uferhang eines kleinen Flusses und schickten Zwei aus ihrer Mitte aus, um sich den Blicken der Sioux zu zeigen und sie in die Falle zu locken. Die Sioux, welche glaubten, daß sie allein wären, stürzten auf sie los; da sprangen die Half-breeds auf und feuerten eine Ladung unter sie, die acht zu Boden warf. Die andern entkamen, obgleich mehre, nach den Blutspuren zu schließen, welche man nachher auf dem Wege fand, gewiß verwundet worden. Wenn sie sich auch nur in wenigen Beziehungen von den reinen Indianern unterscheiden, so nehmen sie doch den Gebrauch des Skalpirens nicht an, und diesmal überließen sie, da ihr Rachebedürfniß befriedigt war, die todten Körper der Bosheit einer kleinen Schaar Saulteaux, die sie begleitete.

Die Saulteaux sind ein Zweig des großen Volkes der Ojibbeways; beide Namen bedeuten soviel wie „Springer“ und rühren von ihrer großen Geschicklichkeit her, ihre Canots über die zahlreichen Stromschnellen springen zu lassen, welche in den Flüssen des sie umgebenden Landes vorkommen.

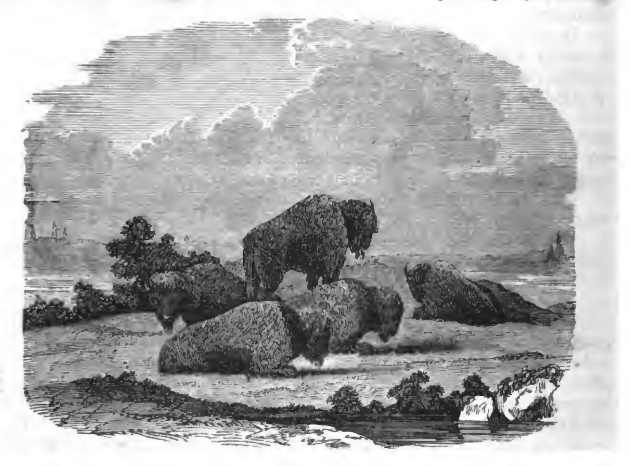
Ich zeichnete einen von ihnen, Namens Peccothis, d. h. „der Mann mit dem Höcker auf dem Nabel.“ Er schien anfangs sehr erfreut; doch die Andern lachten so sehr über die Aehnlichkeit und machten so viele Späße darüber, daß er ganz erzürnt ward und darauf bestand, daß ich das Bild zerstören oder zum wenigsten, so lange ich bei dem Stamme bliebe, nicht zeigen sollte.

Die Saulteaux sind, obwohl bedeutend an Zahl, dennoch kein kriegerischer Stamm, und die Sioux, die für sehr kühn und muthig gelten, haben lange einen wüthenden Krieg gegen sie geführt, in Folge dessen die Saulteaux nicht wagen, anders als in Gesellschaft der Sioux in den Ebenen zu jagen. Sobald sie in den Besitz der todten Körper gekommen, fingen sie einen Skalp-Tanz an, während welches sie die Körper auf eine gräßliche Weise verstümmelten. Eine alte Frau, die mehre Verwandte durch die Sioux verloren hatte, machte sich ganz besonders bemerklich, indem sie ihnen die Augen ausgrub und sie auch anderweitig zerstückte.

Am folgenden Nachmittag erreichten wir den Uferrand eines kleinen Sees, wo wir, um des Wassers willen, früher als gewöhnlich unser Lager aufschlugen. Den nächsten Tag ergötzte mich das Schauspiel, das mir eine Schaar von vierzig, in der Ferne sichtbaren Büffelkühen bot, denen unsere Jäger in vollem Laufe nachjagten; es waren die ersten, die ich gesehen, aber sie waren zu weit von mir entfernt, um mich an dem Jagdvergnügen zu betheiligen. Es gelang fünfundzwanzig zu tödten, die im Lager vertheilt wurden und uns Allen sehr willkommen waren, da unsere Vorräthe etwas zusammenzuschmelzen begannen und ich das Pimmi-kon und gedörrte Fleisch gehörig satt hatte. Nachdem die Feuer vermittels des Holzes, das wir in den Wagen mitgebracht hatten, angezündet worden, fing die ganze Gesellschaft mit einer Gier zu schmausen an, die mir vollständig unbegreiflich war, bis ich es selbst versuchte und durch die Erfahrung erkannte, wie sehr das Jagen in den Ebenen den Appetit schärft.

Der obere Theil des Höckers eines Büffels an Gewicht vier bis fünf Pfund, wird von den Indianern der kleine Höcker genannt. Dieser ist härter und fester als das Uebrige, obgleich sehr zart, und wird gewöhnlich zum Aufbewahren zurückgelegt. Der untere und größere Theil ist mit Fett durchwachsen und sehr saftig und wohlschmeckend. Dies nebst den Zungen gilt als feinster Bissen vom Büffel. Nachdem die Gesellschaft soviel hinunter gestopft, als sie verschlingen konnte, brachte sie den Rest des Abends damit zu, die Markknochen zu rösten und sich an dem Inhalt derselben gütlich zu thun.

In den nächsten Tagen trafen wir nur hier und da einen einzelnen Büffel oder kleine Heerden, aber weiter hin wurden sie häufiger. Endlich meldeten unsere Kundschafter, daß zwei Meilen vor uns eine gewaltige Heerde von



Büffelochsen sich befände. Man unterscheidet sie in der Ferne von den Büffelkühen dadurch, daß jene einzeln weiden und weitläufiger über die Ebene zerstreut sind, während die Kühe, um die Kälber zu sichern, die immer im Mittelpunkt der Heerde gehalten werden, zusammenbleiben. Ein Half-breed, Namens Hallett, der mir große Aufmerksamkeit erwies, weckte mich am Morgen, damit ich in seiner Begleitung der Gesellschaft vorauseilend, Gelegenheit fände, die Büffel vor Beginn der Jagd beim Weiden zu beobachten. Ein sechsstündiger scharfer Ritt brachte uns den nächsten Ochsen der Heerde bis auf eine Viertelmeile nah. Die Hauptmasse der Heerde erstreckte sich über die Ebene, so weit das Auge reichte. Glücklicherweise blies der Wind uns entgegen; hätte derselbe nach den Büffeln zu geweht, so würden sie uns auf meilenweite Entfernung gespürt haben. Ich hätte gewünscht, sie sofort anzugreifen, doch mein Begleiter wollte es mir nicht gestatten, bis die übrige Gesellschaft herbeigekommen, da es gegen die Gesetze des Stammes war. Wir entzogen uns daher der Beobachtung der Heerde, indem wir uns hinter einem Erdhügel verbargen, wo wir unsere Pferde von ihren Sätteln befreiten, damit sie sich abkühlten. Ungefähr nach einer Stunde hatten die Jäger, 130 an Zahl, uns eingeholt, und sogleich begannen die Vorbereitungen zur Jagd. Jeglicher Mann lud seine Flinte, untersuchte sein Zündpulver und prüfte die Festigkeit seiner Sattelgurte.

Die ältern Männer warnten die jüngern sich nicht gegenseitig zu erschießen, eine Warnung die keineswegs überflüssig war, da dergleichen Vorfälle häufig sind. Dann nahm jeder Jäger den Mund voll Kugeln, die ohne Baumwolle in die Flinte gelassen werden; auf diese Weise ladet er viel schneller und ist im Stande es zu thun, während sein Pferd in vollem Laufe ist. Freilich kann dabei die Flinte viel eher zersprengt werden, aber dessen scheinen sie nicht zu achten; auch trägt die Flinte nicht so weit und trifft nicht so sicher, doch das ist von geringerer Bedeutung, da sie stets ganz nahe bei dem Thiere abfeuern. Nachdem Alles in Bereitschaft war, führten wir unsere Pferde der Heerde entgegen. Als wir ungefähr zweihundert Yards vorgerückt waren, bemerkte uns die Heerde und rannte in entgegengesetzter Richtung fort. Nun spornten wir unsere Pferde zu vollem Galopp und waren in zwanzig Minuten in ihrer Mitte. Es konnten nicht weniger als vier- bis fünftausend sein, sämmtlich in unserer nächsten Nachbarschaft; lauter Bullen und nicht eine einzige Kuh darunter.

Jetzt begann ein höchst erregendes Schauspiel; die gewaltigen Stiere stürzten in wilder Verwirrung über die Ebene, während die furchtlosen Jäger der Gefahr nicht achtend, mitten hindurch ritten und ein ununterbrochenes Feuer, nur wenige Schritte von ihren Opfern entfernt, unterhielten. Sobald ein Büffel fiel, warf der glückliche Jäger irgend ein Kleidungsstück, das er oftmals nur zu diesem Zweck bei sich führte, hin, um seine Beute eigens zu bezeichnen, und stürzte dann auf eine andere los. Es fällt kaum vor, daß diese Merkzeichen je bestritten werden; doch sollte ein Zweifel über das Eigenthum auftauchen, so wird das Thier zu gleichen Theilen unter die Anspruch-erhebenden getheilt.

Die Jagd dauerte nur ungefähr eine Stunde und erstreckte sich über einen

Flächenraum von fünf bis sechs Quadratmeilen, auf dem bis fünfhundert Büffel todt und verendend herumlagen. Plötzlich kam ein Büffel, der von hinter einem Erdholm hervorsprang, auf mein Pferd zu, das in gutem Laufe sich aufgemacht hatte, und da es überrascht ward, sprang es zur Seite, kam mit dem Fuß in eins der zahllosen Dachslöcher, mit denen die Ebene übersäet ist, und stürzte sofort hin, während ich mit solcher Heftigkeit über seinen Kopf geworfen wurde, daß ich ganz betäubt war; doch erlangte ich bald wieder die Besinnung. Einige der Männer fingen mein Pferd ein, und schnell war ich wieder im Sattel und erkannte bald, daß ich Ursache hatte, mir zu meinem guten Glücke zu gratuliren; denn ich fand einen Mann, der auf ähnliche Weise abgeworfen worden, nicht weit von mir ganz bewußtlos daliegend, und so wurde er ins Lager zurückgetragen.

Ich schloß mich wieder der Jagd an, traf auf einen Büffel und hatte die Befriedigung, ihn auf den ersten Schuß zu erlegen. Erregt durch meinen Erfolg, warf ich meine Mütze hin, galoppirte weiter und durchbohrte bald mit einer Kugel ein zweites gewaltiges Thier. Dieses fiel indessen nicht, sondern stellte sich mir entgegen, stampfte den Boden, brüllte und starrte mir wild mit leuchtenden Augen ins Gesicht. Das Blut strömte reichlich aus seinem Maule und ich dachte, es müßte bald sinken. Die Stellung, in welcher es stand, war so schön, daß ich dem Verlangen, sie flüchtig zu zeichnen, nicht widerstehen konnte. Ich stieg daher ab und hatte eben begonnen, als es plötzlich einen Sprung nach mir zu machte. Mir blieb kaum die Zeit, mich auf mein Pferd zu schwingen und, mit Zurücklassung meiner Flinte und alles Uebrigen, davon zu eilen.

Als der Büffel an die Stelle kam, wo ich gestanden, wühlte er die Gegenstände um, die ich hatte fallen lassen, stampfte wüthend, indem er sie herumschleuderte, und zog sich dann zur Heerde zurück. Ich holte sogleich meine Flinte wieder, verfolgte ihn und brachte ihm bald einen zweiten Schuß bei; diesmal blieb er lange genug für mich auf den Beinen, um eine Skizze von ihm zu entwerfen. Nachdem ich sie vollendet, kehrte ich damit ins Lager zurück, dem Gebrauch gemäß die Zungen der Thiere die ich erlegt hatte, als Trophäen meines Jägerglückes mit mir forttragend.

Ich bin oft Zeuge einer Büffeljagd gewesen, doch nie einer in so großem Maßstabe abgehaltenen. Auf meinem Rückwege ins Lager traf ich einen der Jäger, der ganz kaltblütig einen verwundeten Büffel vor sich hertrieb. Auf meine Frage, warum er ihn nicht todtschieße, antwortete er, daß er es nicht eher thun wolle, bis er den Hütten ganz nahe sei, da er so die Mühe sparte, einen Wagen hinauszufahren, um das Fleisch zu holen. Er hatte ihn schon sieben Meilen getrieben und tödtete ihn nachher ungefähr zweihundert Yards von den Zelten. Am selbigen Abend, während noch die Jäger abwesend waren, kam ein durch die Jagd ganz verstörter Büffel zwischen die Zelte und endlich in eins derselben, nachdem er alle Weiber und Kinder erschreckt, die schleunigst die Flucht ergriffen. Als die Männer zurückkehrten, fanden sie ihn noch da, und da sie nicht im Stande waren ihn hinauszubringen, erschossen sie ihn durch die Oeffnung oben im Zelt.

---

## Siebentes Kapitel.

Lagerplatz inmitten der Getödteten. — Das Schlachten im Großen. — Ein kranker Führer. — Abschied von den Half-breeds. — Ein blinder Lärm. — Trübseliges Nachtquartier. — Schreckliche Lage. — Der stinkende Fluß. — Tod des Führers. — Väterliche Regierung. — Der Fluch des Feuerwassers.

Unser Lager ward nun nach dem Schlachtfelde verlegt. Wie leicht ich auch meinen Sturz zu nehmen wünschte, so fand ich mich doch den Tag darauf sehr leidend infolge desselben und der gehabten Ermüdung. Der Mann, den ich als Führer mitgebracht, litt ebenfalls sehr durch einen Anfall von Masern Am folgenden Tage erspähten und jagten unsere Jäger eine zweite große Büffelheerde mit glücklichem Erfolge. Nachts wurden wir durch das ununterbrochene Heulen und Streiten unzähliger Hunde und Wölfe gequält, die uns zur Jagd gefolgt waren, dem Anschein nach eben so gut wie wir von dem Feste unterrichtet, das sich für sie bereitete. Die Ebene glich jetzt einer großen Fleischerbank: die Frauen, denen diese Arbeit obliegt, waren alle eifrig beschäftigt, das Fleisch in Streifen zu schneiden und dieselben auf Gestellen, die aus zusammengebundenen Stangen gemacht waren, in die Sonne zu hängen.

Was die ungeheure Anzahl der getödteten Büffel betrifft, so erwähne ich, daß man allein dreißigtausend rechnet, welche jährlich von den Half-breeds vernichtet werden.

Nachdem ich im Jagen mit den Half-breeds mir Genüge gethan, trieb es mich wieder nach der Ansiedlung zurückzukehren, um meine Reise fortzusetzen. Als ich mit dem Vorschlag zur Abreise hervortrat, fand ich meinen Führer so unwohl, daß ich besorgte, er würde nicht im Stande sein zu reisen. Ich versuchte einen der Jäger zu gewinnen, um an seiner Stelle mit mir zurückzukehren; doch keiner von ihnen wollte sich entschließen allein eine so große Strecke Landes zu durchwandern, denn sie scheuten die Sioux, auf deren Gebiet wir uns eben befanden und befürchteten, daß dieselben, infolge des kürzlich stattgehabten Vorfalls, auf der Lauer sein würden, um einzelnen Wanderern von unserer Truppe, den Weg abzuschneiden Da ich keinen neuen Begleiter anzuwerben vermochte, war ich schon im Begriff, allein aufzubrechen, als mein Führer, der sich wohler glaubte, unter der Bedingung mir seine Gesellschaft anbot, daß er im Wagen fahren und weder der Pferde noch des Kochens sich annehmen dürfe. Hierauf ging ich bereitwillig ein, da für mich seine Dienste als Führer von der äußersten Wichtigkeit waren.

Am folgenden Morgen machten wir uns auf den Weg nach der Ansiedlung, deren Entfernung ich auf etwas über zweihundert Meilen schätzte. Eine Schaar von zwanzig Jägern gab uns acht bis zehn Meilen das Geleit, um sich zu überzeugen, daß keine Sioux in der unmittelbaren Nachbarschaft wären. Wir schieden sodann, nachdem wir die bei der Trennung von Freunden übliche Abschiedspfeife geraucht hatten. Ich konnte mich einer lebhaften Wehmuth, als ich sie verließ, nicht erwehren, denn ich hatte mannigfache Beweise freundlicher Gesinnung von ihnen erhalten, wie sie kaum von einem so wilden und unkultivirten Volke erwartet werden konnten. Wir fanden auf unserer Rückreise einen großen Wassermangel, da die meisten der Sümpfe, die uns auf unserem Wege versorgt hatten, durch die Hitze der Jahreszeit ausgetrocknet waren.

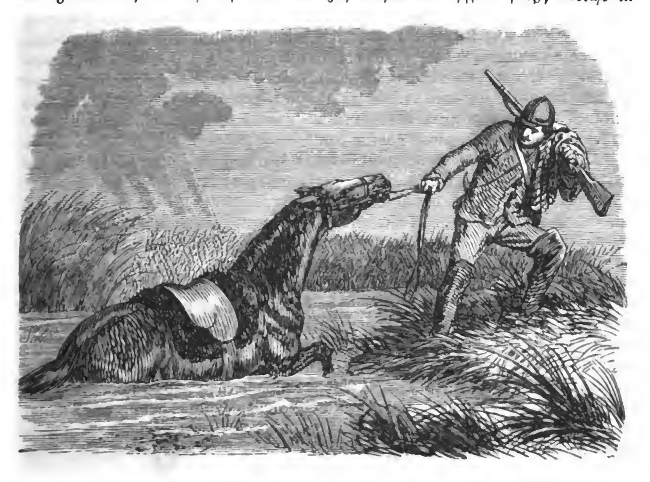
Wir begegneten vielen einzeln streifenden Hunden und Wölfen, welche die todten Körper witternd, vermittels des Geruchsinns ihre Wege zu verfolgen schienen. Nachdem ich die Pferde gefesselt, mein Zelt aufgerichtet und das Abendessen gekocht, begab ich mich zur Ruhe, doch nicht ohne einigermaßen einen feindlichen Ueberfall der Sioux zu befürchten, da wir noch in ihrem Jagdrevier und auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten noch einige Meilen südlich von der Grenzlinie uns befanden. In der Nacht schrie mein Führer, der sehr krank und fieberhaft war, daß die Sioux auf uns eindrängen. Ich fuhr empor, die Flinte in der Hand, denn ich hatte sie während ich schlief an meiner Seite liegen, und indem ich ins Dunkel hinausstürzte, hätte ich fast mein eigenes Pferd erschossen, welches über einen der Zeltpfähle stolpernd, meine Gefährten alarmirt hatte.

Wir reisten den folgenden Tag so schnell als der kranke Zustand meines Führers es gestatten wollte und schlugen am Abend des 30. Juni unser Lager am Ufer des Pambinaw auf. Den nächsten Morgen verlor ich viel Zeit beim Einfangen der Pferde, da die Gewohnheit sie fähig macht, trotz ihrer geknebelten

Füße, ziemlich rasch zu laufen. Nachmittags langten wir am Swampy Lake (Sumpfsee) an; der Weg über denselben beträgt ungefähr vierzehn Meilen. Etwas vor Sonnenuntergang erreichten wir die Mitte; aber mein Führer klagte so sehr, daß ich nicht weiter vorrücken konnte.

Es gelang mir eine kleine trockene Stelle, die über Wasser lag, ausfindig zu machen, ungefähr Raum genug für mich, um darauf zu sitzen, doch nicht hinreichend für meine Füße, welche im Wasser bleiben mußten, weil der kleine Wagen nicht mehr Gelaß hatte, als eben für den Kranken nöthig war. Da die Bedingungen zum Kochen fehlten, so mußte ich mein gedörrtes Fleisch roh verzehren. Ich versuchte zu schlafen, fand es aber unmöglich wegen der Myriaden Moskitos, die entschlossen schienen mir den letzten Tropfen Blut auszusaugen. Nachdem ich bis vier Uhr früh mit ihnen herumgefochten, ging ich, fast blind durch ihre Stiche, die Pferde zu suchen, welche sich in einiger Entfernung in tieferes Wasser verlaufen, wohin einige daselbst wachsende Wasserlilien sie gelockt hatten. Ich mußte, bis an den Leib im Wasser watend, ihnen folgen, und wir konnten nicht vor neun Uhr weiter ziehen.

Nachdem wir den traurigen Sumpf verlassen, waren wir nur noch eine Tagereise von der Ansiedlung entfernt, und mein Führer, der sich viel besser wähnte, bestand darauf, daß ich ihn im Wagen allein fahren lassen solle, während ich zu Pferde rascher vorwärts reiste. Das wollte ich jedoch nicht, ehe ich ihn sicher durch den „Stinkfluß" hindurch wußte, den die Pferde beinahe schwimmend passiren mußten. Als ich ihn sicher drüben hatte, verließ ich ihn und reiste in der Richtung des Forts weiter. Doch ich war noch nicht weit gekommen, als ich auf einen der zahlreichen Sumpfseen stieß, welche in





diesen Regionen so häufig sind und das Reisen so erschweren. Ohne Zweifel war ich auf eine falsche Fährte gerathen, denn als ich hinüber zu kommen mich abmühte, versank mein Pferd rasch bis an den Hals in Schlamm. Da ich sah, daß ich weder vor noch zurück konnte, stieg ich ab, gerieth aber in eine eben so schlimme Lage und konnte kaum meinen Kopf über der Wasserfläche erhalten. Dennoch gelang es mir, das trockene Land zu erreichen und mit dem Lasso oder dem langen Seil, das jeder diese Gegenden Bereisende unwandelbar an den Hals seines Pferdes geknüpft hat, das Thier herauszubringen. Nun war ich, so weit mein Auge schaute, von nichts als Sumpf umgeben. Mein Pferd weigerte sich mich weiter zu tragen; ich mußte daher absteigen und es, so gut ich konnte, nachschleppen, während ich in dem von Gewürm wimmelnden Wasser und Schlamm bis an den Leib watete.

Es war nun sicher, daß ich von meinem Wege abgeirrt und da es stark regnete, konnte ich die Sonne nicht sehen, auch hatte ich keinen Kompas. Indessen beschloß ich eine stetige Bahn einzuschlagen und um jeden Preis festzuhalten, in der Hoffnung, den Assiniboinefluß zu gewinnen, denn wenn ich demselben folgte, konnte ich nicht verfehlen nach der Niederlassung zu gelangen. Nachdem ich zehn oder zwölf Meilen in Unsicherheit fortgewandert war, hatte ich die Befriedigung den Fluß zu erreichen und zwei Stunden später kam ich glücklich in Fort Garry an. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß mein Führer von zwei Männern, welche verirrte Pferde aufsuchten, hereingebracht worden. Des armen Menschen Krankheit hatte, nachdem ich ihn verlassen, sich rasch verschlimmert und, nachdem er nur eine kleine Strecke vorwärts gefahren, hatte er anhalten müssen. Er lebte blos noch zwei Tage nach seiner Ankunft. Fort Garry ist eins der am besten gebauten Forts in dem Gebiete der Hudson's-Bai. Es hat eine steinerne Mauer mit durch Kanonen montirten Bastionen, welche große Magazine und hübsche Wohnhäuser für die zum Etablissement gehörenden Herrn umschließt. Seine Stärke ist so groß, daß es von den Half-breeds oder Indianern nichts zu fürchten hat. Der mit der Oberleitung Betraute war Herr Christie, dessen vielfach mir zu Theil gewordener Güte und Freundlichkeit ich stets mit Gefühlen dankbarer Verehrung mich erinnern werde.

Das Amt eines Gouverneurs der Ansiedlung am rothen Fluß ist mit großer Verantwortlichkeit und Mühe verbunden, da das Glück und Wohlbefinden der ganzen Niederlassung in hohem Grade von der Art und Weise abhängen, in welcher er seine Instructionen ausführt. Die Half-breeds sind sehr zum Murren geneigt und fordern immer noch das beinahe Unmögliche, obwohl die Gesellschaft sehr liberal gegen sie verfährt; was die Compagnie betrifft, so kann ich in der That mir kein gerechteres und billigeres Verfahren denken als das, welches sie in der Leitung ihres ganzen ungeheuren Handelsverkehrs innehält. In Zeiten des Mangels hilft sie Allen ringsumher, bei Krankheiten versorgt sie sie mit Arzneien und sucht sogar Vermittleramt zwischen den feindlichen indianischen Stämmen zu üben. In der Umgebung ihrer Posten ist keine Trunkenheit noch Ausschweifung zu finden, und das Verbot des Brandtweins ist so streng, daß sogar ihre Beamten sich nur ein geringes Maaß zu verschaffen vermögen, das ihnen als ein Theil ihrer jährlichen Reiseausrüstung gewährt wird.

Ohne mich auf die Frage im Allgemeinen einzulassen, ob es politisch sei, einer Gesellschaft ein Monopol für den Pelzhandel zu geben, muß ich doch der festen Ueberzeugung erwähnen, die ich durch einen Vergleich zwischen den Indianern der Hudson's-Bai-Compagnie und denen der Vereinigten Staaten gewonnen habe, daß nämlich das Freigeben des Handels mit den Indianern an Alle ohne Unterschied, die sich auf denselben einlassen wollen, unfehlbar zu ihrer Vertilgung führen müsse. Denn während es im Interesse einer Gemeinschaft wie die Hudson's-Bai-Compagnie liegt, die Indianer zu fördern und in Uebereinstimmung mit ihrer eigenen angeborenen Neigung für die Jagd, sie auch zu ihrem eigenen Vortheil, zum Fleiße zu ermuntern, liegt es offenbar im Interesse kleinerer Gesellschaften und Privatabenteurer, in möglichst kurzer Zeit den größtmöglichsten Nutzen aus dem Lande zu ziehen, wenn auch dadurch die Quelle, aus welcher der Reichthum entspringt, vernichtet werden sollte. Die unglückselige Leidenschaft für berauschendes Getränk, die alle indianischen Stämme kennzeichnet, und die schrecklichen Wirkungen, welche sie in ihnen hervorbringt, machen dasselbe in der Hand arglistiger Menschen zu einem tödtlichen Werkzeug.

Es ist eine bekannte Sache, daß, wenn gleich die Gesetze der Vereinigten Staaten den Verkauf des Brandtweins streng untersagen, es doch unmöglich ist ihre Befolgung zu erzwingen und daß, indeß die Handelsleute im Gebiet derselben rasch Vermögen machen, die Indianer, was Character, Zahl und Wohlhabenheit betrifft, schnelle Rückschritte machen, während diejenigen, die mit der Hudson's-Bai-Kompagnie in Berührung stehen, an Zahl unverringert und in angebornen Eigenthümlichkeiten unverändert bleiben und einigermaßen an den Vortheilen, welche die Civilisation ihnen zugänglich macht, theilnehmen.

---

# Achtes Kapitel.

Einholen des Bootes. — Sonderbare Fische. — Verderblicher Blitzstrahl. — Lebenverkürzende Portraits. — Erregen des Windes. — Eine beflügelte Insel. — Norwayhouse. — Playgreensee. — Unmöglichkeit, uns von der Felseninsel zu entfernen. — Ein Athlet, der als Modell hätte dienen können. — Ich schoß ein männliches Moosthier. — Ein frisches Hemd den meisten ein unerreichbarer Luxusartikel. — Leben um Leben. — Eine heftige Mietzekatze. — Büffelgehege. — Ein vollständiger Centaur.

Da ich erfuhr, daß zwei kleine der Compagnie gehörende Schaluppen, welche zwischen dem rothen Fluß und Norwayhouse hin und herfahren, das niedere oder Stonefort sogleich verlassen würden, so ritt ich am 5. Juli mit Herrn W. Simpson, Schwager des Sir George hinab und erreichte den Ort unserer Bestimmung nach ungefähr drei Stunden. Dies Etablissement ist größer als das obere Fort und noch mehr befestigt, aber im Innern nicht so sauber eingerichtet. Wir ruhten ungefähr eine Stunde und schifften uns dann auf einer der Schaluppen ein; zwei katholische Missionaire, Herr Le Fleck und

Herr Taché, welche sich nach Isle la Croix begaben, nahmen die andere ein. Wir fuhren einige Meilen den Fluß hinab und gingen bei dem Wohnhause des Herrn Smithers, Missionair der Hochkirche, vor Anker, und da seine Vorrathskammer und sein Keller wohlversorgt waren, brachten wir, ungeachtet der sehr lästigen Moskitos, einen höchst angenehmen Abend zu. Früh am nächsten Morgen nahmen wir seine recht beträchtliche Farm in Augenschein, welche in hohem Grade kultivirt schien Er verwendet zu den Arbeiten hauptsächlich Indianer, die je nach ihren Leistungen einen Antheil von dem Ertrage erhalten.

Nach einem tüchtigen Frühstück, sagten wir unserm gütigen Wirth mit Bedauern Lebewohl und ließen uns von der Strömung hinabtreiben, da wir nicht genug Wind hatten, um unsere Segel zu füllen. Als es Nacht geworden, hörte ich deutlich das Geräusch, das der Sonnenfisch des rothen Flusses hervorbringt, den ich nur in diesem Strome bemerkt habe. Der Fisch gleicht unserm canadischen schwarzen Baß und wiegt zwei bis drei Pfund. Nachts macht er ein Geräusch, das dem Stöhnen eines Menschen ähnlich ist, doch habe ich nicht ergründen können, wie er es hervorbringt. Wir legten heute nur eine kurze Strecke zurück, da die Strömung sehr langsam war. Nachdem wir für die Nacht vor Anker gegangen, wurden die Moskitos auf dem Wasser so lästig, daß wir, Herr Simpson und ich, unsere Decken ans Land nahmen und nach einer indianischen, nicht weit vom Flusse gelegenen Hütte gingen, da der Rauch, der diese Wohnungen erfüllt, sie gewöhnlich von jener Plage freihält. In der Hütte waren drei oder vier aus Kindern und Weibern bestehende Familien; die Männer waren alle auf der Jagd. Sie räumten uns eine Ecke zum Schlafen ein, aber einer der furchtbarsten Gewitter, die ich je erlebt, von heftigem Regen begleitet, erhob sich und hinderte ganz und gar unsere Ruhe. Solche Unwetter sind hier sehr häufig; der Blitz war so grell und das Rollen und Krachen des Donners so nahe, daß ich mehrmals während der Nacht zu hören glaubte, wie es unsere Schiffe zertrümmerte. Die Missionaire an Bord waren voller Schrecken, und ich glaube, sie brachten die ganze Nacht im Gebet zu. Kurz zuvor hatte der Blitz in einer Hütte eingeschlagen, in welcher sich sieben Personen befanden; vier derselben wurden sofort getödtet; die andern drei waren sehr verletzt, erholten sich aber wieder. Solche Zufälle kommen oft in der Umgegend des rothen Flusses vor.

7. Juli. Wir schifften uns am Morgen ein und fuhren langsam vorwärts. Als wir zu der Mündung des Flusses gelangten, mußten wir vor Anker gehen, da immer noch eine vollkommene Windstille fortdauerte.

8. Juli. Am Morgen dieses Tages blies uns der Wind stark entgegen und hinderte für den Augenblick unsere Weiterfahrt vollständig. Herr Simpson und ich nahmen ein kleines Boot und kehrten stromaufwärts zurück nach einem indianischen Lager der Saulteaux, an dem wir tags zuvor vorübergekommen. Die Indianer versammelten sich bei unserer Ankunft in Schaaren um das Boot und fragten nach unserm Begehren. Unser Dollmetscher sagte ihnen, daß ich gekommen sei, ihre Bildnisse zu zeichnen. Einer von ihnen, ein großer häßlich aussehender ganz nackter Mensch, kam heran und forderte mich auf das seinige zu zeichnen, indem er ganz so wäre, wie der große Geist ihn erschaffen. Ich lehnte es jedoch ab, da ich eins der Weiber zu skizziren wünschte; diese schlug indessen



Paul Kane de.

PORTRAIT VON KEE-AKEE-SAA-KA-WOW MIT DEM PFEIFENSTIEL.

mein Gesuch ab, da sie sich dazu nicht angemessen kleiden könne, weil sie sich in Trauer befände um einige Freunde, die sie verloren, und daher nur ihre ältesten und schmutzigsten Sachen trüge.

Nach einigen Schwierigkeiten gelang es mir, ein junges Mädchen dazu zu bringen, daß sie mir in dem Kostüm ihres Stammes saß, obwohl ihre Mutter sehr besorgt war, daß es ihr Leben verkürzen könnte. Als ich ihr aber versicherte, daß es viel wahrscheinlicher es verlängern möchte, war sie ganz zufrieden gestellt. Nachdem ich meine Skizze vollendet, welche sie Alle mit Erstaunen ansahen, kam ein Arzneimann heran und sagte, daß er uns drei Tage günstigen Wind für ein Pfund Tabak geben wolle. Da für eine so geringe Windmenge die Forderung so ungeheuer war, schlugen wir den Handel aus, worauf er nach einigem Zögern den Preis herabsetzte, indem er eine größere Windmenge für ein geringeres Gewicht Tabak bot, bis, als er endlich seine Zahlungsforderung auf eine kleine Rolle Tabak gegen sechs Tage herabgelassen hatte, wir den Handel abschlossen, doch seine Einladung, zu weilen und von einem großen gebratenen Hunde mit zu speisen, den wir bei unserer Ankunft hatten schlachten sehen, zurückwiesen. Wir kehrten auf unser Fahrzeug zurück, um abermals die Nacht unbehaglich zu verbringen, gepeinigt von den Moskitos, die, ungeachtet aller unserer Anstrengung im Rauchen, aus unserer heißen kleinen Kajüte nicht weichen wollten.

9. Juli. Wir lichteten die Anker, verließen mit günstigem Winde die Mündung des Flusses und fuhren den Winnipeg-See hinauf.

10. Juli. Heute waren wir an der Luvseite eines niedern Felseneilandes vom Winde festgebannt, und obgleich die Brandung hoch über das Ufer schlug, so beschlossen wir doch, die Insel zu erforschen, um das Einerlei unserer Reise



zu unterbrechen. Der Versuch gab uns hinreichende Anregung, da das Boot sich füllte, ehe wir den Strand erreichten. Wir kamen jedoch sicher an und gingen ungefähr eine halbe Meile über die Insel hin. Sie war buchstäblich von Fischmöven und Pelikanen bedeckt, welche brüteten, und alle zugleich erhoben sich bei unserer Annäherung in so dichten Massen, daß es aussah, als ob die Insel selbst davonflöge. Die Felsen waren so bedeckt mit Eiern und jungen Vögeln, daß es schwer war zu gehen, ohne sie zu zertreten. Des mißtönenden Geschreies der Vögel über unsern Häuptern müde und von dem sehr unangenehmen Geruch ihres Mistes belästigt, kehrten wir bald nach unsern Fahrzeugen zurück. Große Mengen der Eier werden auf dieser Insel von den Reisenden und den Indianern gesammelt, da Möveneier zu gewissen Jahreszeiten als große Delikatesse gelten. Es schien hier keine große Anhäufung von Guano vorhanden zu sein, weil die Insel wahrscheinlich durch die hohen Fluthen und heftigen Regengüsse im Frühlinge beinahe rein gewaschen wird.

11. Juli. Wir kamen in die Wasserenge zwischen dem Winnipeg- und dem Playgreen-(Spielgrün-) See. Der See nimmt seinen Namen von einer grünen Ebene her, welche die Indianer häufig besuchen, um daselbst ihr großes Ballspiel zu treiben. Wir gingen hier vor Anker, und da wir ein kleines Netz mit hatten, so warfen wir es aus und fingen eine große Anzahl Jack-Fische oder Hechte, welche uns vortrefflich schmeckten.

12. Juli. Wir segelten über den Playgreen-See fünfundzwanzig Meilen weiter; der Kanal zieht sich zwischen zahlreichen kleinen Felseninseln hin, von denen uns einige so nahe waren, daß wir vom Schiffe hätten ans Land springen können; aus dem Playgreen-See kamen wir in den Jackfish-Fluß und bald trug uns die Strömung neun Meilen weit nach Norway-Haus, wo wir Nachmittags ankamen. Der mit der Verwaltung Betraute, Herr Roß, empfing uns mit großer Freundlichkeit und Gastfreundschaft. Trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens und der strengen Kälte dieser Gegend, die jede Hoffnung vernichten, daß irgend ein Vortheil aus der Betreibung des Ackerbaues erwachsen könnte, ist doch wenige Meilen von dem Fort eine Mission wesleyanischer Methodisten errichtet. Sie steht unter der Leitung des hochwürdigen Herrn Mason und zählt dreißig kleine Loghäuser nebst einer Kirche und einer Wohnung für den Seelsorger. Die Compagnie unterstützt sie in der Hoffnung, fördernd auf die Indianer einzuwirken; doch nach dem äußern Anschein zu schließen, ist der Erfolg gering, denn diese Indianer sind entschieden die schmutzigsten, die mir vorgekommen sind, und je weniger über ihre Sittlichkeit gesagt wird, desto besser.

Die Indianer gehören zum Stamme der Mas-ka-gau oder „Sumpfindianer" und heißen so, weil sie das niedrige Sumpfland bewohnen, welches sich auf dem ganzen Wege zwischen Norway-Haus und der Hudson's-Bai hinzieht. Diese Race ist klein zu nennen im Vergleich mit den Indianern, welche die Ebenen bewohnen, wahrscheinlich weil sie oft an Lebensmitteln Mangel leidet; und Fälle, in denen der Hunger sie zwingt, Einer den Andern zu verzehren, sind nicht ungewöhnlich. Ihre Sprache gleicht etwas der Cree-Sprache, klingt jedoch nicht so angenehm. Ich machte eine Skizze von Einem unter ihnen, welcher I-ac-a-way genannt war, das heißt: „der Mann der auf die Jagd gegangen ist, ohne sein Lager aufzuheben."

Ich blieb in Norway=Haus bis zum vierzehnten August, indem ich auf die Brigade der Boote wartete, welche im Frühjahr nach der York=Factorei, an der Hudson's=Bai, mit den Pelzen hinabgefahren war und, mit der Güterfracht für den Handel im Innern beladen, zurückerwartet wurde. Die Zeit verging uns sehr eintönig bis zum 13., wo der Hauptfaktor, Herr Rowand, mit sechs Booten ankam: eins der Boote, unter der Leitung des Herrn Lane, war ganz mit den Pelzwaaren befrachtet, welche die Hudson's=Bai=Compagnie jährlich an die russische Regierung abgiebt, dafür, daß sie auf ihrem Gebiete Handel treiben darf. Dieselben bestanden aus siebzig Stücken oder Päcken, von denen jedes fünfundsiebzig der feinsten Otternhäute enthielt. Sie werden hauptsächlich am Mackenzie=Flusse gesammelt, von wo man sie nach der York=Factorei bringt; dort werden sie sortirt und auf das sorgfältigste gepackt; dann müssen sie den Saskatchawan hinauf über die Rocky Mountains, den Columbia=Fluß hinunter nach der Vancouver's Insel, von wo sie nach Sitka verschifft werden. Ich erwähne dieser Pelze hier insbesondere, weil sie auf unserer Weiterreise für uns die Veranlassung zu mancherlei Noth wurden.

Am Morgen des 14. verließen wir Norway=Haus in den Booten, um nach dem Playgreen=See zu steuern. Diese Boote sind ungefähr achtundzwanzig Fuß lang und fest gebaut, so daß sie einem starken Druck der Segel und rauhem Wetter, auf das sie in diesen Seen häufig treffen, Widerstand leisten können: sie tragen ungefähr achtzig oder neunzig Pack zu je 90 Pfund und haben eine Bemannung von sieben Mann — einem Steuermann und sechs Ruderern. Herr Lane war von seiner Frau begleitet, einer Half=breed, welche den ganzen Weg nach Fort Vancouver, am Columbiafluß, mit uns zurücklegte. Kaum waren wir auf dem Playgreen=See, als ein starker Wind die Boote trennte und das unsrige nach einem im See liegenden Felsen hintrieb. Hier mußten wir zwei Nächte und einen Tag bleiben, ohne auch nur ein Stückchen Holz zu haben, mit dem wir ein Feuer hätten machen können, und dem fortwährend herabströmenden Regen ausgesetzt, da es unmöglich war, unsere Zelte aufzuschlagen. In der Ferne konnten wir unsere vom Glück begünstigteren Gefährten, denen es gelungen war, das feste Land zu gewinnen, wahrnehmen, wie sie behaglich unter dem Zelttuch geborgen waren, von hellleuchtenden Feuern erwärmt; der Sturm war aber so furchtbar, daß wir den schützenden Felsen nicht zu verlassen wagten.

Am 16., nachdem der Wind sich etwas gelegt, waren wir im Stande, zu der übrigen Gesellschaft zu stoßen, und die hellen Feuer und gut zubereitete Speise hoben bald wieder unsere Lebensgeister. Als wir uns hinlänglich erholt hatten, schifften wir uns, da der Wind günstig geworden, abermals ein, obwohl der See noch sehr bewegt war.

Dieser See ist ungefähr dreihundert Meilen lang, aber so seicht, daß bei starkem Winde der Schlamm auf dem Grunde aufgerührt wird; daher heißt er Winnipeg= oder der schlammige See. Gegenwärtig gingen die Wellen so hoch, daß einige von den Leuten seekrank wurden und daß wir gezwungen waren, uns an die Luvseite eines Uferhangs zu begeben, da wir keinen Landungsplatz finden konnten. Als wir uns dem Lande näherten, sprangen einige Männer ins Wasser und hielten die Boote ab, während die andern sie ausluden und die Güter auf dem Kopfe durch die schäumende Brandung trugen. Als darauf die Boote leer

waren, vermochten sie sie an den Strand zu ziehen. Hier mußten wir bis zum 18. bleiben, und wir vertrieben uns die Zeit, indem wir Enten und Möven schossen, die uns eine höchst schmackhafte Nahrung lieferten.

Da die Wellen am 18. Morgens sich gelegt hatten, brachen wir früh auf und erreichten am Nachmittag die Mündung des Saskatchawan=Flusses. Die Schifffahrt ist hier durch die große Stromschnelle unterbrochen, welche drei Meilen lang ist; während einer Meile rauscht das Wasser mit großer Schnelligkeit fortwährend schäumend dahin; die Boote sind im Stande hinabzufahren, aufwärts reisend muß man über einen Trageplatz.

Man erzählte mir, daß einer der Steuermänner unserer Brigade, Namens Paulet Paul, der sein Boot mittels eines durch einen am Hintertheil des Bootes angebrachten Ring gesteckten Ruders steuerte, dadurch über Bord fiel, daß das Ruder, auf welches er sich mit aller Kraft gelehnt hatte, plötzlich entzweibrach. Seine große Körperkraft machte es ihm möglich, festen Fuß zu fassen und der Stromschnelle Widerstand zu leisten, bis das folgende Boot vorüberkam; in dieses schwang er sich, und es gelang ihm wirklich, indem er die Männer zu rascherem Rudern antrieb, in sein eigenes Boot zu springen und auf diese Weise eine werthvolle Ladung zu retten, die sonst hätte verloren gehen können. Er war ein Half=breed und sicherlich eine der schönsten Männergestalten, die ich je gesehen habe; wenn er nackt war, konnte kein Maler sich ein herrlicheres Modell wünschen. Wir schlugen unser Lager am Ufer auf und mußten bis zum dritten Tage hier verweilen, um die Güter hinüber zu schaffen; denn die sämmtliche Mannschaft der Boote war erforderlich, um der Reihe nach ein jedes hinüber zu schleppen. Gewöhnlich trifft man an diesem Trageplatz Indianer, welche für eine kleine Vergütung den Männern Beistand leisten, doch diesmal waren sie unglücklicherweise abwesend.

21. August. Wir schifften uns Nachmittags ein, kamen am 22. durch den Cedern=See und wiederum in den Saskatchawan=Fluß, in dessen Umgebung das Land sehr flach und sumpfig ist, da zahllose kleine Seen über diesen ganzen Erdstrich zerstreut sind. Es bot sich uns nichts Bemerkenswerthes dar bis zum 25., wo wir „Pau" erreichten, eine Missionsstation der englischen Kirche, vertreten von dem hochwürdigen Herrn Hunter. Er wohnt in einem saubern, im Innern höchst glänzend roth und blau gemalten Hause, dessen Pracht in hohem Grade die Bewunderung seiner Gemeinde erregt, welche nur aus einer kleinen Schaar desselben Stammes der Indianer besteht, den man in der Umgegend von Norway=Haus antrifft. Herr Hunter und seine liebenswürdige Gemahlin luden uns zu Tisch; wir fanden daselbst etwas Brod aus selbstgezogenem Weizen gebacken, der in einer Handmühle gemahlen worden. Sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, es uns so behaglich, als irgend möglich zu machen.

Herr Hunter begleitete mich nach der Hütte eines Arzneimannes, die nicht weit von seiner eigenen Wohnung lag. Da ich einen sehr hübsch gearbeiteten, scheinbar wohlgefüllten Beutel von Otternhaut in der Hütte hängen sah, fragte ich nach dem Zwecke, dem er diene. Der Indianer sagte mir, es wäre sein Arzneibeutel, wollte mir aber nicht erlauben, ihn zu untersuchen, bis er einige meiner Skizzen gesehen und berichtet worden, daß ich selbst ein großer Arzneimann sei, worauf er ihn mir zur Ansicht öffnete. Den Inhalt bildeten Knochen=

stückchen, Muscheln, Mineralien, rothe Erde und andere heterogene Zusammenstellungen, die meinem uneingeweihten Verstande ganz unerklärlich waren.

26. August. Wir verließen das gastfreie Haus des Herrn Hunter, begleitet von freundlichen Wünschen für unsere Sicherheit und unser Gelingen, und setzten unsere Reise an dem niedrigen sumpfigen Ufer des Flusses entlang, fort. Am 28. passirten wir die Mündung des Cumberland-Flusses. Hier mußten die Männer vermittels ihrer Trageplatzstrippen sich vor die Boote spannen und mehre Tage lang die Boote den Fluß hinaufziehen. Wir kamen an einer Menge von Büffelknochenresten vorbei, die den Winter zuvor, bei dem Versuch, das Eis zu überschreiten, ertrunken waren. Die Wölfe hatten sie alle rein abgenagt.

Am 29. feuerte ich beide mit Kugeln geladenen Flintenläufe auf ein großes männliches Elennthier ab, das über den Fluß schwamm. Es kam aber an das andere Ufer und trabte fort. Da ich glaubte, daß ich es verfehlt hätte, so ging ich weiter; jedoch bei meiner Rückkehr im nächsten Jahr sagten mir zwei Indianer, welche durch meine Schüsse herbeigelockt worden waren, daß es zwei Yard vom Flusse ab hingesunken wäre.

30. Aug. Am heutigen Tage begegneten wir einer kleinen Schaar Crees, von denen wir etwas Büffelfleisch, Zungen und Biberschwänze erhandelten. Letztere werden als besondere Leckerbissen betrachtet. Es ist eine fette, knorpelige, für mich keineswegs schmackhafte Substanz; unserer übrigen Gesellschaft jedoch schien sie sehr zu munden. Die Zungen waren entschieden ganz köstlich; man bereitet sie, indem man sie in den Hütten räuchert.

Weiter hinauf bot der Fluß ein einladendes Bild; die Ufer wurden wilder; sie waren hauptsächlich von Fichten und Pappeln bedeckt; letztere pflegen hervorzusprießen, wo erstere niedergebrannt werden. Die Männer litten sehr von der drückenden Hitze.

6. Sept. Wir waren noch ungefähr achtzehn bis zwanzig Meilen von Carlton entfernt, als wir gegen Dunkelwerden Abends ein schreckliches Plätschern im Wasser vernahmen, jedoch in solcher Ferne, daß wir die Ursache nicht erkennen konnten. Herr Rowand muthmaßte gleich, daß es eine große Schaar der Blackfeet (Schwarzfüße) sein müsse, welche mit ihren Pferden über den Fluß schwämme, was sie in der Art bewerkstelligen, daß sie das Pferd ins Wasser treiben, bis es den Grund verliert, worauf der Reiter hinabgleitet und, den Schweif des Thieres erfassend, sich bis ans andere Ufer ins Schlepptau nehmen läßt. Wir waren etwas beunruhigt und luden gleich unsere Flinten, da die Blackfeet der feindlichste Stamm des Festlandes sind; als wir aber an Ort und Stelle kamen, fanden wir, daß es der Pferdehüter von Fort Carlton war, der seine Pferde nach einer Insel mitten im Flusse hinüberschwimmen ließ, um sie gegen die Wölfe zu sichern, welche, in Folge des Mangels an Büffeln, mehre derselben getödtet hatten. Da wir am nächsten Tage nur eine kurze Strecke zurückzulegen hatten, so machten wir Nachtquartier.

7. Sept. Als wir nur noch ein paar Meilen von Carlton entfernt waren, machten wir Halt, um unsere Toilette zu ordnen, ehe wir uns in dem Etablissement vorstellten. Dies geschah hauptsächlich durch gründliches Waschen; Einige zogen in der That reine Hemden an, doch nur wenige konnten sich eines solchen

Luxus rühmen. Solch' eine Aufmerksamkeit gegen die Bewohner war durchaus nicht überflüssig, denn wir waren in einer höchst zerlumpten und schmutzigen Verfassung.

Die nächste Umgebung von Carlton, das zwischen dem Waldlande und den andern Ebenen liegt, weicht sehr von der Gegend ab, die wir eben durchreist hatten. Anstatt der dichten Massen ununterbrochenen Waldes gewährt sie dem Auge mehr den Anblick eines Parkes, indem die sanft gewallte Ebene hier und da mit Gruppen kleiner Bäume bestreut ist. Die Ufer des Flusses erheben sich in platten gerundeten Hügeln bis zu einer Höhe von 150 bis 200 Fuß. Das Fort, das ungefähr eine Viertelmeile von dem Flusse zurückliegt, ist mit hölzernen Piquetten umgeben und durch Musketen befestigt, die in der Bastion auf Wirbeln ruhen. Dieses Fort ist von Seiten der Blackfeet größerer Gefahr ausgesetzt, als irgend eins der Etablissements der Compagnie, da es schwach bemannt und nicht im Stande ist, einem Angriff großen Widerstand zu leisten. Die zum Fort gehörenden Pferde sind häufig fortgetrieben worden, ohne daß die Besatzung dasselbe zu verlassen gewagt hätte, um sie zu retten. Büffel sind hier im Ueberfluß vorhanden, wie dies die große Anhäufung ihrer Knochen beweist, die rings umher auf der Ebene zerstreut sind.

Da noch nicht sämmtliche Boote angekommen waren, blieben wir mehre Tage hier. Den Abend nach unserer Ankunft erschreckte uns das schnelle Herannahen von Feuer, das weit nach Westen zu in den Prairieen seinen Ursprung genommen. Glücklicherweise änderte sich der Wind, als es nur noch eine halbe Meile von dem Fort entfernt war, und es wendete sich nach Süden. In der Nähe des Forts waren gerade einige Cree-Indianer, zu deren Handelshäfen dasselbe gehört. Diese Völkerschaft wohnt am Saskatchawan entlang bis an die Rocky Mountains und ist einer der zahlreichsten indianischen Stämme in dem Gebiet der Hudson's-Bai-Compagnie. Derselbe ist seit undenklichen Zeiten mit den Blackfeet in Krieg verwickelt, welche er früher einmal besiegt und sich unterwürfig gemacht hatte: noch jetzt pflegen die Crees die Blackfeet Sklaven zu nennen, obwohl sie ihre Unabhängigkeit wiedergewonnen haben und ein kühnes und kriegerisches Volk sind. Diese Kriege werden von Jahr zu Jahr mit immer gleicher Ausdauer geführt und wenn sie im Verhältniß zu der Zahl der Streiter eben so vernichtend wären, wie die Kriege civilisirter Nationen, so würde bald die ganze indianische Race vom amerikanischen Continent vertilgt sein; zum Glück aber genügen kleine Siege den Indianern und einige dem Feinde abgenommene Kopfhäute und Pferde sind hinreichend, um die Krieger zu berechtigen, ruhmbedeckt und im Triumph zu den Ihrigen zurückzukehren.

Ich zeichnete Us-Koos-Koosish, „Junges Gras", einen Tapfern aus dem Cree-Stamme. Er zeigte mit Stolz seine vielen Wunden und sprach sich etwas unzufrieden mit meinem Bilde aus, weil ich nicht alle Narben ohne Ansehung der Körperstelle, die sie zierten, gezeichnet hatte. Ein Mann aus seinem eigenen Stamme hatte ihm einen jüngern Bruder im Streit erschlagen; er fühlte sich verpflichtet, ihn zu rächen und folgte länger als sechs Monate der Spur des Thäters, ehe er eine Gelegenheit fand, ihn zu tödten, was ihm jedoch endlich gelang.

Diese Sitte, Leben um Leben zu nehmen, ist unter den Indianern ganz all-

gemein, und der erste Sterbefall führt oft viele herbei, bis der Zwist entweder durch das Dazwischentreten mächtiger Freunde beigelegt wird, oder dadurch, daß ein Theil durch ein Geschenk an Pferden oder andern indianischen Kostbarkeiten eine Genugthuung gewährt. Der Indianer sucht jedoch, wenn er die Tödtung eines Verwandten zu rächen hat, nicht immer den wirklichen Thäter; sollte derselbe seinem eigenen Stamme angehören, so genügt irgend ein Verwandter, wenn es auch ein noch so entfernter ist. Sollte es ein Weißer sein, so würde der Indianer höchst wahrscheinlich den ersten besten Weißen erschlagen, den er finden möchte.

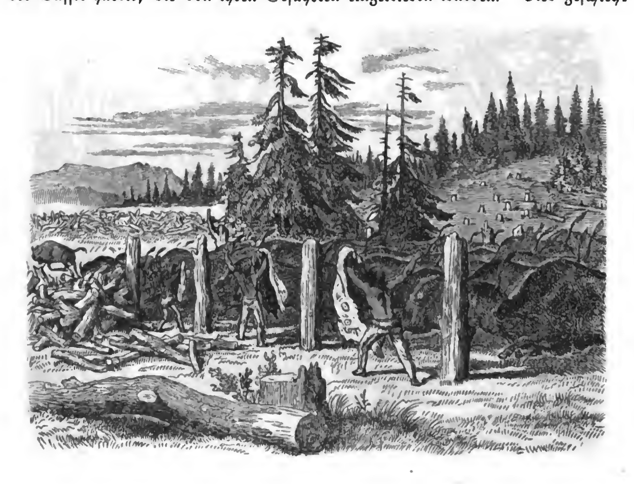
Herr Rundell, ein in Edmonton stationirter Missionär, wartete in Carlton auf unsere Ankunft, um in unserer Gesellschaft zurückzukehren. Er hatte eine Lieblingskatze bei sich, welche er in den Canots von Edmonton mitgebracht, weil er sich gefürchtet hatte sie zurückzulassen, da sie Gefahr lief, während seiner Abwesenheit gegessen zu werden. Diese Katze war ein Gegenstand der Belustigung in der Gesellschaft, der Neugierde bei den Indianern und der Angst und Plage für ihren gütigen Herrn.

Da wir, Herr Rowand, ich und Herr Rundell beschlossen hatten, zu Pferde nach Edmonton zu reisen, indem wir so den kürzesten und angenehmsten Weg machten, so verschafften wir uns Pferde und einen Führer und rüsteten uns am 12. September früh zum Aufbruch. Die Indianer hatten sich in Schaaren um das Fort versammelt, um uns abreisen zu sehen und uns die Hand zu schütteln, ein Brauch, für den sie eine besondere Vorliebe aufgefaßt zu haben schienen. Kaum hatten wir unsere etwas unruhigen Thiere bestiegen, als die Indianer sich um uns drängten und Herrn Rundell, der ein begünstigter Liebling war, wurden



ihre Huldigungen vorzugsweise zu Theil, was seinem Pferde sehr lästig schien. Die Katze hatte er an seinen Sattelknopf gebunden mittelst einer vier Fuß langen Schnur, die um ihren Hals gelegt war, und glaubte sie in seiner Carjote sicher auf der Brust versteckt zu haben. Ihr gefiel jedoch das Bäumen des Pferdes nicht, und sie sprang hervor zum großen Erstaunen der Indianer, welche nicht begreifen konnten, woher sie kam. Die Schnur brachte sie den Beinen des Pferdes nahe, auf welche sie sofort einen Angriff machte. Das Pferd wurde nun wüthend, schlug heftig um sich und warf schließlich Herrn Rundell kopfüber ab, doch glücklicherweise ohne ihn sehr zu beschädigen. Alle Gegenwärtigen brachen in schallendes Gelächter aus; die Indianer accompagnirten mit Kreischen und Heulen, wodurch die ganze Scene unbeschreiblich komisch ward. Mietz kam sicher mit dem Leben davon, indem die Schnur zerriß; aber wir ließen sie den Männern zurück, die sie in den Booten mitbringen sollten, offenbar zum Leidwesen ihres Herrn, trotzdem wir auf seine Unkosten so herzlich gelacht hatten.

Wir reisten in Begleitung einer Jägerschaar, welche sich nach einem ziemlich sechs Meilen entfernten Büffel-Gehege begab. Diese Gehege können nur in der Nähe von Wäldern angelegt werden, da sie aus fünf Fuß hoch roh übereinander gethürmten Holzscheiten bestehen und ungefähr zwei Acker Land umschließen. An einer Seite wird ein zehn Fuß weiter Eingang gelassen und zu beiden Seiten desselben je eine Reihe Pfosten oder kurze Baumstumpfe, die man todte Männer nennt, in Zwischenräumen von zwanzig Fuß hingepflanzt, vom Eingang nach der Ebene zu allmälig weiter auseinandertretend. Als wir das Gehege erreichten, fanden wir daselbst eine Gesellschaft vor, welche mit Ungeduld auf die Ankunft der Büffel harrte, die von ihren Gefährten eingetrieben wurden. Dies geschieht



folgendermaßen: Ein Mann auf einem flüchtigen Pferde reitet gewöhnlich voran, bis er eine Schaar Büffel gewahr wird. Das kann etwa noch sechzehn oder achtzehn Meilen von dem Grunde entfernt sein, doch ist es natürlich, je näher demselben, desto besser. Der Jäger schlägt sofort Feuer mit Stahl und Feuerstein und legt den brennenden Schwamm in eine Handvoll getrocknetes Gras; die Büffel riechen bald den aufsteigenden Rauch und eilen davon, so schnell sie ihre Füße tragen wollen. Nun reitet der Mann an der Heerde entlang, welche vermöge irgend eines unerklärlichen Triebes unwandelbar vor dem Pferde vorbei quer über seine Bahn zu setzen versucht. Sie sind mir meilenweit gefolgt, um dies auszuführen. Der Jäger besitzt hierdurch ein unfehlbares Mittel, sie in das Gehege, wo auch dasselbe gelegen sei, durch ein geschicktes Lenken seines Pferdes hineinzuführen. Hinter den Pfosten oder todten Männern stehen in Zwischenräumen in Büffelhäute gekleidete Indianer, welche, sobald die Heerde nur erst in der Allee ist, sich erheben und die Gewänder schüttelnd und brüllend sie vorwärts treiben, bis sie in den eingezäunten Raum kommt, für den gewöhnlich eine Stelle mit einem Baum im Mittelpunkte gewählt wird. An diesem hängen sie Opfergaben auf, um den großen Geist günstig zu stimmen, damit er die Heerde dorthin lenken möge. In den Baum wird auch ferner ein Arzeneimann mit einem Pfeifenschaft in der Hand placirt, den er fortwährend hin- und herbewegt, wobei er eine Art Gebet singend an den großen Geist richtet, des Inhalts, daß die Büffel groß und fett sein mögen.

Sobald die ganze Heerde innerhalb des Geheges ist, wird der Eingang sofort mit Holzscheiten geschlossen. Die Büffel laufen einer hinter dem andern unausgesetzt in die Runde und versuchen selten durchzubrechen, was doch wegen des unvollkommenen Baues gar nicht so schwierig sein würde. Sollte es einem gelingen durchzubrechen, so folgt gleich die ganze Heerde. Wenn sie erst einmal im Gehege sind, so tödten die Indianer sie mit Pfeilen und Speeren.

Das Eintreiben der Büffel gewährte wirklich ein anregendes und malerisches Schauspiel; das Gemetzel im Gehege war dagegen eher schmerzerregend, als angenehm. Dies war die dritte Heerde, die innerhalb der letzten zehn oder zwölf Tage in das Gehege getrieben war, und die verwesenden Thierleichen verpesteten die Luft rings umher. Die Indianer vernichten auf diese Weise unzählige Büffel, scheinbar nur zu ihrem Vergnügen. Ich habe selbst ein Gehege gesehen, das dergestalt mit Thierleichen gefüllt war, daß ich mir kaum vorstellen konnte, wie das Gehege sie lebend zu fassen vermocht. Es ist nichts Ungewöhnliches, so viele einzutreiben, daß ihre Gesammtkraft die Schranken niederreißt. Es werden jährlich Tausende auf diese Weise getödtet; doch wird von zwanzig kaum einer von den Indianern zu irgend einem Nutzen verwendet, so daß sie Tausende da verwesen lassen, wo sie sie erlegt haben. Man erzählte mir von einem Gehege, welches zu weit aus meinem Wege lag, als daß ich es hätte aufsuchen können, dasselbe sei ganz aus den Knochen todter Büffel errichtet, die in einem frühern an derselben Stelle befindlichen Gehege erlegt worden. Diese Knochen waren gleich den oben erwähnten Holzscheiten in einem Kreise aufgethürmt. Dieser Mangel an Vorsorge, der sie abhält das Fleisch aufzusparen, setzt sie häufig während der Jahreszeit, in welcher der Büffel nach dem Süden wandert, großen Entbehrungen aus.

Wie häufig der Fall ist bei Büffeljagden, so lauerte auch diesmal eine große Schaar Wölfe in der Erwartung eines Festes um uns herum und ein junger Indianer, der seine Gewandtheit zeigen wollte, galoppirte auf einem kleinen indianischen Pferde davon und ihnen entgegen. Es gelang ihm, einen von dem Rudel zu trennen und, ungeachtet aller Schliche und Fluchtversuche, ganz dicht an uns heranzutreiben. Als der Mann auf uns zukam, ließ er den Zügel vollkommen los und wenn man Mensch und Thier ansah, so hätte man aus den raschen Wendungen, welche das letztere machte, scheinbar ohne von dem Reiter gelenkt zu werden, fast schließen mögen, daß das Pferd eben so eifrig in der Verfolgung war, als sein Herr. Nachdem es ihm gelungen, den Wolf ganz nahe an uns heranzubringen, durchbohrte er ihn auf den ersten Schuß mit einem Pfeil. Wir wählten eine bequeme Stelle am Ufer des Flusses und schlugen, als die Boote uns nachgekommen, dort unser Lager auf.

13. Sept. Am Morgen kamen wir an einer kleinen Insel vorüber, auf der wir achtzehn Hirsche sahen. Unser Jäger ging, da das Wasser seicht genug war, um es zu durchwaten, herum nach der andern Seite, schlich sich hinter die Büsche, feuerte zweimal unter sie, ehe sie fliehen konnten, und erlegte zwei. Die übrigen kamen nach unserer Seite des Flusses herüber, und als ein edler Hirschbock das Ufer hinaufstieg, feuerten wir sämmtlich nach ihm. Dessenungeachtet entfloh er in die Wälder und ich band meinem Pferde die Füße zusammen und folgte zu Fuß seiner Spur, die durch das aus seinen Wunden geflossene Blut bezeichnet, leicht zu erkennen war. Bald sah ich ihn sich niederlegen, allem Anschein nach so erschöpft, daß ich zu schießen unterließ. Dieses Unterlassen kostete mich das Wild, denn als ich herankam, machte es einen plötzlichen Sprung ins Dickicht und entkam. Ich folgte der Spur noch eine gute Strecke, konnte es aber



nicht einholen. Bei meiner Rückkehr fand ich zwei Wölfe, die einen gefahrdrohenden Angriff auf mein Pferd machten, welches vor Furcht zitterte. Der eine war eben im Begriff, sich auf dasselbe zu stürzen und es konnte nicht fort, weil seine Vorderfüße gebunden waren. Ich zielte sogleich mit meiner doppelläufigen Flinte und erschoß beide, erst einen und dann den andern.

---

# Neuntes Kapitel.

Ein schönes Thal. — Ueberfahrt. — Das neugierige Cabree. — Ein schreiender Adjutant. — Sonderbares memento mori. — Mutterliebe der Indianerinnen. — Weder Rock noch Feuer. — Der kleine Sklave. — Wanderers Zuversicht. — Wir sind von Ochsenfleisch umgeben. — Eine muthige Kuh.

Als ich zu der Gesellschaft zurückkehrte, fand ich sie beschäftigt, die zwei Hirsche für den Verbrauch der Bootsmannschaft aufzuhängen, nachdem sie, was sie selbst bedurfte, zurückbehalten. Dies geschah, indem sie mit ungefähr zwölf Fuß hohen Stangen, so daß die Wölfe das Fleisch nicht erreichen konnten, an einer ins Auge fallenden Stelle am Ufer ein Dreieck bildeten, an dessen Spitze sie ein rothes Tuch befestigten, um die Krähen fern zu halten. Gegen Abend, da wir uns dem Punkte näherten, wo wir über den Fluß mußten, sah ich einige Büffel, die gemächlich in einem Thale grasten, und da ich von der Schönheit der Landschaft, die sich ganz an den Ufern des Saskatchawan entlang zieht, gern eine allgemeine Vorstellung geben wollte, so setzte ich mich nieder, um eine Skizze zu entwerfen, indem die übrige Gesellschaft mir versprach, an dem Ueberfahrtsplatz auf mich zu warten. Wir befanden uns im Anfang eines indianischen Sommers; der Abend war sehr schön und die Landschaft umzogen von dem eigenthümlichen warmen Dufte, der, wie man vermuthet, durch das Brennen der unermeßlichen Prairieen hervorgebracht wird. Die schläfrigen Büffel grasten auf den wellenförmigen, hier und da von Gruppen kleiner Bäume bedeckten Hügeln; die ununterbrochene Stille und der herannahende Abend gewährten ein Bild der zauberhaftesten Ruhe.

Sobald wir Herrn Rowand erreichten, bereiteten wir uns vor, hinüber zu schwimmen, um eine starke Biegung des Flusses zu vermeiden. Unsere Munition und andere Dinge, die trocken gehalten werden mußten, wurden in eine Art aus Weidenzweigen geflochtenen Korb gethan, über den eine Büffelhaut gespannt war, die mit einer am Rande durchgezogenen Schnur so zusammengehalten wurde, daß sie gewissermaßen eine Bowle bildete. Dieser Korb schwamm auf dem Wasser und wurde mittelst einer zwischen den Zähnen festgehaltenen Schnur fortgezogen. Darauf wurde das Pferd ins Wasser getrieben und der Reisende, der sich an den Schweif desselben hielt, mit seinem Gepäck nach dem andern Ufer hinübergeschleppt.

14. Sept. Ich sah eine ungeheure Anzahl Cabrees oder Prairie-Antilopen. Es sind dies die kleinsten zur Hirschgattung gehörenden Thiere, zum Erstaunen

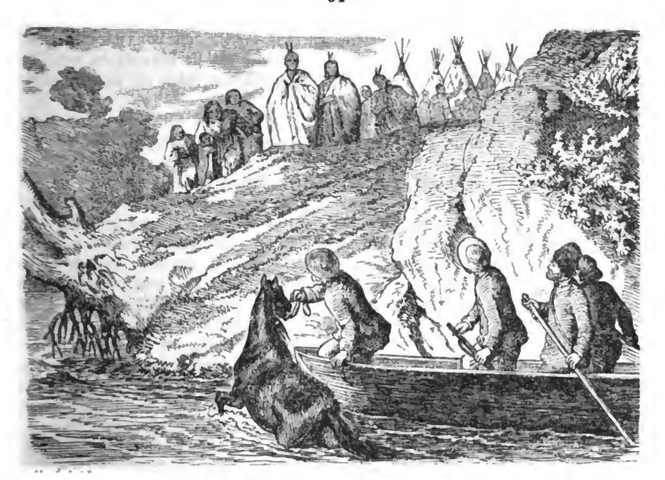
leichtfüßig und sehr scheu, doch dabei merkwürdigerweise sehr neugierig und wie es scheint entschlossen, Alles in Augenschein zu nehmen, was ihnen unverständlich ist, so lange sie es nicht durch den Geruch erspüren können. Unser Jäger machte sich auf nach dem Thale, um mir die Art, wie sie geschossen werden, zu zeigen, während ich eine Skizze entwarf. Ein kleiner Fluß zog sich in mannigfach gewundenem Lauf durch dieses im höchsten Grade schöne und malerische Thal, dessen beide Seiten dicht mit tiefgrünen und purpurrothen Büschen eingefaßt waren, welche herrlich gegen das üppige gelbe Gras der sanft sich abdachenden Ufer und die goldenen Tinten der wenigen Pappeln abstachen, die eben erst angefangen hatten, die herbstliche Färbung anzunehmen.

Der Jäger schlich sich vor und versteckte sich hinter einen kleinen Busch, so daß der Wind ihm entgegenstand, und schwenkte leise einen an seinen Ladestock geknüpften Lumpen hin und her; sobald die Cabrees dies bemerkten, kamen sie allmälig zu ihm heran, bis sie sich auf Schußweite genähert, worauf er eine erlegte; das war natürlich Alles, was er erwarten konnte, da die übrigen in einem Augenblick verschwunden waren.



Am Abend sahen wir Rauch in der Ferne, der, wie wir vermutheten, aus einem Indianerlager emporstieg; wir warteten daher, bis die Boote herankamen, indem wir den gegenseitigen Schutz ins Auge faßten, für den Fall, daß es ein feindlicher Stamm sein sollte. Die Boote langten bald an und wir blieben die ganze Nacht bei ihnen, ohne gestört zu werden.

15. Sept. Ungefähr eine Stunde, nachdem wir unser Lager verlassen, setzten wir in unserm Boot wieder über den Fluß und trafen ein großes Lager



Cree-Indianer. Sie kamen in bedeutender Anzahl zu uns herab. Da Herr Rowand mit ihren Häuptlingen bekannt war, zeigten sie sich sehr freundlich gegen uns, und wir kauften ihnen eine große Menge gedörrtes Fleisch ab. Anderthalb Jahr später traf ich auf meiner Rückreise den obersten Häuptling Kee-a-kee-ka-sa-coo-way, oder „der Mann, der das Kriegsgeschrei erhebt“, und erfuhr etwas von seiner Geschichte, die ich in den letzten Theil meines Tagebuchs einflechten will. Als ich im Januar 1848 einige Zeit in Fort Pitt mit ihm zusammen war, machte der zweite Häuptling, Muck-e-too, oder „Pulver“ gewissermaßen seinen Adjutanten; indem der oberste Häuptling seine Befehle leise sprach, während der zweite, zu Pferde sitzend, sie mit lauter gebietender Stimme den übrigen Mitgliedern des Lagers mittheilte. Muck-e-too ist ein großer Krieger und Pferdedieb, in welchen beiden Eigenschaften die größte Empfehlung für einen Häuptling liegt, da Pferdestehlen in eben so hoher Achtung steht, als Skalpiren. Es hielt sehr schwer, von ihnen loszukommen, weil sie gern lange schwatzen wollten; da unsere Zeit dies aber nicht gestattete, so setzten wir unsere Reise fort. Sie wußten indessen geschickt ein Boot aufzuhalten, welches sich verspätet hatte, und die mit der Leitung desselben betrauten Personen mußten ihnen etwas Tabak geben, ehe sie es weiterfahren ließen.

16. Sept. Wir ritten bis gegen Mittag durch eine herrliche üppig grüne Gegend; die Ebenen prangten im Schmelz mannigfaltiger Blumen und hatten mehr das Aussehen eines Gartens, als unbebauten Landes. Während wir etwas Fleisch über dem Feuer zum Frühstück rösteten und unsere Pferde grasen ließen, erspäheten wir eine Schaar Indianer auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, welche offenbar einer andern, hinter uns befindlichen, von uns nicht ge-

sehenen, Gesellschaft Zeichen machten. Hierauf kamen acht von ihren jungen Männern herab, um zu recognosciren und führten, als sie Freunde in uns erkannten, uns freundlich in ihr Lager. Wir erlangten von ihnen im Tauschhandel einige Pferde.

Ich entwarf eine Skizze von einem ihrer Häuptlinge, Ottiskun, das heißt „das Horn" oder vielmehr von seinem Rücken; ich zeichnete ihn absichtlich so, um seine Kriegskappe zu zeigen und auch um den Sack anzubringen, den er auf dem Rücken trägt. Diese Säcke werden fortwährend getragen und enthalten einige Knochen oder Haare verstorbener Verwandten. Sie hegen für diese Reliquien die größte Verehrung und machen sie zu ihren beständigen Gefährten beim Reiten, Gehen und Schlafen. Gewöhnlich werden sie drei Jahre lang getragen. Nicht blos bei diesem Stamme, sondern ebenfalls bei andern, ist die Liebe zu den Verwandten sehr bemerkenswerth, obgleich sie sich nach unserm Gefühl zuweilen in etwas sonderbarer Weise kund giebt. Als Beispiel kann ich anführen, daß nach einem allgemeinen Gebrauch indische Mütter eifrig ein fremdes Kind zu suchen pflegen, wenn es auch selbst dasjenige ihres Feindes wäre, um ein eigenes verlorenes zu ersetzen, ohne Rücksicht darauf, wie viel Kinder sie außerdem noch haben mögen. Dieses Kind wird stets mit ebenso großer, wo nicht größerer, Freundlichkeit behandelt wie die übrigen; aber alle Sorgfalt der Mutter entspringt aus der Liebe und bezieht sich auf die Liebe zu dem Verstorbenen.

Eine unerwartete Mühe bereitete mir das Einfangen meines Pferdes, welches sich losgemacht, weil hungrige Wölfe den aus roher Ochsenhaut bestehenden Lasso gefressen, mit welchem ich es angebunden hatte.

17. Sept. Wir wurden in der Nacht von unserm Jäger geweckt, der uns



berichten kam, daß man die Pferde gestohlen, und da er das Feuer nicht verlassen wollte, wenn wir ihn nicht begleiteten, so brachen wir Alle auf, die Diebe zu verfolgen. Nachdem wir ungefähr eine Meile zurückgelegt, trafen wir die Pferde, welche von einer Schaar Wölfe verfolgt wurden; die Holzklötze, die an ihre Lassos geknüpft waren, hatten ihre Flucht ins Weite verzögert; die Wölfe gaben ungern ihre gehoffte Beute auf, rissen aber doch nach ein oder zwei Schüssen aus. Die Pferde waren offenbar sehr geängstigt, was sie dadurch bewiesen, daß sie nachher die ganze Nacht in der Nähe der Lagerfeuer blieben.

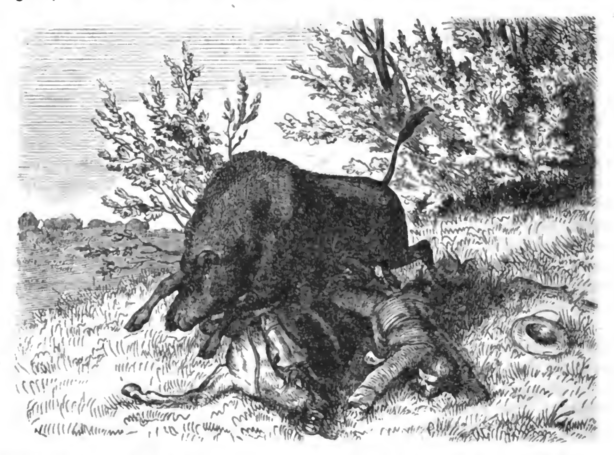
Auf unserm heutigen Ritte tödteten wir ein Cabree und das war gut, denn Herr und Madam Lane erreichten unser Lager am Abend sehr erschöpft, da sie die Boote am Morgen verlassen hatten und den ganzen Tag gegangen waren, ohne etwas zu genießen. Die Boote hatten die andere Seite des Flusses erreicht, aber, weil es an einem Kanal fehlte, nicht hinübergekonnt, um sie aufzunehmen. Es war unglücklicherweise eine sehr kalte Nacht und nur sehr wenig Holz war zu haben; dazu waren wir weder mit Decken noch Zelten versehen, da wir, seit wir Carlton verlassen, wo wir unsere Reise zu Pferde antraten, uns ohne diese Luxusartikel beholfen hatten. Am meisten litt ein junger Schreiber von der Nachtkälte, welcher mit ihnen gegangen war und Rock und Weste im Boote zurückgelassen hatte.

19. Sept. Heute früh fanden die Boote einen Kanal und kamen herüber, um die Gesellschaft, welche sie den Morgen zuvor verlassen, aufzunehmen. Wir erreichten Fort Pitt am Abend. Es ist ein sauberes und geschlossenes Fort und gleich allen übrigen, mit Ausnahme der am rothen Flusse befindlichen, aus Holz errichtet. Das Land hier ist reich an Büffeln. Getreide und andere Früchte könnten hier in Menge gewonnen werden, wenn man sie bauen wollte. Wir blieben bis zum 23. und ich machte eine Zeichnung von Chimaza, „der kleine Sklave", einem Chippewayeen-Indianer. Er war der einzige dieses Stammes, den ich je gesehen; denn sie leben weit nördlich von Fort Pitt und dem Athabasca-See; seine Kühnheit und Gewandtheit hatte ihm unter den Handelsleuten eine Art Ruhm erworben. Er hatte, als ich ihn sah, mehr als hundert Elennthierhäute und außerdem eine bedeutende Menge Pelze, welche er nach dem Fort gebracht, um damit zu handeln.

22. Sept. Ich verließ das Fort zu Pferde, begleitet von Herrn Rowand, Herrn Rundell, einem indianischen Knaben und einem neuen Jäger; als wir am Flusse angelangt waren, setzten wir in einem Boote über und zogen unsere schwimmenden Pferde am Zügel nach. Wir verließen das Etablissement auf ächte Voyageur-Weise, unbelästigt durch irgend welchen Speisevorrath, und verließen uns, obwohl wir eine Reise von zweihundert Meilen vorhatten, einzig und allein auf unsere Flinten, ohne auch nur ein Körnchen Salz zu haben. Nachdem wir das Boot verlassen, sattelten wir unsere Pferde und hatten noch nicht mehr als zehn Meilen zurückgelegt, als wir auch schon unzähligen Büffeln begegneten.

Während der vollen drei Tage, die wir brauchten, um Edmonton-House zu erreichen, sahen wir, so weit das Auge reichte, die Ebenen nur mit diesen Thieren bedeckt, und zuweilen waren ihrer so viele, daß sie uns am Weiterkommen hinderten und die Luft fast bis zum Ersticken mit Staub füllten. Sobald wir der Nahrung bedurften, tödteten wir eins der Thiere. Wir wählten dazu die fettesten

Kühe, nahmen nur die Zungen und den Höcker für die augenblicklich nothwendige Mahlzeit und beschwerten uns nicht unnützerweise mit mehr. Herr Rowand schoß und verwundete eine Kuh, welche gleich in ein Buschwerk rannte; er folgte ihr, worauf das Thier sich gegen ihn wandte, und ihn und sein Pferd zu



Boden werfend, über sie hinwegsprang und zu den übrigen entfloh. Glücklicherweise war ihm kein ander Leid geschehen, als die Kränkung, daß ein Thier ihn niedergeworfen und über ihn hinweggerannt war, welches er schon im Geiste an unserm Abendfeuer hatte braten sehen.

---

# Zehntes Kapitel.

Die Long-Graß-Prairie. — Ein hartnäckiger Bär. — Ein abgehetztes Pferd wird zurückgelassen. — Ausgetrocknete Seen. — Jagd auf wilde Gänse. — Gefährliches Schwimmen. — Bootzimmern. — Die brennende Prairie. — Feuer durch Feuer bekämpft. — Ein kaltblütiges Bekenntniß. — Mangel an Galanterie unter den Indianern. — Ein indianischer Bogenschütze.

Wir kamen durch die sogenannte „Langes Gras-Prairie“. Die Knochen eines ganzen Lagers Indianer, welche den ihrer Race so verderblichen Pocken zum Opfer gefallen, bleichten hier auf den Ebenen, indem sie von den Plattformen und Bäumen, auf welchen sie ihren Gebräuchen gemäß ihre Todten mit Häuten

bedeckt aufhängen, herabgefallen waren, nachdem die Zeit sowohl diese letztern, wie auch die Stützen zerstört hatte. Ein ungeheurer grauer Bär trank aus einem Teich und unser Jäger ging der Gesellschaft voraus, um einen Schuß auf ihn zu wagen. Der Bär wartete ruhig auf seinen Angriff, und der Indianer zögerte, weil er ihn so kaltblütig sah, ihm näher zu rücken, indem er es nicht für gerathen hielt, sich auf die Schnellfüßigkeit seines Pferdes zu verlassen, es sei denn, daß er einen guten Vorsprung vor dem Bären hätte. Er feuerte demnach aus einer zu großen Entfernung, aus der sein Schuß nicht treffen konnte. Der Bär trat sehr gefaßt auf seine Hinterfüße, schaute den Jäger einen Augenblick an, wandte sich und ging davon. Darauf beschloß ich, mein Glück zu versuchen. Da ich sehr gut beritten war, näherte ich mich ihm bis auf vierzig oder funfzig Yards und schoß, als er sich umwandte, um mich anzusehen, beide Läufe ab; einer verwundete ihn in die Schulter, und er drehte sich mit wildem Grunzen um und verfolgte mich. Ich jagte in vollem Galopp davon, auf Herrn Rowand zu, welcher wartete, bis der Bär auf Schußweite herangekommen war und dann ihm eine Kugel in den Leib sandte; immer noch rückte derselbe näher.

Inzwischen war es mir und dem Indianer gelungen, von neuem zu laden, und als der Bär näher kam, schoß der Indianer und hatte vermuthlich getroffen, denn der Bär erhob sich abermals auf die Hinterbeine; nun zielte ich mit Bedacht, die Kugel drang ins Herz und das Ungeheuer fiel zu Boden. Der Indianer zog ihm alsbald das Fell ab und schnitt die Pfoten los, welche wir, nachdem sie am Abend gebraten worden, mit großem Behagen abnagten. Die Klauen, die ich aufbewahrte, maßen vier und einen halben Zoll. Es giebt auf dem ganzen Festlande kein Thier, das die Indianer so sehr fürchten, wie den grauen Bären, und selten wird Einer es wagen, ihn anzugreifen, wenn er allein ist, es sei denn, er säße auf einem sehr flinken Pferde.

Wir fanden es diesen Abend sehr schwer, einen Platz zu ermitteln, auf dem wir, fern von den zahllosen, uns rings umgebenden Büffeln, unser Lager aufschlagen konnten, und sahen uns genöthigt, die Nacht hindurch fortwährend unsere Flinten abzufeuern, um sie fern zu halten. Wir kamen an einer Stelle vorüber, die mit einer großen Menge abgeworfener Hirschgeweihe bedeckt war. Unser Ritt war ein so schneller gewesen, daß Herrn Rowand's Pferd ganz abgehetzt war; da wir jedoch mehre frei umherschweifende Pferde mit fortgetrieben hatten, um uns für solche Fälle vorzusehen, so verursachte uns dies keine Ungelegenheit, und wir ließen das arme Thier den Wölfen zur Beute zurück, die fortwährend um uns herum lauerten.

Diesen Abend schlugen wir unser Lager am Ufer eines sehr schönen Süßwassersees auf. Wir waren auf unserm Wege täglich an vielen ausgetrockneten Seen vorübergekommen, insbesondere an kleinen, deren Betten mit einer Kruste von Subcarbonate of soda überzogen waren. Viele derselben sind mit dichtwachsenden Pflanzen eingefaßt, welche in ihrem Bau dem wohlbekannten Meerproduct Samphir ähnlich, aber tief purpurroth sind. Die Soda-Kruste ist eine so ununterbrochene, daß die Stellen gleichsam wie mit Schnee bedeckt erscheinen.

26. Sept. Herr Rundell blieb diesen Morgen mit einem indianischen Knaben im Lager, da er von dem scharfen Ritt der vorhergehenden Tage ganz erschöpft war. Wir ließen ihn ungern, waren jedoch gezwungen, so schnell als

möglich weiterzugehen, da ich noch eine lange Reise vor mir hatte und die Jahreszeit sich ihrem Ende zuneigte. Herr Rowand und ich verließen demnach das Lager um halb vier am Morgen und setzten unsere Reise fast den ganzen Tag im Galopp fort mit einem einzigen Aufenthalt von ungefähr einer Stunde, um zu frühstücken und unsere Pferde ausschnaufen zu lassen.

Gegen fünf Uhr Nachmittags begegneten wir acht bis zehn Meilen von Fort Edmonton einer Gesellschaft Herren aus dem Fort, welche ausgezogen waren, um wilde Gänse zu schießen und viel Glück auf der Jagd gehabt hatten. Als sie den todtmüden Zustand unserer Pferde sahen, waren sie so gütig, mit uns zu tauschen, so daß wir den noch übrigen Weg in einem kurzen Galopp zurücklegten.

Als wir den Uferrand des Flusses erreichten, über den wir hinüber mußten, um zu dem Fort zu gelangen, stürzte sich Herr Rowand, der ein schönes kräftiges Pferd ritt, ins Wasser. Obgleich mein Pferd sehr klein war, schwankte ich nicht, ihm zu folgen. Herrn Rowand's Pferd schwamm stolz und kühn hindurch, doch das meinige, das seiner Aufgabe nicht gewachsen war, fing an, unter mir zu sinken; nichts desto weniger hielt ich fest, bis es von der Strömung fortgerissen, indem es Fuß zu fassen suchte, gegen einen vom Wasser bedeckten Felsen stieß und mich beinahe unter sich gebracht hatte; glücklicherweise faßte es, von der Fluth fortgetragen, etwas weiter unten an einer seichtern Stelle Fuß und war im Stande durchzuwaten, während Herr Rowand inzwischen von seiner sichern Position am Ufer sich an dem Schauspiel sehr zu ergötzen schien. Die Einwohner des Forts begrüßten uns, da es Sonntag war, in ihrem heitersten Festschmuck.

Edmonton ist eine große Niederlassung: da es viele andere Districte mit Lebensmitteln versorgen muß, so wird immer ein großer Vorrath bereit gehalten, der ganz und gar aus gedörrtem Fleisch, Zungen und Pemmikan besteht. Den Einwohnerbestand bilden gewöhnlich: ein Hauptfactor, ein Schreiber und vierzig bis funfzig Mann mit ihren Weibern und Kindern, in Allem vielleicht 130 Menschen, die sämmtlich innerhalb der Verschanzungen des Forts leben. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Zimmern von Booten für den Handel, mit dem Sägen von Bauholz, das sie meist neunzig Meilen höher hinauf fällen und herabflößen, während sie die kleine Pappelart, die so reichlich am Rande des Flusses sich vorfindet, als Brennholz zerhacken, von dem jeden Winter, um die vielen Feuer der Niederlassung zu speisen, 800 Klafter verbraucht werden. Die Arbeit der Frauen, welche alle ohne eine einzige Ausnahme entweder Squaws (Indianerinnen) oder Halfbreeds sind, besteht in dem Verfertigen von Mocassins und Kleidung für die Männer und der Bereitung des Pemmikan aus gedörrtem Fleisch.

Am Abend unserer Ankunft in Edmonton wuchs der Wind zu einem vollständigen Orkan an, und wir hatten Grund, der Vorsehung dankbar zu sein, daß wir noch zeitig genug der unmittelbaren Nähe des schrecklichen Schauspiels entgangen, das wir nun aus unserm gegenwärtigen Zufluchtsort sicher und geborgen beobachteten, denn wenn wir nur um einen Tag uns verspätet hätten, so wären wir der feurigen Umarmung preisgegeben worden. Das Schauspiel, das jetzt unsere Aufmerksamkeit fesselte, war der Brand der noch vor wenigen Stunden durchschrittenen Prairie. Es war eins der furchtbarsten, die man sich denken kann; die stockfinstere Nacht vermehrte noch den Glanz der Flammen.

Einmal fürchteten wir, daß dieselben über den Fluß kommen und die Seite erfassen könnten, an welcher das Fort stand, das in diesem Falle zerstört worden wäre. Auch unsere Besorgnisse wegen Herrn Rundell, den wir mit dem Knaben zurückgelassen hatten, wurden erst drei Tage später gehoben, als er glücklich ankam. Es ergab sich, daß er das Feuer in weiter Ferne schon bemerkt hatte und sofort aufgebrochen war, um die nächste Biegung des Flusses zu erreichen, über den er sicher hinüberkam. Die Indianer beobachten folgendes Verfahren, wenn sie sich in unmittelbarer Nähe einer brennenden Prairie befinden: Sie zünden einen langen, vor ihnen liegenden Streifen Land an, den sie dann verfolgen, indem sie so dem Feuer im Rücken die Nahrung entziehen und Allem entgehen, ausgenommen dem Rauch, der sie jedoch dem Ersticken nahe bringt.

Da wir hier die Ankunft des Bootes, in dem sich Herr Lane und die russischen Packete mit den Otternfellen befanden, abwarten mußten, so zeichnete ich das Fort und ging, indem ich Muße dazu hatte, viel unter die Indianer, welche sich, um Handel zu treiben, fortwährend in der Nähe des Forts aufhalten. Es waren hauptsächlich Crees und Assiniboines. Potika-poo-tis, der „kleine runde Mann", ein Häuptling der Assiniboines, saß mir zum Bilde. Er war in der Umgebung des Forts sehr bekannt und ging gewöhnlich unter dem Namen: „der Herzog von Wellington", höchst wahrscheinlich wegen seiner kleinen Gestalt und kriegerischen Thaten. Er wurde einmal von einer Schaar Blackfeet angegriffen und bekam, als er eben seine Flinte abfeuerte, eine Wunde, die ziemlich bemerkenswerth war und die er mir zeigte. Die Kugel war am Handgelenk eingedrungen, durch den Arm hindurch gegangen, am Halse wiederum eingedrungen und am obern Theil des Rückgrats herausgekommen. Er hatte mehre Wunden erhalten, doch keine, welche sein Leben ernstlich in Gefahr gesetzt zu haben schien, denn zu der Zeit, wo ich ihn sah, erfreute er sich einer guten Gesundheit. Nachdem er mir mancherlei Geschichten von seinen Jagd- und Kriegsthaten erzählt, sagte er mir zu meinem großen Erstaunen, daß er seine eigene Mutter getödtet. Es scheint, daß sie ihm auf der Reise erklärt hatte, daß sie sich zu alt und schwach fühle, um die Mühseligkeiten des Lebens zu ertragen und zu lahm, um weiter zu wandern, und ihn gebeten, sich ihrer zu erbarmen und ihrem Elend ein Ziel zu setzen, worauf er sie, ohne zu schwanken, auf dem Flecke erschossen. Ich fragte ihn, wohin er den Schuß gerichtet. Seine Antwort lautete: „Glaubst Du, daß ich sie an einer unrechten Stelle getroffen haben würde? ich traf sie da;" und dabei deutete er mit dem Finger nach der Gegend des Herzens. „Sie starb augenblicklich, und ich weinte anfangs, aber nachdem ich sie begraben, verwischte sich der Eindruck."

Man muß nicht glauben, daß die Indianer das schwächere Geschlecht irgend mit Gefühlen betrachten, die denjenigen ähnlich wären, welche die Männer im civilisirten Leben für dasselbe empfinden; sie sehen in der That in den Weibern eher Sklavinnen als Gefährtinnen. Wie vorauszusetzen, ist dies am augenscheinlichsten in der Behandlung alter Frauen, die sie als kaum zum Leben geeignet erachten.

Einige Diener der Kompagnie fuhren im Winter auf dem Eise mit einem beladenen Hundeschlitten den Saskatchawan-Fluß hinauf. Die Ladung enthielt unter andern Dingen ein Tönnchen mit acht Gallonen Spiritus. Indem sie

über ein Stück Eis fuhren, brachen die Hunde mit sammt dem Schlitten durch und wurden von der Wasserströmung gleich hinuntergerissen. Im nächsten Sommer fanden einige am Ufer badende Indianer das Fäßchen, welches ganz unversehrt war. Bei näherer Untersuchung erkannten sie, daß es mit Rum gefüllt war und beschlossen, sich ein Räuschchen zu trinken. Einer von ihnen erwähnte der Möglichkeit, daß die Weißen Gift hineingeschüttet haben möchten, um sich an ihnen dafür zu rächen, daß sie auf die nach dem Innern gehende Brigade der Canots, während sie im vorigen Jahre den Fluß hinauffuhr, gefeuert hätten. Dieser Argwohn hinderte sie am Trinken, bis sie seine Eigenschaften geprüft haben würden. Zu diesem Zweck wählten sie acht von den ältesten Frauen des Lagers, um an ihnen das Experiment zu machen. Die Frauen gingen in die Schlinge, und als sie berauscht zu werden begannen, fingen sie an sehr vergnügt zu singen. Ein alter Häuptling machte aber bald ihrem Gelage ein Ende, indem er behauptete, daß kein Gift in dem Getränk sein könnte, und daß es viel zu gut sei, um an alte Frauen vergeudet zu werden. Darauf machte sich der ganze Stamm darüber her und die Tonne war bald geleert.

Eines Tages, als ich ein Stück südlich vom Fort gegangen war, sah ich zwei Assiniboine-Indianer, welche Jagd auf Büffel machten. Einer von ihnen war mit einem Speer bewaffnet, der aus einem ungefähr zehn Fuß langen Eschenstamm gemacht, mit Haarbüscheln verziert war und eine eiserne, auf einem der Handelsplätze gekaufte Spitze hatte; der andere führte einen Bogen aus Eschenholz mit Büffelsehnen, die an dessen Rückseite angeheftet waren. Dieser Bögen bedienen sie sich mit großer Geschicklichkeit, und mir ist ein Fall vorgekommen, wo die Pfeile durch den Leib des Thieres gedrungen waren und an der entgegengesetzten Seite im Boden staken.

---

## Elftes Kapitel.

Abreise von Fort Edmonton. — Die letzten Büffel. — Sir Georgés hochländischer Dudelsackpfeifer. — Eine indianische Delicatesse. — Das Kunststück eines bösen Geistes. — Sonderbare Wiege. — Jasper's Haus. — Schnee und Kälte. — Die ersten Schritte in Schneeschuhen. — Beinahe lebendig gebraten. — Den Hügel hinunter. — Wir durchwaten einen eisigen Strom. — Verlorne Zeit wird nachgeholt. — Wir schießen das berühmte Dalle de mort hinab. — Rettung aus Lebensgefahr. — Eine nasse Reise.

Wir blieben bis zum Morgen des 6. in Edmonton, beschäftigt mit Vorbereitungen für die vor uns liegende anstrengende Reise. Am 6. traten wir mit Tagesanbruch unsern Weg an. Unsere Gesellschaft bestand aus Herrn Lane und seiner Frau, einem jungen Manne, Namens Charles, einem Schreiber, der sich auf einen Posten auf der Westseite der Rocky Mountains begab, einem gewissen M'Gillveray und sechzehn Mann. Wir hatten fünfundsechzig Pferde mit, um unser Gepäck und unsere Vorräthe zu tragen. Das scheint für eine so kleine

Gesellschaft eine sehr große Zahl, doch muß man bedenken, daß Edmonton der letzte Posten ist, wo wir diesseits der Berge uns mit Lebensmitteln versorgen konnten, daher wir denn natürlich eine große Menge mitnehmen mußten. Wegen der Schwierigkeiten, die man immer zu bestehen hat, wenn man die Leute aus behaglichen Quartieren wegführt, um eine lange und beschwerliche Reise anzutreten und der noch hinzukommenden Wildheit der Pferde am ersten Tage nach dem Ausmarsch, gelang es uns an demselben nur, sechzehn Meilen weit, bis Sturgeon Creek, zu kommen. Da ich eine Gruppe Büffel an einem kleinen See ruhen sah, machte ich eine Skizze. Es waren für einige Zeit die letzten, die ich sehen sollte, und es war mir leicht, bei der Gesellschaft zu bleiben, da sie so langsam vorrückte.

7. Oct. Die Prairien blieben nun weit hinter uns zurück, da unsere Bahn nach Norden ging. Der Weg war fast nicht zu passiren, weil er sehr naß und sumpfig war, und die Pferde blieben oft stecken und warfen, während sie sich aus dem Schlamm herauszuarbeiten suchten, ihre Last ab. Wir waren so glücklich, unsere Vorräthe mannigfaltiger zu machen, indem wir viele Gänse schossen, von der Gattung, die man „Wavy" nennt. Hätten wir uns etwas Salz verschaffen können, so würde ich sie schmackhafter gefunden haben.

8. Oct. Der schreckliche, oben erwähnte Orcan hatte ungeheure Bäume mit den Wurzeln herausgerissen und sie in Haufen nach allen Richtungen übereinander geschichtet, so daß wir oft Stunden lang aufgehalten wurden, während die Männer einen Pfad für die Pferde durchhauten. Unser Weiterkommen war natürlich in den dichten Wäldern, die wir jetzt betreten hatten, ein sehr langsames und ermüdendes.

9. Oct. Der Weg war immer noch schlecht und wir sahen kein Wild; so verging die Zeit, da wir mit den beladenen Pferden Schritt halten mußten, sehr einförmig. Ein Hochländer, Namens Colin Frazer, hatte sich uns zugesellt. Er war auf dem Wege nach einem kleinen Posten, den er verwaltete, ganz oben am Athabasca-Flusse, in den Rocky Mountains, wo er während der letzten elf Jahre gewohnt hatte; er war als Pfeifer von Sir George in die Gegend gebracht worden, zu der Zeit, wo derselbe den Frazer-Fluß erforschte und eine weite Reise durch ein bisher wenig gekanntes Land machte und unter Indianern, die wenig oder gar keine Weißen gesehen hatten. Er führte seinen Dudelsack bei sich und war in seinem schottischen Costüm und wenn man an einem Fort oder irgend an Orten, wo sich Eingeborne befanden, Halt machte, so wurde der Dudelsack in Requisition gesetzt, zum großen Erstaunen der Eingebornen, die den Schotten für einen Verwandten des Großen Geistes hielten, da sie natürlich nie einen so merkwürdig aussehenden Mann oder solch' ein musikalisches Instrument gesehen hatten, das sie eben so in Erstaunen setzte, wie der Ton, den es hervorbrachte. Einer der Indianer bat ihn, sich bei dem Großen Geiste für ihn zu verwenden; aber Frazer äußerte, der Bittsteller habe wohl nicht gewußt, wie wenig Einfluß er an jener Stelle habe.

10. Oct. Ich verließ diesen Morgen die Gesellschaft, setzte meine Reise fort und kam um zwei Uhr Nachmittags nach einem scharfen Ritt in Fort Assiniboine, am Athabasca-Flusse, an. Dieses Etablissement ist, ob man ihm gleich die Ehre erweist, es Fort zu nennen, ein bloßer Posten für die Pflege von

Pferden. Ein gewöhnlicher Mann oder Pferdehüter steht ihm vor. Die übrige Gesellschaft kam spät am selben Abend an.

11. Oct. Wir fanden hier zwei Boote, welche unsere Leute sogleich untersuchten, worauf sie an die Arbeit gingen, sie auszubessern und zu verpichen. Um zwei Uhr a. M. schifften wir uns ein und fuhren fünf Tage lang gegen eine ziemlich starke Strömung langsam vorwärts. Das Wasser war sehr niedrig und dies vermehrte das Schwierige unserer Fahrt. Wir sahen weder Wild noch Indianer, nichts, was die Eintönigkeit unserer Arbeit unterbrochen hätte und die Nächte und Morgen fingen an, sehr kalt zu werden.

15. Oct. Als wir Halt machten, um zu frühstücken, war es sehr kalt und schneite. Wir berathschlagten untereinander und kamen zu dem Beschluß, daß, da so schlechtes Wetter eingetreten, fünf Männer und ein Boot mit dem Schreiber Charles nach Fort Assiniboine mit den russischen Otternfell-Packeten zurückkehren sollten. Wir waren nun gezwungen, uns alle in einem Boot zusammenzudrängen, da das andere zurückgegangen war, und mußten häufig wegen des sehr niedrigen Wasserstandes aussteigen und das Boot leichter machen. Fast fortwährend waren die Männer, bis an den Leib im Wasser gehend, genöthigt, das Boot mittels einer Leine vorwärts zu ziehen. Einer von ihnen glitt von einem Holzscheit in tiefes Wasser hinab und nur mit großer Mühe retteten wir ihn vom Ertrinken. Er war noch keine fünf Minuten aus dem Fluß gezogen, als seine Kleider schon steif von Eis waren. Ich fragte, ob ihm kalt sei, und seine Antwort war bezeichnend für die Abhärtung der Irokesen, aus welchen unsere Gesellschaft zum größten Theil bestand. „Meine Kleider", sagte er, „sind kalt, aber ich bin es nicht."

16. Oct. Es war bereits so kaltes Wetter eingetreten, daß wir an der Möglichkeit, noch in dieser Jahreszeit die Berge zu überschreiten, zu zweifeln anfingen. Die Leine, an welcher die Männer unser Boot zogen, riß heute zweimal in den Stromschnellen und unser Boot wurde fast an den Felsen zerschmettert. Wenn uns dies Unglück betroffen hätte, so würden wir alle unsere Vorräthe verloren haben und möglicherweise vor Hunger gestorben sein.

17. und 18. Oct. Das Wetter ist schön. Dies ist der einförmigste Fluß, der mir je auf meinen Reisen vorgekommen ist. Vorsprung auf Vorsprung wurde sichtbar, dicht mit Fichten bewaldet und von einer weiten Aussicht war keine Rede. Der Lauf des Flusses ist, obwohl gewunden, dennoch schnell, von Fällen indessen nicht unterbrochen. Die Schnelligkeit beträgt durchschnittlich ungefähr sechs bis sieben Meilen die Stunde.

19. Oct. Wir begegneten einem indianischen Jäger und seiner Familie. Er hatte zwei Canots aus Baumrinde; eins derselben verkaufte er an Colin Frazer, welches dieser mit vier Mann bestieg und womit er uns vorausfuhr. Wir handelten mit ihnen um einiges Biberfleisch und Elennthiernasen; letzteres ist der köstlichste Leckerbissen, der mir je vorgekommen und wird von den Indianern höher geschätzt, als jede andere Speise.

20. und 21. Oct. Das Wetter war schön und wir kamen rasch vorwärts.

22. Oct. Die Leute waren in der muntersten Stimmung. Ich nahm das Maaß eines Baumes, der von einem Biber gefällt worden war; es betrug sieben Fuß im Umfang. Wir fanden 3 Bären, welche Colin Frazer en cache zurück-

gelassen, einen alten und zwei Junge. Er erzählte mir später, daß er die beiden Jungen auf einen Schuß erlegt habe, als eben der eine über den Rücken des andern kroch, um einen Uferhang hinaufzuklettern. Die jungen Bären gaben eine gute Kost und wir ließen sie uns vortrefflich schmecken, da unsere frischen Vorräthe lange erschöpft waren.

23. Oct. Wir kamen an einem noch brennenden Lagerfeuer vorüber, das Frazer die Nacht zuvor zurückgelassen.

24. Oct. Wir kamen an der Stromschnelle der Todten vorbei. Die Leute fanden es sehr schwer, das Boot hinauf zu schaffen; wir mußten natürlich Alle zu Fuß gehen. Alle Teiche und stehenden Wasser waren hart genug, um zu tragen. Die schnelle Strömung hinderte indessen die Bildung von Eis im Flusse. Ein kleiner Sack mit Pemmikan, der bis auf die Zuthat von Sasketome-Beeren ganz auf die gewöhnliche Art bereitet war, kam abhanden, und als man Nachsuchung hielt, um ihn wieder zu erlangen, ward ein Theil davon in dem Sacke eines der Leute gefunden. Die einzige Versuchung zu dem Diebstahl konnte darin gesucht werden, daß das Pemmikan schmackhafter war, als das seinige. M'Gillveray, welcher einer von den allerstärksten in der Gesellschaft war, wurde aufgefordert, die Bestrafung zu übernehmen und führte sie aus, indem er den Schuldigen wiederholt zu Boden schlug. Eine so strenge Ahndung war deshalb nothwendig, weil es bei einer Reise durch diese wüsten Gegenden von den traurigsten Folgen sein könnte, wenn man nicht in Betreff der Vorräthe mit der größten Sorgfalt zu Werke ginge.

Vom 25. bis 27. Oct. Der allgemeine Character der Gegend blieb ganz unverändert; immer noch umgab uns dieselbe eintönige Landschaft.

28. Oct. Wir kamen an der Mündung des Old-Man- (Alter Mann-) Flusses vorbei. Die Indianer erzählen, daß einst ein böser Geist diesen Fluß, der so reißend ist, daß kein Canot hinauffahren kann, hinabgekommen sei und daß er, als er die Mündung erreicht, woselbst der Fluß sich in den Athabasca ergießt, fünf Schritte hinuntergemacht und bei jedem Schritt eine Stromschnelle zurückgelassen habe. Diese Stromschnellen liegen eine Meile auseinander. Darauf sei er zurück- und stromaufwärts gegangen, und man habe nie wieder von ihm gehört. Der Fluß wurde jetzt so seicht, daß wir uns genöthigt sahen, zweimal auszuladen.

29. Oct. Da das Ufer des Flusses sehr hoch war, erstieg ich dasselbe und sah zum ersten Mal die erhabene und scheinbar endlose Kette der Rocky Mountains (Felsige Berge). Die Umrisse waren in der Ferne kaum sichtbar durch die dazwischen liegende Rauchatmosphäre, welche von dem fast immerwährenden Brande der Wälder in dieser Jahreszeit erzeugt wird.

M' Gillveray verwundete ein Elennthier, während er mit seiner Flinte herumstreifte. Das Thier stürzte sich ins Wasser und schwamm ans andere Ufer hinüber. Ich sprang ins Boot, verfolgte es und erlegte es auf den ersten Schuß. Es war ein schöner großer Bock. Da es beinahe Nacht war, schlugen wir unser Quartier an derselben Stelle auf, machten eine tüchtige Mahlzeit davon und nahmen das Uebrigbleibende den nächsten Tag mit.

30. Oct. Eine schöne Aussicht auf die Berge eröffnete sich uns zum ersten Mal vom Boot aus, die Männer begrüßten sie mit fröhlichem Jubelruf.

31. Oct. Die Atmosphäre war klar, jedoch sehr kalt. Ich entwarf eine Skizze von dem Flusse und den fernen Bergen.

1. November. Wir fuhren am Morgen in den Jasper=See. Derselbe ist ungefähr zwölf Meilen lang und drei bis vier Meilen breit, aber in dieser Jahres=zeit sehr seicht, da die in den Bergen liegenden Quellen, die ihn nähren, gefroren sind. Wir mußten am südlichen Ufer drei Männer aussetzen, um die Fracht unseres Bootes zu vermindern, aber auch dann noch kamen wir mit Mühe vorwärts. Bald nachdem wir sie ans Land gesetzt, erhob sich ein vollkommener Orkan, der uns nach dem nördlichen Ufer trieb, und da ein Schneesturm heran=nahte, mußten wir unser Lager aufschlagen. Dies war beklagenswerth, denn es war unmöglich, mit den Männern, die wir an der andern Seite gelassen, in Verbindung zu treten, und wir wußten doch, daß dieselben ohne Vorräthe und Decken waren und daher von der strengen Kälte sehr leiden mußten.

2. Nov. Wir waren den Bergen jetzt ganz nahe und man kann sich kaum vorstellen, mit welcher furchtbaren Kraft der Wind durch eine Schlucht heulte, welche von dem 1500 Fuß hohen Miëtte's=Rock genannten senkrechten Felsen von einer Seite und einem hoch emporragenden Berge von der andern gebildet



wurde. Der erstere schreibt seinen Namen von einem französischen Reisenden her, der ihn bis zum Gipfel erstieg und auf demselben, seine Pfeife rauchend, saß, während seine Füße über dem schrecklichen Abgrunde baumelten. M'Gillveray und der Führer gingen vierzehn bis fünfzehn Meilen weiter zu Colin Frazer, um Pferde zu schaffen, da wir uns überzeugten, daß das fernere Vorwärtsbringen

im Boot unmöglich war, sowohl wegen des seichten Wassers, wie auch wegen der Heftigkeit des Windes.

3. Nov. Der Orkan dauerte fort und war von sehr starkem Schneefall begleitet; in der That soll es, nach Allem, was ich gehört habe, hier immerwährend stürmen. Der Wald besteht ganz aus sehr hohen Fichten von geringem Umfang, die dicht gedrängt stehen. Sie gewähren im Sturm einen eigenthümlichen Anblick, da sie wie ein Kornfeld hin- und herwogen. Die Natur scheint ihnen die ungeheuer langen Wurzeln absichtlich gegeben zu haben, damit sie nicht umgeweht würden; da der Boden sehr leicht ist und auf felsigem Grunde ruht, so bildeten die Wurzeln noch an der Oberfläche ein Netzwerk, das in beständiger Bewegung war und uns um unsere Lagerfeuer herum in Schlummer wiegte.

Inzwischen kehrte unser Führer von Jasper's-Haus mit mehren Pferden zurück. Wir fanden unser Boot, vom Sturm ans Land getrieben, fünfzehn Fuß vom Uferrand entfernt, obwohl sein Gewicht so bedeutend war, daß unsere noch übrigen neun Männer es seinem Elemente nicht zurückgeben konnten.

Ich wählte mir ein Pferd, nahm den Führer mit und brach vor der Gesellschaft nach dem Etablissement auf. Nach einem scharfen vierstündigen Ritt und nachdem ich viermal mich mit meinem Pferde durch den Fluß hindurchgearbeitet, der mit von einer raschen Strömung dahin getriebenem Treibeise bedeckt war, das zuweilen bis über den Sattel ging, kam ich kalt, naß und verhungert in Jasper's-Haus an. Bald jedoch ward ich getröstet und erquickt durch ein hellflackerndes Feuer und fünf bis sechs Pfund Fleisch vom Bergschaf, das mir damals sicherlich köstlicher vorkam, als das irgend eines Hausthiers derselben Gattung. Gegen zehn Uhr Abends kamen zu unserer großen Freude die drei Männer an, welche wir am südlichen Ufer gelassen. Sie hatten schwere Leiden erduldet, indem sie drei Tage ohne Nahrung durch die Wälder irrend, das Haus zu finden sich bemüht hatten, wo Keiner von ihnen zuvor gewesen war. Einer hatte nicht einmal seinen Rock mitgenommen; und nur dadurch, daß sie Nachts dicht aneinander gedrängt lagen, waren sie dem Erfrieren entgangen. Ein Zweiter litt schrecklich durch den geschwollenen Zustand seiner Beine, welcher dadurch hervorgerufen war, daß die Schnüre, die gewöhnlich um die Beinbekleidung gebunden sind, zu eng angezogen waren, was er wahrscheinlich bei dem Absterben der Empfindung nicht gemerkt hatte. Sie waren so in das geschwollene Fleisch eingedrückt, daß es uns einige Mühe machte, sie loszuschneiden.

4. Nov. Herr Lane kam mit seiner Schaar und mit den beladenen Pferden gegen Abend glücklich an. Jasper's-Haus besteht nur aus drei elenden Log-Hütten. Das Wohnhaus hat zwei Stuben von ungefähr vierzehn bis funfzehn Fuß im Geviert. Die eine dient allen Kommenden und Fortgehenden zu gemeinschaftlicher Benutzung: Indianer, Reisende, Handeltreibende, Männer, Frauen und Kinder sind ohne Unterschied darin zusammengedrängt; das zweite Zimmer wird ausschließlich von Colin und seiner Familie bewohnt, die aus einer Cree-Hausfrau und neun interessanten Halfbreed-Kindern besteht. Eine der andern Hütten wird zur Aufbewahrung von Vorräthen benutzt, wenn man dergleichen erlangen kann, und die dritte würde ich für eine Hundebude gehalten haben, wenn ich irgend einen, dem Hundegeschlecht Angehörigen, in der Nähe gesehen hätte. Dieser Posten wird nur zu dem Zwecke unterhalten, Gesellschaften, welche über

die Berge wollen, mit Pferden zu versehen. Ich entwarf eine Skizze von dem Etablissement.

5. Nov. Wir traten unsere Reise mit einer Cavalcade von dreizehn beladenen Pferden an, aber da wir nicht erwarten konnten, daß es möglich sein würde, die Pferde über die Berge zu bringen, so ließ ich mir von einem Indianer ein paar Schneeschuhe machen. Die Indianer, die hier herum sich aufhalten, übersteigen die Zahl funfzehn oder zwanzig nicht; es ist der Shoo-Schawp-Stamm und ihr Häuptling, von dem ich ein Bild machte, wird von den Reisenden Capote blanc genannt; in ihrer eigenen Sprache heißt er Assanitchay, was aber dasselbe bedeutet. Sein eigentlicher Wohnort liegt weit im Nordosten; er wurde jedoch, als er mit siebenunddreißig seiner Leute auf einer Reise begriffen war, von einem feindlichen Stamm, der ihm begegnete, verrätherischerweise in die Falle gelockt. Aufgefordert sich niederzulassen und eine Friedenspfeife zu rauchen, legte er mit seinen Genossen ohne Argwohn die Waffen ab, als, ehe sie noch Zeit hatten zu rauchen, die hinterlistigen Wirthe ihre Waffen ergriffen und bis auf elf Alle ermordeten. Diesen gelang es, nach Jasper-Haus zu fliehen, wo sie blieben, da sie es nimmermehr wagten, durch den feindlichen Stamm hindurch in ihre Heimath zurückzukehren. Capote blanc war ein sehr einfacher, gutherziger, alter Mann, mit dem ich auf einen recht freundlichen Fuß kam.

Wir verließen diesen unwirthlichen Ort gegen Mittag und setzten in einem kleinen Canot über den Fluß nach der Stelle hin, wo die Männer mit den Pferden auf uns warteten, mit welchen sie am Morgen über den Fluß geschwommen waren. Wir ritten vorwärts bis vier Uhr und schlugen unser Lager auf einer kleinen Prairie auf, welche ich zeichnete.

6. Nov. Wir kamen heute nur wenige Meilen weiter, da wir genöthigt waren, auf La Row's Prairie Halt zu machen, um unsere Pferde grasen zu lassen, indem der nächste Anhaltepunkt zu fern war, als daß wir ihn noch am nämlichen Abend hätten erreichen können.

7. Nov. Wir machten eine lange Tagereise; unser Weg ging zuweilen über beinahe unersteigbare Felsenklippen und dann wieder durch düstere verworrene Waldung; je mehr wir stiegen, desto tiefer wurde der Schnee und wir fingen an, den Einfluß der zunehmenden Kälte und der Verdünnung der Atmosphäre zu empfinden.

8. Nov. Wir sahen zwei Bergziegen, die von einer allem Anschein nach nicht mehr als ein paar Zoll breiten, hohen und schroffen Felsenkante auf uns herabsahen. Einer der Indianer, die uns von Jasper's-Haus begleiteten, um die Pferde zurückzunehmen, machte sich auf, eine Klippe, die über ihnen lag, zu gewinnen, indem man diesen Thieren von unten nicht nahe genug kommen kann, um sie zu schießen, weil ihr Blick stets nach unten gerichtet ist. Zufällig sahen sie, wie er hinaufging und entflohen in eine unerreichbare Höhe.

9. Nov. Da wir so tiefen Schnee fanden und nicht blos wußten, daß wir bereits spät kamen, sondern daß auch unser ferneres Vorrücken ein langsames sein mußte, stieg in uns die Besorgniß auf, daß die Schaar, die mit Booten und Vorräthen von Fort Vancouver unser an der andern Seite der Berge wartete, alle Hoffnung, mit uns zusammenzutreffen, aufgeben und fortziehen würde. Dies würde uns den schrecklichsten Mühseligkeiten und Entbehrungen unterworfen haben,

wenn es nicht unsere buchstäbliche Vernichtung herbeigeführt hätte, indem wir gezwungen gewesen wären, über die Berge zurückzugehen, mit gar keinem oder mit sehr geringem Vorrath. Wir sandten daher den Führer und M'Gillveray ab, um nach Boat Encampment (Bootlager) voraus zu eilen. Wir schlugen unser Lager bei „Grand Batteur" auf, wo wir einige Schneeschuhe fanden, welche die Gesellschaft, die im Frühling ausgegangen, daselbst versteckt hatte.

10. Nov. Wir waren noch nicht weit gekommen, als die Pferde im Schnee stecken blieben und wir uns genöthigt sahen, auf der Stelle uns zu lagern, um den Männern, die nicht damit versorgt waren, Zeit zur Verfertigung von Schneeschuhen zu gewähren, ohne welche wir nicht vorwärts konnten. Wir blieben den ganzen Tag hier und schickten die Pferde mit Allem, was wir nur irgend entbehren konnten, zurück, da unsere Vorräthe und Decken gerade so viel ausmachten, als die Männer zu tragen vermochten und einige der noch Ungeübten, welche im nämlichen Jahre ins Land gekommen, durch ihre lange und ermüdende Reise von Mont real, das sie im Frühjahr verlassen, so erschöpft waren, daß sie ganz unbrauchbar geworden.

11. Nov. Wir schickten zwei erfahrene Männer vorweg, um den neuen Anfängern die Bahn zu weisen und machten unsern ersten Versuch mit den Schneeschuhen. Einigen unserer Männer gelang es nicht besonders, da sie sich derselben nie vorher bedient hatten; und da die Schuhe, welche wir den Tag zuvor gefertigt hatten, nicht eben die besten waren, so hinderten sie wesentlich unser Weiterkommen. Die Schuhe, welche mir die Indianer in Jasper-Haus gemacht hatten, waren besonders gut und ich fand die Aufgabe, in ihnen zu gehen, nicht eben schwer. Auch Madame Lane hatte sich vorsorglich ein Paar mitgenommen und da sie von Kindheit auf am Rothen Fluß gewohnt war, in Schneeschuhen zu gehen, deren man sich dort sehr viel bedient, so gehörte sie zu unsern besten Fußgängern. Wir schlugen früh unser Lager auf und zwar zum ersten Mal ein sogenanntes förmliches Winterlager. Dies findet nur da statt, wo der Schnee so tief ist, daß man ihn nicht bis auf den Grund hinwegräumen kann. Die Tiefe, welche der Schnee erreicht, kann nach den Stumpfen der Bäume berechnet werden, welche über seiner vormaligen Oberfläche zu frühern Lagerfeuern abgehauen worden; einige derselben ragten gegenwärtig zwölf bis funfzehn Fuß über unsere Häupter, und der Schnee war unter uns neun bis zehn Fuß tief. Einige der alten Reisenden machten sich einen Spaß daraus, den Neulingen oder Speckessern weiß zu machen, daß die Indianer in diesen Theilen des Landes dreißig bis vierzig Fuß messende Riesen seien und daß aus diesem Umstand sich das Abhauen der Bäume in so ungewöhnlicher Höhe erklären ließe.

Es ist nothwendig, zu wiederholten Malen mit Schneeschuhen über den zum Aufschlagen des Lagers gewählten Platz zu gehen, bis er hinlänglich festgetreten ist, um einen Mann auf seiner Oberfläche zu tragen, ohne daß er einsinkt. Fünf bis sechs Scheite achtzehn bis zwanzig Fuß langes grünes Holz werden dicht in gleichlaufender Linie nebeneinander gelegt, so daß sie eine Plattform bilden. Auf dieser wird dann von dürrem Holze das Feuer angezündet und Fichtenzweige von allen Seiten um dasselbe herumgebreitet, auf welchen die Gesellschaft in Decken gehüllt, die Füße nach dem Feuer zugekehrt, sich lagert. Die parallel laufenden Scheite brennen selten in einer Nacht durch, aber die Hitze und die herabfallenden

Kohlen bilden unmittelbar unter dem Feuer eine tiefe Grube, in welche jedoch die Scheite selbst wegen ihrer Länge nicht hineinstürzen. In dieses Loch nun rollte ein Irokese, der sich zu nahe an das Feuer gelegt, bis zu einer Tiefe von wenigstens sechs bis sieben Fuß hinab, da, während er schlief, der Schnee unter ihm geschmolzen war. Sein Geschrei weckte mich und nachdem wir über sein feuriges Grab herzlich gelacht, gelang es uns, ihn hervorzuziehen.

12. Nov. Heute erreichten wir den Punkt, den man die Landeshöhe nennt. Auf derselben befindet sich ein kleiner See, der den Namen „Punschbowle des Comités" führt. Aus diesem gehen die Hauptquellen des einen Hauptarmes des Columbiaflusses auf der Westseite der Berge und des Athabasca auf der Ostseite derselben hervor. Sein Umfang beträgt ungefähr dreiviertel Meile und er ist dadurch bemerkenswerth, daß zwei so mächtige Ströme ihm ihren Ursprung verdanken, von denen der eine seine Wasser in den stillen Ocean ergießt, während der andere ins arctische Meer mündet. Wir schlugen unser Lager an seinem Ufer auf, wo wir uns nur mit Mühe gegen die strenge Kälte schützten.

13. Nov. Da der See eine ziemlich dicke Eisrinde hatte, so gingen wir hinüber und bald darauf fingen wir an, die Grand côte hinab zu steigen. Der Weg hinab war so steil, daß wir nur einen Tag brauchten, um uns mit Jasper-Haus in gleicher Höhe über dem Meeresspiegel zu befinden. Das Hinabsteigen in Schneeschuhen war eine sehr schwierige Aufgabe, vorzüglich für die Lasttragenden; ihre Füße glitten oft aus und die Lasten rollten den Berg hinab. Einige der Männer adoptirten in der That die Mode, solche Lasten, die nicht beschädigt werden konnten, vor sich her hinabzurollen. Als wir unten anlangten, fanden wir acht Männer, die uns erwarteten, und welche M'Gillveray und der Führer ausgeschickt hatten, um uns behülflich zu sein, Boat-Encampment (Boot-Lager) zu erreichen und wir schlugen Alle zusammen unser Lager auf.

14. Nov. Ich blieb am Lagerfeuer beschäftigt, eine meiner Skizzen fertig zu machen, während die Männer schon sehr früh aufgebrochen waren, um Boat-Encampment zu erreichen, wo sie neue Vorräthe einzunehmen gedachten, da die unsrigen schon beinahe ganz erschöpft waren. Sobald ich meine Skizze beendigt hatte, folgte ich ihnen und gelangte bald an einen siebzig Yards breiten, sehr schnell strömenden Fluß.

Nachdem ich ihre Spur im Schnee bis an den Rand des Flusses verfolgt hatte, fing ich, als ich die Heftigkeit der Strömung bemerkte, mich nach andern Spuren umzusehen an, in der Vermuthung, daß sie möglicherweise einen Weg gefunden, auf welchem sie zu umgehen wäre. Bald jedoch enttäuschte ich mich, denn ich gewahrte am jenseitigen Ufer im Schnee den Pfad, den sie jenseits durch ihre Schritte bezeichnet hatten; es blieb mir daher nichts übrig, als meine Schneeschuhe abzunehmen und durchzuwaten. Das Wasser ging mir bis an den Leib, strömte sehr schnell und war mit Treibeis bedeckt, von welchem einige Stücke mich trafen und fast den Strom hinabdrängten. Als ich aus dem Wasser kam, fand ich meinen Mantel (Capote) und meine Beinbekleidung steif gefroren. Dies war indessen nur der Anfang meiner Mühseligkeiten, denn ich war bald genöthigt, noch viermal den Fluß zu durchschreiten, worauf meine Beine gänzlich erstarrten, so daß ich es nicht zum fünften Mal wagen konnte, bis ich zuvor durch Auf- und Ablaufen am Ufer die Circulation des Blutes wieder hergestellt hatte. Ich

mußte noch zwölfmal, also im Ganzen siebzehnmal durchs Wasser, ehe ich die übrige Gesellschaft im Lager einholte. Das häufige Durchschreiten ist deshalb nothwendig, weil der einzige Weg über das Gebirge durch die Schlucht führt, welche von einer Seite vom Athabasca, von der andern vom Columbia gebildet wird; und die Betten dieser Ströme können nur im Frühjahr, ehe es zu thauen beginnt, oder während des Herbstes nach Eintritt der strengen Witterung passirt werden. Im Sommer sind sie durch das Schmelzen des Bergschnees und Eises ganz und gar nicht zu durchwaten.

15. Nov. Man kann sich leicht vorstellen, wie schwer es uns wurde, ein wärmendes Feuer und einen behaglichen Lagerplatz zu verlassen, um uns ohne Weiteres in einer der tiefsten Durchgangsstellen ins Wasser zu stürzen, das wie bei den bereits zurückgelegten mit Treibeis bedeckt war. Hier wie bei den andern Durchgangsstellen konnten wir auf keine andere Weise uns gegen die Gewalt der Strömung stemmen, als, indem wir Seite an Seite, Schulter gegen Schulter in einer paralell laufenden Linie hindurchwateten, so daß ein jeder Mann durch sämmtliche, unterhalb befindliche, gestützt war. Obwohl Madam Lane auf den Armen zweier kräftiger Männer über den Fluß getragen werden mußte, so löste sie die Aufgabe in jeder andern Hinsicht so gut, wie irgend einer von uns. Eine der größten Unannehmlichkeiten, welche den Gebrauch der Schneeschuhe begleiten, besteht darin, daß man sie abnehmen muß, wenn man einen Fluß betritt und wenn man aus dem Wasser kommt, wiederum genöthigt ist, sie über die nassen und hart gefrorenen Mocassins zu ziehen.

Ehe wir diesen Morgen zum Behuf des Frühstückens Halt machten, wateten wir fünfundzwanzig Mal durch den Fluß und darauf noch zwölf Mal, ehe wir das Lager aufschlugen; im Ganzen waren wir im Verlauf des Tages siebenunddreißig Mal durchgewatet.

Der Columbia windet sich hier in weitausgreifenden Linien durch ein stellenweise drei Meilen breites Thal, dessen Hintergrund mächtige Berge bilden, die ihre schneebedeckten Gipfel hoch in die Wolken heben und hier und da gewaltige Gletscher hervorbringen, welche die Strahlen der Sonne mit ungemeinem Glanze und prismatischer Schönheit zurückwerfen. Der letzte Theil des Weges führte durch einen schlammigen See oder Sumpf, der zwar zugefroren, jedoch nicht fest genug war, um uns zu tragen, so daß wir bis an die Kniee in einer dicken Masse von Schnee, Eis und Schlamm waten mußten, während auch nicht eine trockene Stelle da war, wo man einen Augenblick sich von der kaum zu ertragenden strengen Kälte hätte erholen können, der ich fast glaubte unterliegen zu müssen.

Endlich erreichten wir indessen Boat-Encampment gegen 5 p. m. halbtodt vor Kälte und Hunger, da wir seit der bereits als Frühstück von mir erwähnten Mahlzeit, welche aus einer kleinen Portion aus Pemmikan bereiteter Suppe bestand — denn in dieser Form machte man eine kleine Quantität am ergiebigsten — gar nichts genossen hatten. Bei unserer Ankunft fanden wir ein helllodernde Feuer und im Topf eine kochende Suppe aus von Fort Vancouver beschafftem Schweinfleisch und Korn, über welche ich so gierig herfiel, daß die Leute aus Besorgniß, ich möchte in meinem augenblicklichen erschöpften Zustande zu viel davon essen, höflich mit der Terrine sammt Inhalt abzogen.

Die Männer hatten neunundbreißig Tage hier auf unsere Ankunft gewartet

und würden den nächsten Tag nach Fort Vancouver zurückgekehrt sein, wenn nicht der Führer und M'Gillveray noch rechtzeitig genug eingetroffen wären, um sie daran zu hindern, denn sie glaubten, daß wir entweder durch die Indianer abgeschnitten worden, oder es unmöglich gefunden, die Berge zu überschreiten. Sie räumten in der That als Vorbereitung zu ihrer Abreise schon den Schnee aus den Booten. Wären unsere Boten nicht zur Zeit angelangt, so würde es uns Allen Verderben gebracht haben, da wir ohne Lebensmittel den Rückweg über die Berge nicht hätten machen können.

Ich machte keine Skizzen, als wir Boat-Encampment verließen, obwohl die Landschaft ungemein großartig war; denn die Schnelligkeit, mit der wir reisten und bei der Vorgerücktheit der Jahreszeit nothwendigerweise reisen mußten, hinderte mich daran, und da ich entschlossen war, auf demselben Wege zurückzukehren, so wußte ich, daß ich dann Zeit und Gelegenheit in Fülle haben würde. Ich werde deshalb nur einen flüchtigen Umriß meiner schnellen Reise nach Fort Vancouver geben, die bei einer Entfernung von 1200 Meilen stromabwärts auf dem Columbiaflusse in funfzehn Tagen von uns zurückgelegt wurde und später stromaufwärts mich vier Monate kostete.

16. Nov. Unsere beiden Boote waren nun fertig; sie waren nach Art der Canots geformt, mit rundem Dielenboden. Bei der Abfahrt von Boat-Encampment wird man durch eine außerordentlich großartige Landschaft gefesselt; ungeheure Berge treten auf beiden Seiten in immer weitere Ferne zurück. Wenige unter Denen, welche dies Tagebuch, umgeben von den Comforts des civilisirten Lebens, lesen, werden im Stande sein, sich die tiefempfundene Befriedigung vorzustellen, mit der wir die ermüdenden Schneeschuhe gegen die bequemen Boote austauschten und die peinliche Unruhe, in welche das nur halbbefriedigte Nahrungsbedürfniß uns versetzte, gegen das Behagen, das eine wohlgefüllte Speisekammer uns gab. Die zahllosen Stromschnellen des Columbiaflusses waren freilich nicht ohne ungewöhnliche Gefahren zu passiren, und wir mußten ununterbrochen alle unsere Energie und Geschicklichkeit anwenden, um dem durch sie drohenden Verderben zu entgehen, aber Gesundheit und fröhlicher Muth standen uns jetzt hülfreich zur Seite. Wir brauchten uns nicht länger mühsam und in Kleidern, die von dem Durchwaten der Ströme steif gefroren waren, dabei halb verhungert und mit der uns stets vorschwebenden Gewißheit durchzuarbeiten, daß, wie groß auch die Anstrengung und Ermattung sein mochte, das Ausruhen in den frostigen Einöden dieser düstern Berge, unfehlbar uns der Vernichtung preisgeben müßte.

Ungefähr drei Stunden nach unserm Aufbruch schossen wir die berühmte „Dalle de Mort“ hinab. Sie ist fast drei Meilen lang und die gefährlichste aller Stromschnellen des Columbia.

17. und 18. Nov. Wir passirten die beiden Seen und waren gezwungen, Tag und Nacht zu arbeiten, um das ruhige Wetter zu nutzen, wiewohl es ohne Unterlaß schneite.

19. Nov. Wir kamen wieder in die Strömung des Flusses, wo die Männer ungehindert ein paar Stunden schlafen konnten.

20. Nov. Gegen Mittag fuhren wir durch die „Little Dalle“, die aus einer Reihenfolge von gefährlichen Wirbeln besteht, welche nur mit der größten Vorsicht passirt werden können, und kamen glücklich um 6 Uhr Abends in Col-

ville an. Colville liegt herrlich, ungefähr eine Meile oberhalb der Fälle „la Chaudière“ oder Kesselfälle; dieselben übertreffen an Höhe alle übrigen Fälle des Columbia und nehmen ihren Namen von den runden Löchern her, welche das Wasser in den Felsen ausgehöhlt hat und die Kesseln von verschiedener Größe ähnlich sind. Hier wurden wir von dem Aufsichtführenden, Herrn Lougis, äußerst gastfreundlich bewirthet. Um diesen Fall zu umgehen, mußten wir unsere Boote zwei Meilen weit über einen zwei- oder dreihundert Fuß hohen Hügel tragen. Wir verweilten hierselbst drei Tage, während welcher die Männer nicht viel mehr thaten, als essen und schlafen. Es war zum Erstaunen, wie rasch ihr Aussehen sich änderte. Einige derselben hatten sich in ihrem Aeußern so zu ihrem Vortheil verwandelt, daß wir nur mit Mühe unsere Reisenden wiederzuerkennen vermochten.

23. Nov. Wir schlugen am Abend unser Lager einige Meilen unterhalb der Fälle auf. Während der Nacht krochen einige Indianer, die in der Nähe umhergeschlichen waren, in unsere Boote und stahlen einige Kleidungsstücke, was für uns sehr ärgerlich war, da unsere Garderobe ziemlich knapp war.

24. Nov. Wir kamen an der „Großen Stromschnelle“ an, auf welcher unsere Boote hinabgleiten mußten. Ich zog indessen vor, zu gehen, um einige Skizzen machen zu können. Ich war ungefähr drei Meilen am Ufer entlang gegangen und etwas verwundert, da ich die Boote noch nicht nachkommen sah, als ich im Wasser einen Gegenstand gewahr wurde, den ich anfänglich für den Kopf eines herüberschwimmenden Indianers hielt; deshalb setzte ich meine Flinte in Bereitschaft, für den Fall eines Angriffs, denn die Indianer der Umgegend gelten mit als die schlimmsten unter denen, die den Columbia umwohnen. Bei näherer Besichtigung fand ich, daß es die Kappe war, welche ich Madam Lane am Morgen hatte tragen sehen, und bald darauf erblickte ich die Patschruder und Stangenruder eines unserer Boote. Nun fing ich an, Befürchtungen zu hegen, daß Einigen unserer Gesellschaft ein Unglück begegnet sein möchte und kehrte sofort und so schnell als möglich nach der Stromschnelle zurück. Da erblickte ich eins der Boote, in dem Herr und Madam Lane sich befanden, in einer höchst gefährlichen Lage, indem es mitten in der Stromschnelle auf einen Felsen gerathen war, der es in der Seite gepackt. Das Verfahren der Männer bewies große Geistesgegenwart. Sobald das Boot auf den Felsen gestoßen, waren sie auf das Dalbord, zunächst dem Felsen, gesprungen und hielten durch ihr Gesammtgewicht das Fahrzeug in seiner Lage fest. Das Wasser schäumte und brauste um dasselbe mit schreckenerregender Heftigkeit; wäre es abgeglitten, so wären Alle unten zwischen den Felsen und Wirbeln zerschmettert worden; sie vermochten jedoch, sich in der Lage zu erhalten, bis die Mannschaft des andern Bootes, das glücklich die Stromschnelle hinabgefahren war, ausgeladen und das Boot wieder die Stromschnelle hinauf gezogen hatte. Darauf gelang es, den bedrohten Gefährten ein Seil zuzuwerfen. Doch war immer noch die sehr große Gefahr vorhanden, daß sie durch das Herbeiziehen des leeren Bootes sich selbst vom Felsen hinunterschieben möchten; endlich gelang es durch die Vorsicht, mit der sie zu Werke gingen, das Boot heranzuziehen und es sicher zu besteigen. Einen Augenblick später glitt das Boot vom Felsen und zerschellte. Alles, was vom Wasser getragen wurde, fischten wir nachher auf, doch gingen uns viele nützliche und nothwendige Gegenstände verloren.

In Folge dieses Mißgeschicks mußten wir über Land nach Colville schicken, um ein zweites Boot zu erlangen. Dies verursachte einen Aufenthalt, der bis zum 26. dauerte. Wir setzten nun unsere Reise schnell und sicher fort und langten am Abend des 28. November in Okanagan an. Unsere Vorräthe waren knapp geworden, und wir mußten eins der zum Etablissement gehörenden Pferde erschießen, das wir brieten und recht schmackhaft fanden. In der Verlegenheit, in welcher wir waren, aßen einige der Männer mit solcher Gier davon, daß sie den folgenden Tag nicht arbeiten konnten.

29. Nov. Wir setzten unsere Reise fort und kamen in vier Tagen bei Fort Walla=Walla an. Hier blieben wir bis zum 4. December, worauf wir den Theil des Landes betraten, der jährlich von einem fünf Monate fast ununterbrochen anhaltenden Regen heimgesucht wird, und während des noch übrigen Theils unserer Reise bis Fort Vancouver, das wir am 8. December erreichten, waren wir in unsern offenen Booten unaufhörlichen Güssen ausgesetzt. Herr Douglas und Herr Ogdan, die beiden Hauptfaktoren, denen das Fort anvertraut war, kamen ungefähr eine halbe Meile weit zum Landungsplatz herunter, um uns bei unserer Ankunft, auf welche sie bereits zu hoffen aufgehört hatten, zu bewillkommnen, und führten uns nach dem Fort, wo wir mit der freigebigsten Gastfreundlichkeit bewirthet wurden.

---

## Zwölftes Kapitel.

Fort Vancouver. — Die Plattköpfe. — Erbliche Namen. — Cassanov. — Durch Fieber angerichtete Verheerung. — Das Zeichen eines Sklaven. — Eine unbrauchbare Sprache. — „Clark how are you?“ — Empörende Gewohnheiten. — Chinook=Costüm. — Wasserdichte Körbe. — Wie die Camas gekocht wird. — Chinook=Oliven. — Chinook=Hütten. — Gutgelaunte Spieler.

Fort Vancouver, mit dem indischen Namen Katchut=qua oder „die Ebene“ genannt, ist der bedeutendste Posten im Gebiete der Hudson's=Bay=Compagnie und wird gewöhnlich von zwei Faktoren nebst acht oder zehn Schreibern und 200 Reisenden bewohnt. Unsere Gesellschaft erfreute sich auch einer belebenden Zugabe durch die Officiere des königlichen Kriegsschiffes „Modeste“, welches schon zwei Jahre lang auf dieser Station verweilte und dem Etablissement gegenüber im Flusse lag. Die Gebäude sind von ungefähr sechzehn Fuß hohen, starken Piketen umgeben und für die Kanonen sind an den Ecken Bastionen angebracht. Die Männer leben mit ihren indianischen Frauen am Rande des Flusses in Loghütten, die ein förmliches kleines Dorf bilden, ein vollständiges Babel, da die Einwohner aus einer Mischung Franzosen, Engländer, Irokesen, Sandwich=Insulaner, Crees und Chinooks bestehen.

Der Columbia ist hier, neunzig Meilen von seiner Mündung, ein und eine Viertelmeile breit; das Land ist ringsumher gut bewaldet und fruchtbar; die Eichen

und Fichten gehören zu den allerschönsten. Ungefähr acht Meilen weiter stromaufwärts ist eine große Farm, auf welcher mehr Getreide gebaut wird, als das Fort verbrauchen kann; der Ueberschuß wird nach den Sandwich-Inseln und nach den russischen Besitzungen geschickt. Ungeheure Heerden von zahmen, gehörnten Rindern laufen wild herum und man kennt ihre Zahl nicht; eben so zahlreich sind die Schafe und Pferde. Nach der ersten Einführung aus Californien wollte der damalige Aufseher Dr. M' Lauglin nicht gestatten, daß gehörnte Rinder für den Bedarf des Etablissements getödtet wurden, ehe nicht die Zahl derselben die Höhe von 600 erreicht; dadurch haben sie sich über alle Berechnung hinaus vermehrt. Während der fünf Herbst- und Wintermonate regnet es fast unaufhörlich, und Schnee und Frost kommt nur spärlich vor. Jedoch war der Fluß im Laufe des Winters, den ich dort zubrachte, eine kurze Zeit zugefroren; er wurde aber auch als der kälteste bezeichnet, den man je erlebt. Die übrigen sieben Monate ist das Wetter trocken und schwül.

Die Plattkopf-Indianer trifft man an den Ufern des Columbia-Flusses von der Mündung desselben östlich bis an die Fälle — eine Entfernung von ungefähr 150 Meilen. Sie erstrecken sich von der Mündung des Walhamette-Flusses an dreißig bis vierzig Meilen hinauf und durch den, zwischen dem Walhamette und Fort Astoria — jetzt Fort George genannt — liegenden Distrikt. Nach Norden hin findet man sie längs des Cowlitz-Flusses und desjenigen Landstriches, der zwischen ihm und Puget's-Sund liegt. Sie bewohnen zwei Drittel der Vancouver's-Insel und die Küsten von Puget's-Sund und von der Wasserstraße von Juan de Fuca.

Die Plattköpfe zerfallen in zahlreiche Stämme, von denen jeder seinen eigenen besondern Wohnort hat und sich von den andern mehr oder weniger durch Sprache, Sitten und Gebräuche unterscheidet. Die sich in der Nähe des Forts aufhaltenden sind in der Mehrzahl Chinooks und Klickataats und werden von einem Häuptling, Namens Casanov, regiert. Für diesen Namen giebt es keine Uebersetzung; die Indianer auf der Westseite der Rocky-Mountains weichen von denen der Ostseite dadurch ab, daß sie erbliche Namen haben, an die sich keine besondere Bedeutung zu knüpfen scheint und deren Ursprung in vielen Fällen vergessen ist.

Casanov ist ein Mann von vorgerücktem Alter und wohnt meistentheils in Fort Vancouver. Ich entwarf sein Bild während meines Aufenthalts im Fort. Vor 1829 galt Casanov als ein mächtiger Häuptling und konnte 1000 Mann in den Kampf führen, aber im eben erwähnten Jahre wurde durch die Hudson's-Bai-Compagnie und die Auswanderer aus den Vereinigten Staaten der Pflug zum ersten Mal in Orgon eingeführt, und die bisher als sehr gesund betrachtete Gegend ward fast gänzlich durch kaltes Fieber und Wechselfieber entvölkert.

Seine eigene, aus zehn Frauen, vier Kindern und achtzehn Sklaven bestehende Familie schmolz in einem Jahre bis auf eine Frau, ein Kind und zwei Sklaven zusammen. Casanov ist ein für einen Indianer ungewöhnlich begabter Mann und hat den großen Einfluß, welchen er auf seinen Stamm ausübt, hauptsächlich vermöge der abergläubischen Scheu, die derselbe vor ihm hat, sich zu erhalten gewußt. In seiner frühern Lebenszeit hielt er viele Jahre lang einen Mörder im Solde, um irgend welche ihm mißliebige Individuen, gegen die er

eine persönliche Feindschaft hegte, aus dem Wege zu räumen. Dieser Bravo, dessen Beschäftigung kein Geheimniß war, ging unter dem Namen Casanov's-Scoocoom oder „der böse Geist". Endlich verliebte sich derselbe in eine von Casanov's Frauen und ging mit ihr durch. Casanov gelobte Rache, aber das Paar wich lange Zeit seinen Nachsuchungen aus, bis er eines Tags sein Weib in einem Canot, nicht weit von der Mündung des Cowlitz-Flusses, traf und sie auf der Stelle erschoß. Endlich gelang ihm auch noch die Ermordung des Liebhabers.

Einige Jahre vor meiner Ankunft in Fort Vancouver hörte Herr Douglas, der damals die Verwaltung hatte, von seiner Amtsstube aus einen Schuß innerhalb der Thore. Da dies eine Verletzung der Disciplin war, eilte er hinaus, um die Ursache eines so ungewöhnlichen Vorkommnisses zu ergründen und fand einen von Casanov's Sklaven über den Körper eines Indianers gelehnt, den er soeben getödtet hatte und im Begriff, scheinbar gleichgültig, seine Flinte von Neuem zu laden, während Casanov selbst dabei stand. Als Herr Douglas die Stelle erreichte, sagte ihm Casanov, sich entschuldigend, daß der Mann den Tod verdient habe, zufolge der Gesetze des Stammes, welcher, ebenso wie die Weißen, der Beschaffenheit des Vergehens entsprechende Strafen verhänge. In diesem



Fall handelte es sich um eins der größten Verbrechen, deren sich ein Indianer schuldig machen kann, das ist die Beraubung der Begräbniß-Canots. Herr Douglas gestattete ihm, nachdem er ihm einen scharfen Verweis ertheilt, mit dem Todten sich zu entfernen.

Wie heilig auch die Indianer ihre Begräbnißplätze halten, so ließ doch Casanov selbst, kurz nach obiger Begebenheit, seinen einzigen Sohn auf dem Kirch-

hof des Forts begraben. Er starb an der Schwindsucht, einer unter den Indianern sehr gewöhnlichen und ohne Zweifel dadurch zu erklärenden Krankheit, daß sie sich fortwährend den plötzlichen Witterungswechseln aussetzen müssen. Der Sarg ward hinreichend weit gemacht, um alles Nöthige zu fassen, dessen er zu seinem Behagen und seiner Bequemlichkeit im Reich der Geister bedürfen möchte. Der Kaplan des Forts las am Grabe die gewöhnlichen Gebetsformeln und nach dem Schlusse der Ceremonie kehrte Casanov in seine Behausung zurück und machte, wie weiterhin erzählt wird, noch denselben Abend einen Angriff auf das Leben der heimgesuchten Mutter, die eine Tochter des allgemein unter dem Namen „König Comcomly" bekannten großen Häuptlings war, dessen in Washington Irvings „Astoria" so schön erwähnt wird. Sie war früher die Frau eines Herrn Mc. Dougall, der sie ihrem Vater, wie man vermuthete, für den enormen Preis von zehn Gegenständen jeglicher Art, die damals in Fort Astoria vorhanden, wie z. B. Flinten, Messer, Beile ꝛc., abgekauft hatte. Comcomly handelte indessen bei dieser Veranlassung mit unerwarteter Freigiebigkeit, indem er ihren Pfad vom Canot bis zum Fort mit Seeotterhäuten, die damals zahlreich und werthvoll waren, jetzt aber selten sind, bedeckte und dieselben als ein Heirathsgut darbot, das in Wirklichkeit bei weitem den Werth der Gegenstände übertraf, nach denen es abgeschätzt worden war. Nachdem Herr Mc. Dougall das indianische Land verlassen, wurde sie Casanov's Frau.

Es herrscht unter den Häuptlingen die allgemeine Ansicht, daß sie und ihre Söhne zu wichtig sind, um auf natürliche Weise sterben zu können, und wenn ein Todesfall sie trifft, so schreiben sie ihn dem böswilligen Einfluß einer andern Person zu, die sie oft auf höchst unerklärliche Weise als die schuldige bezeichnen, indem sie sogar häufig auf die fallen, welche ihnen und dem Verstorbenen die liebste gewesen. Die dergestalt erwählte Person wird ohne Schwanken geopfert. Bei dieser Veranlassung kam Casanov auf die trauernde Mutter, obwohl dieselbe während der Krankheit des Sohnes eine seiner eifrigsten und hingebendsten Pflegerinnen gewesen und unter mehren Frauen, die er hatte, am meisten geliebt wurde. Die Indianer auf der Westseite der Berge hegen aber allgemein den Glauben, daß, je größer die Entbehrung ist, die sie sich auferlegen, desto größer der Beweis, den sie von ihrem Kummer geben und desto wohlgefälliger dem abgeschiedenen Geiste. Casanov gab mir noch außerdem einen Beweggrund an, der ihn zu dem Wunsche bestimmt hatte, sein Weib zu tödten; da er nämlich gewußt, daß sie dem Sohne so nützlich und demselben zu seinem Glücke so nothwendig gewesen, so habe er sie ihm als seine Gefährtin auf die lange Reise mitgeben wollen. Sie entfloh jedoch in die Wälder und erreichte am nächsten Morgen das Fort, wo sie um Schutz flehte; man verbarg sie demzufolge ein paar Tage, bis ihre eigenen Verwandten sie nach Chinook-Point heimführten. Inzwischen fand man im Walde eine ermordete Frau und die allgemeine Stimme schrieb die Tödtung Casanov oder einem seiner Sendlinge zu.

Ich kann hieran die Erzählung einer traurigen Begebenheit knüpfen, welche sich in Neu-Caledonien am Thongson-Flusse ereignete und diesen sonderbaren Aberglauben zu veranschaulichen vermag.

Ein Häuptling starb und seine Witwe hielt ein Opfer für unumgänglich nothwendig, da aber ihre Wahl auf eine zu wichtige Person gefallen war, so

konnte sie längere Zeit ihren Zweck nicht erreichen; endlich vermochte der Neffe des Häuptlings den unaufhörlichen Spott, mit dem sie ihn der Feigheit bezichtigte, nicht länger zu ertragen, ergriff seine Flinte und machte sich auf den Weg nach dem Fort der Compagnie, das ungefähr zwanzig Meilen von dort am Flusse gelegen ist. Bei seiner Ankunft wurde er von dem verwaltenden Vorstand, Herrn Black, höflich aufgenommen; derselbe drückte ihm sein großes Bedauern über den Tod seines alten Freundes, des Häuptlings, aus; als er ihm etwas zu essen und einigen Tabak gegeben, wandte sich Herr Black, um die Stube zu verlassen, indem er aber die Thür öffnete, traf ihn ein Schuß seines verrätherischen Gastes in den Rücken, der ihn sofort tödtete. Dem Mörder gelang es, aus dem Fort zu entfliehen; doch der Stamm, welcher mit warmer Liebe an Herrn Black hing, nahm die Rache auf sich und hetzte ihn zu Tode. Dies geschah mehr, um die hohe Achtung zu beweisen, in welcher Herr Black bei demselben gestanden, als aus einem, das gewöhnliche Opfer mißbilligenden Bewußtsein.

Unter den Chinooks habe ich nie von irgend einer Tradition gehört, die sich auf ihren Ursprung bezogen hätte, wenngleich solche Traditionen unter denen, welche die Ostseite der Rocky Mountains bewohnen, sehr gewöhnlich sind. Sie glauben an keinen zukünftigen Strafzustand, obwohl sie sich in dieser Welt unter dem Einfluß der boshaften Anschläge des Scoocoom oder des bösen Geistes wähnen, dem sie alles Unglück und Mißlingen zuschreiben, das sie trifft. Der gute Geist wird Hias Soch-a-li Ti-y ah genannt, das heißt das große Oberhaupt, von dem sie alles Gute in diesem Leben empfangen und in dessen friedliche und glückliche Jagdgefilde sie mit der Zeit Alle eingehen werden, um immerdar in Behagen und Ueberfluß daselbst zu wohnen.

Die Chinooks- und Cowlitz-Indianer treiben den Gebrauch, die Köpfe platt zu drücken, weiter als irgend ein anderer der Plattkopf-Stämme. Das Verfahren dabei ist folgendes: Die indianischen Mütter tragen Alle ihre Kinder festgeschnallt auf ein mit Moos oder mit den lockern Fasern der Cederrinde bedecktes Brett, und, um den Kopf des Kindes flach zu drücken, legen sie ein Polster auf dessen Stirn und darüber ein Stück glatte Baumrinde, die vermittels eines ledernen, durch an beiden Seiten des Brettes angebrachte Löcher gezogenen Bandes befestigt ist und dicht auf die Stirne gepreßt liegen bleibt, während ein Kissen von Gras oder Cederfasern hinten im Genick liegt, um den Hals zu stützen. Dies Verfahren beginnt bei der Geburt des Kindes und wird acht oder zwölf Monate hindurch fortgesetzt, nach welcher Frist der Kopf seine natürliche Gestalt verloren und die eines Keils erhalten und dadurch, daß der vordere Theil des Schädels flach und nach dem Wirbel hin höher ist, ein höchst unnatürliches Aussehen gewonnen hat.

Nach dem Grade zu schließen, bis zu welchem diese Unnatur getrieben wird, sollte man meinen, daß das Verfahren mit großen Schmerzen für das Kind verknüpft wäre, doch habe ich die Säuglinge niemals schreien, noch wimmern hören, obgleich die Augen durch den starken Druck aus dem Kopfe zu treten schienen; sie weinten, wie ich bemerkte, im Gegentheil gerade, wenn die Schnürbinden entfernt wurden, so lange, bis man sie ihnen wieder anlegte. Aus der augenscheinlichen Stumpfheit, in der sich die Kinder befinden, so lange der Druck dauert, möchte ich schließen, daß derselbe einen Zustand der Betäubung oder Empfindungs-

losigkeit hervorbringt, und daß die Wiederkehr zum Bewußtsein, welche das Aufheben desselben verursacht, natürlicherweise ein Gefühl des Schmerzes zur Folge hat.

Diese unnatürliche Operation scheint indessen auf die Gesundheit nicht nachtheilig einzuwirken, denn die Sterblichkeit ist unter den Kindern der Plattkopf-Indianer nicht merklich größer, als unter denen anderer indianischer Stämme; ebensowenig scheinen die geistigen Fähigkeiten darunter zu leiden. Die Plattköpfe gelten allgemein in Hinsicht ihrer Geistesanlagen für vollkommen ebenso begabt, wie die umwohnenden Stämme, welche ihre Köpfe der natürlichen Form überlassen und gerade aus den Rundköpfen nehmen die Plattköpfe ihre Sklaven, wie sie auch selbst die Weißen wegen ihrer runden Köpfe mit Geringschätzung betrachten, da sie den platten Kopf als ein unterscheidendes Merkmal der Freiheit ansehen.

Die Chinooks reißen, wie alle Indianer, den Bart bei seinem ersten Erscheinen aus. Die Sklaverei besteht unter ihnen noch in beträchtlichem Maße und wenn man bedenkt, wie sehr sie selbst unterdrückt und gelichtet worden sind, so muß man die Zahl der Sklaven bedeutend finden. Diese verschaffen sie sich gewöhnlich aus dem Chastay-Stamme, der in der Nähe des Umqua, eines südlich vom Columbia in den stillen Ocean sich ergießenden Flusses wohnt. Zuweilen werden dieselben von Kriegerschaaren geraubt, doch werden Kinder häufig ihrem eigenen Volke abgekauft. Diesen pressen sie den Kopf nicht platt, auch darf kein Kind von irgend einem derselben, selbst wenn sein Vater ein Chinook wäre, dieses Vorrecht genießen. Die Sklaverei, in der sie gehalten werden, ist von der allerherabwürdigendsten Art. Die Chinook-Männer und Weiber behandeln sie sehr hart und verfügen nach Belieben über ihr Leben. Ich zeichnete eine Chastay-Sklavin, bei welcher der untere Theil des Gesichts, von den Mundwinkeln bis an die Ohren und abwärts blau tättowirt war. Die Männer dieses Stammes tättowiren sich nicht, sondern malen ihre Gesichter wie andere Indianer.

Ich möchte gern von der barbarischen Sprache dieses Volkes eine Probe geben, wenn es möglich wäre, durch irgend eine Zusammenstellung der Bestandtheile unseres Alphabets die schauderhaften, harten, sprudelnden Töne darzustellen, welche scheinbar ohne die leitende Beihülfe von Zunge oder Lippen aus ihren Kehlen hervorgehen. Es ist so schwer, eine Herrschaft über ihre Sprache zu erlangen, daß, mit Ausnahme der unter ihnen Gebornen, Niemand im Stande gewesen ist, sie zu erlernen. Ihnen selbst ist es indessen durch ihren Verkehr mit den englischen und französischen Händlern gelungen, auf ihre Weise einige Wörter dieser beiden Sprachen mit ihrer eigenen zu vermischen und sich ein Kauderwelsch zu bilden, das sicherlich barbarisch genug, aber für die Verständigung mit den Handeltreibenden dennoch hinreichend ist. Dieses Patois erlernte ich binnen einer kurzen Zeit und vermochte mit der Mehrzahl der Häuptlinge mich ziemlich geläufig zu unterhalten; ihr gewöhnlicher Gruß ist: Clak-hoh-ah-y ah und rührt, wie mir däucht, wohl daher, daß sie in den ersten Zeiten des Pelzhandels einen Herrn, Namens Clark, von seinen Freunden mit den Worten: „Clark, how are you?“ (Clark, wie befindest Du Dich) haben anreden hören. Dieser Gruß wird jetzt jedem Weißen geboten, da ihre eigene Sprache keinen dem entsprechenden

Ausdruck besitzt. Sie zeichnet sich auch dadurch aus, daß sie keine Flüche noch irgend welche Wörter enthält, welche Dank oder Erkenntlichkeit bezeichnen.

Ihre Gewohnheiten sind im höchsten Grade schmutzig; ihr Körper wimmelt von Ungeziefer und eine ihrer Hauptvergnügungen besteht darin, sich gegenseitig diese ekelhaften Insekten vom Kopfe zu lesen und sie zu essen. Als ich einmal einen Indianer fragte, warum er sie äße, antwortete er: „weil sie ihn bissen und es seinem Rachegefühl wohlthäte, sie wieder zu beißen." Es wäre natürlich anzunehmen, daß sie aus Mangel an Kämmen dergestalt heimgesucht sind, oder weil ihnen andere Mittel fehlen, die lästigen Gäste los zu werden; doch das ist nicht der Fall, denn sie sind stolz darauf, solche Gefährten mit sich herum zu tragen und ihren Freunden Gelegenheit zu geben, sich an der Jagd und Verspeisung derselben zu vergnügen.

Das Costüm der Männer besteht aus einem Gewand, das, aus dem Fell der Moschusratte gefertigt, so groß wie eine unserer gewöhnlichen Decken ist und über die Schulter geworfen wird; Hose, Mocassins und Beinumwickelung fehlen. Der Anzug, in welchem Casanov auf dem Bilde dargestellt ist, war ein Geschenk, das er von einem Freunde aus Walla=Walla erhalten. Das Malen des Gesichtes ist bei ihnen nicht sehr gebräuchlich, es sei denn bei außergewöhnlichen Veranlassungen, wie z. B. bei dem Tode eines Verwandten, irgend einer festlichen Feier oder einem kriegerischen Ausflug. Die weibliche Kleidung besteht aus einem Gürtel von Cederrinde, mit einer dichten Masse von Schnüren aus demselben Material, welche, von demselben ausgehend, rings herum fast bis an die Kniee herabhängen. Dies ist ihr einziger Sommeranzug. Bei sehr strengem Wetter fügen sie indessen die Moschusratten=Decke hinzu. Auch machen sie eine andere Art Decke aus der Haut der wilden Gänse, die hier in großer Menge gefangen werden. Die Haut wird mit den Federn dem Vogel abgezogen und in Streifen geschnitten, die dergestalt gedreht werden, daß die Federn auf die Außenseite kommen. Das bildet eine Federschnur, welche dann so zusammengeknüpft wird, daß eine Decke daraus entsteht, bei welcher die Federn die Maschen ausfüllen, wodurch die Hülle leicht und sehr warm ist. Im Sommer beseitigt man sie ganz und gar, da sie durchaus nie aus Anstandsgefühl getragen wird. Die Männer gehen ganz nackt, wiewohl die Weiber immer den Lederrock tragen.

Da das Land, welches von den Chinooks bewohnt wird, fast gar kein Pelzwerk liefert, so haben sie nur wenig Gegenstände, in denen sie mit den Weißen Handel treiben können. Dieser Umstand und ihre Trägheit, die durch die Leichtigkeit befördert wird, mit welcher sie sich Fische, ihre Hauptnahrung, zu verschaffen vermögen, halten sie davon ab, Schmucksachen von europäischer Fabrik zu erlangen und man sieht nur selten etwas der Art bei ihnen.

Die Chinooks beweisen im Vergleich mit einigen der Stämme auf der Ostseite der Rocky Mountains, wenig Geschmack sowohl in der Ausschmückung ihrer eigenen Person, wie auch ihrer Waffen und häuslichen Geräthschaften. Die einzigen Geschirre, in denen meine Augen etwas, das ihrem Geschick in Hinsicht der Verzierung Ehre machte, entdecken konnten, waren aus Horn geschnittene Schalen und Löffel und aus Wurzeln und Gras so dicht geflochtene Körbe, daß sie ganz den Zwecken eines Eimers zum Halten und Tragen des Wassers entsprachen. In diesen kochen sie sogar ihre Fische. Das geschieht, indem sie den

Fisch in einen Korb thun, der mit Wasser gefüllt ist, in welches letztere sie glühendrothe Steine werfen, bis der Fisch gar ist; ich habe sie Fische auf diese Weise ebenso schnell bereiten sehen, als ob unsere eigenen Leute sie in einem Kessel über dem Feuer gekocht hätten. Das einzige Gemüse, das unter ihnen als Nahrung gebräuchlich ist, sind die Camas und Wappatoo. Die Camas ist eine der Zwiebel äußerlich sehr ähnliche Knolle, die jedoch gekocht mehr der Kartoffel gleicht und eine sehr gute Speise hergiebt. Die Wappatoo ist derselben etwas ähnlich, aber größer und nicht so trocken und so zart von Geschmack. Man findet sie in ungeheurer Menge auf den in der Nachbarschaft von Fort Vancouver befindlichen Ebenen und im Frühjahr gewähren sie einen höchst eigenthümlichen und schönen Anblick, indem die ganze Oberfläche durch die zahllosen Blüthen dieser Pflanze wie ein ununterbrochener hoch=ultramarinblauer Teppich erscheint. Man kocht die Frucht, indem man ein Loch in der Erde gräbt, in das man eine Lage heißer Steine thut, die man mit trockenem Grase bedeckt, auf welches die Knollen kommen, die wiederum mit einer Lage Gras bedeckt werden, während obenauf Erde geschüttet wird, wobei man ein kleines Loch durch dieselbe und durch das Gras bis an die Knollen heran bohrt. In dieses Loch gießt man Wasser, das, indem es mit den heißen Steinen in Berührung kommt, gerade hinreichenden Dampf entwickelt, um in kurzer Zeit die Frucht gar zu kochen. Das Loch muß gleich nach dem Eingießen des Wassers zugestopft werden. Auf diese erfinderische Weise kochen sie auch oft ihre Fische und ihr Wild.

Einen anderen Artikel, dessen sie sich zu ihrer Nahrung bedienen, könnte ich, seiner ekelhaften Beschaffenheit halber, beinahe versucht gewesen sein, zu übergehen, wenn er nicht für die Chinook=Indianer, wegen seiner Außergewöhnlichkeit und weil er nur von ihnen genossen wird, besonders bezeichnend wäre. Die Weißen haben ihm den Namen: Chinook=Oliven beigelegt und er wird folgendermaßen bereitet: Ungefähr ein Scheffel Eicheln wird in ein zu diesem Zweck dicht am Eingang der Behausung oder Hütte gegrabenes Loch gelegt und mit einer dünnen Schicht Gras bedeckt, auf welches etwa ein halber Fuß hoch Erde aufgeschüttet wird. Jedes Mitglied der Familie betrachtet von nun an dieses Loch als eigens dazu bestimmt, seinen Urin aufzunehmen, der durch keine Veranlassung dem ihm gesetzlich angewiesenen Aufbewahrungsort entzogen werden darf. In diesem Loche läßt man die Eicheln vier bis fünf Monate liegen, ehe man sie als für den Gebrauch geeignet betrachtet. Wie ekelerregend eine so duftige Zubereitung Menschen, die dem civilisirten Leben angehören, erscheinen müßte, so wird sie von den Chinooks doch als das Delikateste angesehen, was es nur irgend geben kann.

Während der Zeit, in welcher die Chinooks mit dem Einsammeln der Camas und mit dem Fischfang beschäftigt sind, leben sie in Hütten, welche aus einigen, mit Binsenmatten gedeckten Stangen errichtet sind, die man leicht von Ort zu Ort bewegen kann, aber in den Dörfern bauen sie dauernde Hütten aus gespaltenen Cedernbrettern. Nachdem sie eine trockene Stelle für die Hütte ausgewählt haben, wird ein drei Fuß tiefes und an zwanzig Fuß im Geviert betragendes Loch gegraben. Um die Seiten herum werden viereckige Cedernbretter eingesenkt, welche etwa vier Fuß über die äußere Erdfläche sich erheben und durch Stricke und gedrehte Wurzeln miteinander verbunden sind. An jedem Ende wird in der Mitte

ein Pfahl eingesenkt, der oben mit einer Gabel versehen ist, auf welche die First=stange gelegt wird; von dieser werden Bretter schräg nach den aufrechtstehenden Brettern zu gereiht und ebenso befestigt. Im Innern sind ringsherum Schlaf=plätze angebracht, einer über dem andern, fast wie die Kojen auf einem Schiffe, jedoch größer. Im Mittelpunkt dieser Hütte wird das Feuer gemacht und der Rauch entschlüpft durch ein Loch, das zu diesem Behuf im Dache offen gelassen ist.

Das Feuer erlangt man mittels eines kleinen flachen Stückes von trockenem Cedernholz, in welches eine kleine Höhlung geschnitten ist, nebst einem Kanal, durch den die angezündete Holzkohle hingleiten kann; auf diesem Stück sitzt der Indianer, um es festzuhalten, während er einen runden Stab von demselben Holze rasch zwischen den Handflächen wie einen Quirl spielen läßt, indem die Spitze in die Höhlung des flachen Brettes gepreßt ist. In sehr kurzer Zeit fangen Funken an, durch den Kanal auf fein gesplitterte Cedernrinde zu fallen, die darunter gelegt ist und die bald zündet. Es gehört ein besonderer Kniff da=zu, dies zu thun, doch die, welche daran gewöhnt sind, vermögen das Feuer sehr bald anzufachen. Die Männer tragen gewöhnlich diese Stäbe mit sich herum, da sie, wenn man sie erst einmal gebraucht hat, viel schneller das Feuer hervor=bringen.

Die einzigen volksthümlichen Waffen, die ich bei ihnen gesehen habe, waren Bogen und Pfeile; dieser bedienen sie sich mit großer Gewandtheit. Ihre Canots bestehen aus Cedernstämmen, die mittelst Feuers ausgehöhlt und mit steinernen Aexten geglättet werden. Einige derselben sind sehr groß, da die Ceder in dieser Gegend eine ungeheure Höhe erreicht. Sie werden sehr leicht gebaut und ihre Form macht sie geeignet, sehr stürmischen Wogen zu widerstehen.

Die Hauptunterhaltung der Chinooks bildet das Spiel, dem sie sich sehr leidenschaftlich hingeben. So oft man das Lager besucht, hört man den ewigen, zum Spiele tönenden Gesang „he hah ha", zu dem das Schlagen mit kleinen Stäben auf irgend einen hohlen Stoff die Begleitung bildet. Sie haben nur wenig Spiele. Dasjenige, welches am häufigsten von ihnen gespielt wird, ist folgendes: sie halten in jeder Hand einen kleinen Stab von der Dicke eines Gänse=kiels und ungefähr anderthalb Zoll lang; der eine ist ohne Abzeichen und der andere unterscheidet sich durch einen kleinen Faden, mit dem er umwunden ist. Der Gegner muß rathen, in welcher Hand der bezeichnete Stab sich befindet. Ein Chinook ist im Stande, dieses einfache Spiel ganze Tage und Nächte zu treiben, bis er alles, was er besitzt, zuweilen selbst sein Weib, verspielt hat. Sie spielen indessen mit großem Gleichmuth, und es ist mir niemals vorgekommen, daß der Verlierende seinen vom Glück begünstigteren Gegner im mindesten es hätte entgelten lassen. Sie betrügen, wenn es irgend geht und sind stolz, wenn der Betrug gelingt; werden sie dabei ertappt, so hat dies keine unangenehmen Folgen; die Partei, welche sich die Täuschung zu Schulden kommen ließ, wird blos ausgelacht und man gestattet ihr, den Fehler gut zu machen. Mit großem Vergnügen treiben sie ein Ballspiel, das sie auf gleiche Weise spielen, wie die Cree=, Chippewa= und Sioux=Indianer. Zwei Stangen werden eine Meile weit auseinander aufgepflanzt, und die Gesellschaft theilt sich in zwei Banden, die mit Stöcken bewaffnet sind, an deren Ende sich ein Ring oder Reifen befindet, mit dem der Ball aufgehoben und weit fortgeschleudert wird; jede Schaar bemüht

sich, den Ball über ihr eigenes Ziel hinauszuwerfen. Zuweilen sind bis hundert auf jeder Seite, und das Spiel geht unter viel Lärm und Aufregung vor sich. Bei diesem Spiele machen sie hohe Wetten und gewöhnlich wird es zwischen Stämmen oder Dörfern gespielt. Die Chinooks haben ziemlich gute Pferde und lieben Pferderennen, wobei sie ebenfalls bedeutend wetten. Sie sind geübte und furchtlose Reiter.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Abreise von Fort Vancouver. — Sieben Grad unter Null. — Die Zauberkugel. — Einer, der sich mit den Indianern messen kann. — Eine Jesuiten-Mission. — Hazard-Spiel mit Gesangbegleitung. — Jagd auf wilde Kälber. — Der Frack mit Schwalbenschwänzen. — Ein Vulcan, in dem Gespenster hausen. — Der Dreikanter. — Die Canots der Todten. — Das Stehlen eines guten Namens. — Die Prairie de Bute.

Ich blieb ungefähr einen Monat in Fort Vancouver und reiste am 10. Januar 1847 mit Herrn Mackenlin, einem bedeutenden Handelsmann, nach der Stadt Oregon, wo die Compagnie ein Etablissement hat. Nachdem wir fünf Meilen auf dem Columbia hinabgefahren, traten wir in die Mündung des Walhametto-Flusses ein und fuhren auf demselben fünfundzwanzig Meilen nach der Stadt Oregon hinauf und an zwei künftigen Städten vorüber. Die eine bestand aus nur zwei Häusern, und die andere war nicht viel weiter vorgeschritten. Die Stadt Oregon hat ungefähr vierundneunzig Häuser und zwei- bis dreihundert Einwohner. Sie besitzt eine methodistische und eine römisch-katholische Kirche, zwei Hotels, zwei Getreidemühlen, drei Sägemühlen, vier Magazine, zwei Uhrmacher, einen Waffenschmied, einen Advocaten und Aerzte ad libitum. Die Stadt liegt nicht weit von dem Wasserfall des' Walhamette, welcher hier an zweiunddreißig Fuß Höhe hat.

Die Wasserprivilegien gehören zu den bedeutendsten und zu den allerbequemsten. Dr. M'Laughlin erlangte zu Anfang den Pacht des Platzes und jetzt ist er Eigenthümer der Hauptmühlen. Der Umstand, daß die Fahrzeuge sich der Stadt wegen der Stromschnellen nur bis auf funfzehn Meilen nähern können, beeinträchtigt indessen sehr ihr Gedeihen. Oberhalb, am äußersten schiffbaren Theile des Stromes, wächst allmälig eine Stadt empor, welche eventuell in commercieller Entfaltung Oregon gleichkommen, wo nicht selbst es in den Schatten stellen wird. Am Morgen nach unserer Ankunft stand der Thermometer auf 7° unter Null. Eine so strenge Kälte hatten die ältesten Bewohner dieser Gegenden nicht erlebt. In Folge derselben starb, da es hier niemals unter Dach gebracht wird, fast alles Vieh, das sich acclimatisirt hatte. Auch der Columbia war zugefroren, — ein Fall, der sich noch nie ereignet — und meine Reise daher für eine Weile unterbrochen; doch war ich in Herrn Mackenlin's Hause höchst behaglich geborgen, und er unterhielt mich während der langen Winterabende durch

seine interessanten Erzählungen aus dem Leben der Indianer, mit welchen er sehr vertraut war. Ich will einige seiner Anekdoten zum Besten geben.

Während er die Verwaltung eines südlich vom Columbia gelegenen Forts in Neucaledonien über sich hatte, wurde ihm ein Carat — drei Pfund — Tabak gestohlen. Es war dies damals sein ganzer Vorrath und der Verlust daher ein sehr bedeutender. Da er vermuthete, daß es ihm von den Indianern entwendet worden sei, welche zu der Zeit in beträchtlicher Anzahl in der Umgebung des Forts Handel trieben, so bat er den Häuptling, den ganzen Stamm zu einer Rathsversammlung zusammen zu rufen, indem er ihm eine Mittheilung zu machen habe. Demzufolge stellten sie sich Alle ein und kauerten im Kreise nieder, in dessen Mittelpunkt sie einen freien Platz ließen; auf diesen begab er sich mit seiner Jagdflinte, die er in Gegenwart der Versammlung mit zwei Kugeln lud, worauf er die seinen Verlust betreffenden Umstände erzählte und seinen Glauben aussprach, daß einer der gegenwärtigen Indianer den Tabak genommen. Darauf drückte er den Wunsch aus, daß jeder Gegenwärtige seinen Mund an die Oeffnung des Flintenlaufes legen und hineinhauchen möchte, indem er versicherte, daß es keinem, der an dem Diebstahl unschuldig sei, Schaden zufügen könnte, während es unvermeidlich, insofern er der Schuldige, der es wagte, denselben tödten würde. Er selbst gab das Beispiel und hauchte in die Flinte, welche mit nach oben gewendeter Oeffnung des Laufes auf dem Boden stand; der Häuptling folgte und so auch der ganze Stamm mit Ausnahme eines Mannes, der mit gesenktem Kopfe dasaß und als er vom Häuptling aufgefordert war, dem Beispiel der Uebrigen zu folgen, sich dessen weigerte, indem er sagte, daß er den großen Geist nicht versuchen wolle, er habe den Tabak genommen und wolle ihn wiedergeben, was denn auch sofort geschah.

Während Herr Mackenlin die Verwaltung von Walla=Walla hatte, gab er unter sehr schwierigen Verhältnissen einen Beweis großer Geistesgegenwart. Sein Schreiber hatte einen Streit und eine Rauferei mit dem Sohne des Häuptlings, den er geschlagen. Der Indianer rief alsbald eine große Schaar aus seinem Stamme zusammen, stürzte mit derselben in den Hof des Forts und versuchte, sich dessen, der ihn beleidigt, zu bemächtigen, um ihm das Leben zu nehmen. Herr Mackenlin wehrte sie eine Weile ab, als er aber sah, daß er es nicht länger vermochte, befahl er einem der Diener, ihm ein Fäßchen Pulver herauszubringen, dessen Deckel er einstieß; worauf er einen Stahl und Feuerstein aus der Tasche nahm und sich über das Fäßchen beugte, als ob er im Begriff wäre, es anzuzünden, indem er den Indianern zurief, daß, wenn sie nicht sofort den Hof verließen, er ihnen zeigen wolle, wie ein weißer Häuptling sterben und seine Feinde vernichten könne. Die Indianer geriethen in Angst und flohen durch die Thore, welche er sogleich hinter ihnen verrammeln ließ. Den Schreiber schickte er den nächsten Morgen heimlich nach einem andern, ihnen nicht erreichbaren Posten.

Nachdem ich ungefähr drei Wochen in Herrn Mackenlins Hause gewesen war, fuhr ich in der Gesellschaft des Vaters Acolti, eines Jesuitenmissionärs, dreißig Meilen den Walhamette=Fluß hinauf. Dann landeten wir und ritten etwa acht Meilen nach der römisch=katholischen Missionsstation, wo sich eine Gesellschaft frommer Schwestern zu Erziehungszwecken aufhält, und auf einer schönen Prairie von Wald umgeben sich eine gute, aus Ziegelsteinen erbaute, Kirche befindet.

Auch ein Nonnenkloster ist da, das von sechs barmherzigen Schwestern bewohnt ist, welche sowohl rothe als weiße Kinder, zusammen an zweiundvierzig Zöglinge, unterrichten.

Vater Acolti's Wohnung ist drei Meilen von hier entfernt; denn die Jesuitenmission ist von der römisch-katholischen gesondert, wenigstens sind sie von verschiedenen Autoritäten abhängig. Außer dieser, von dem Vater Acolti geleiteten, giebt es noch drei Jesuiten-Missionen in der Nähe der Rocky Mountains und eine in Neu-Caledonien. In diesem Theile des Landes befindet sich der größte Strich guten Bodens, der in Oregon zu finden ist. Ich genoß drei oder vier Tage die Gastfreundschaft in Vater Acolti's Etablissement und kehrte dann nach Walhamette zurück; ehe ich mich in dem Canot einschiffte, bestieg ich einen hohen Berg und zeichnete die Windungen des Flusses nebst den Umqua-Bergen, wo er in der Ferne seinen Ursprung nimmt.

Nachdem ich Herrn Mackenlin in der Stadt Oregon auf ein paar Tage besucht hatte, reiste ich nochmals nach Fort Vancouver ab. Ungefähr vier Meilen unterhalb Oregon tritt der Klackamuss in den Walhamette; an seiner Mündung sah ich eine Schaar Indianer vom Klackamuss-Stamme am Ufer sitzen und ging ans Land, um sie zu zeichnen. Sie waren sehr eifrig bei einem ihrer Lieblingsspiele. Es saßen zwei nebeneinander auf Häuten und ihnen gegenüber zwei Andere; mehre Schmuckgegenstände und Zierrathen, um welche sie spielten, lagen zwischen ihnen. Das Spiel besteht darin, daß Einer die Hände mit einer kleinen, auf dem Boden liegenden, Matte bedeckt hat. Er hält vier Stäbchen in den Händen, welche er unter der Matte in verschiedenen Richtungen hinlegt; indem er den Gegner auffordert, zu errathen, wie er sie geordnet hat. Wenn er richtig gerathen, so wird die Matte dem Nächsten hingelangt und ein Stab aufgepflanzt, der ihm zu Gute gerechnet wird. Hat er falsch gerathen, so wird ein Stab auf die entgegengesetzte Seite gesteckt und ihm zum Nachtheil angerechnet. Wie fast alle indianischen Spiele, so war auch dieses von Gesang begleitet; doch war diesmal das Singen besonders lieblich und mild und von einer Harmonie beherrscht, die ich nie zuvor und auch nie wieder unter den Indianern vernommen habe.

Dieser Stamm war früher sehr zahlreich, aber zufolge der großen Nähe der Stadt Oregon und der Leichtigkeit, mit welcher Branntwein zu erlangen ist, war er auf sechs bis acht Hütten zusammengeschmolzen.

Wir kamen spät in Fort Vancouver an, nachdem wir den ganzen Tag in starkem Regen und bei strenger Kälte dahingerudert waren. Daraus wird indessen in Columbia während der Regenzeit wenig gemacht, denn Niemand befaßt sich mit fruchtlosen Versuchen, in diesen Zeitabschnitten der Nässe aus dem Wege zu gehen. Ich blieb hier bis zum 25. März und, obwohl das Wetter sehr feucht war, fand ich vollauf Unterhaltung bei den Officieren der „Modeste", welche Ställe gebaut und einige sehr gute Pferde ausgelesen hatten. Mit diesen hielten wir Wettrennen und machten Jagd auf wilde Kälber; den Gegenstand, welchen man bei letzterer Uebung im Auge hatte, bestand hauptsächlich in dem Bemühen, die Gewandtheit des Reiters zu zeigen, indem derselbe sich vom Sattel hinabbeugend, das Kalb am Schwanze zu erfassen und kopfüber zu werfen suchte.

Hin und wieder brachten wir durch Schießen und Fischen Abwechslung in diese Spiele; da Enten, Gänse und Seehunde in der Nähe des Forts reichlich

vorhanden waren. Eines Tages, während ich mit einigen Officieren in der Kajüte saß, kam ein großer starkknochiger Indianer an Bord der „Modeste“. Der Indianer war, wie man in Californien sagen würde, in vollem Costüm. (Dort sind, wie es heißt, ein Hemdenkragen und Sporen die einzigen Bekleidungsgegenstände, die als unumgänglich nothwendig erachtet werden); er hatte nämlich sein Ruder in der Hand und ging sehr gravitätisch auf dem Verdeck einher, indem er zum großen Spaß der müßigen Matrosen die Kanonen und andere Dinge untersuchte. Der Seckelmeister nahm, wahrscheinlich aus Anstandsgefühl, den Indianer in die Kajüte hinab und gab ihm einen alten Rock mit Schwalbenschwänzen und reich mit Messingknöpfen besetzt. Der hochbeglückte Indianer arbeitete sich mit großer Mühe in das Kleidungsstück hinein, das ihm ganz gewaltig knapp war, indem es auf der Brust einen Fuß breit auseinanderstand und die Aermelaufschläge nicht viel über den Ellbogen hinabreichten. Endlich war es ihm indessen gelungen, sich hineinzuzwängen, und er ging mit zehnfacher Würde auf dem Verdeck spazieren. Die ganze Schiffsmannschaft brach in schallendes Gelächter aus, und der außergewöhnliche Lärm führte uns alle und unter andern auch den Kapitain aufs Verdeck. Sogar seine Würde konnte dem närrischen Eindruck nicht widerstehen, den die Erscheinung hervorbrachte und den er sogleich erhöhte, indem er den Steward nach einem alten Dreikanter hinunterschickte, der dem Indianer gereicht wurde. Als er diesen aufgesetzt, war die Erscheinung vollkommen und selten ist wohl das Verdeck eines königlich britischen Schiffes der Schauplatz so unbezwinglichen gellenden Lachens gewesen. Ich machte mehre Versuche, den Indianer zu zeichnen, ehe es mir gelingen wollte, und, obwohl ich das Bild endlich zu Stande brachte, so fürchtete ich dennoch, daß es von dem, was die Veranlassung ausgelassener Lustigkeit war, nur eine schwache Idee geben wird.

25. März. Ich reiste in einem kleinen Canot mit ein paar Indianern von dem Fort nach der Vancouvers-Insel und schlug mein Lager an der Mündung des Walhamette auf.

26. März. Als wir sechsundzwanzig Meilen von Fort Vancouver die Mündung des Kattlepoutal-Flusses erreichten, machte ich Halt, um den Vulkan Mount St. Helens zu zeichnen, der ungefähr dreißig bis vierzig Fuß entfernt ist. Dieser Berg ist noch nie, — weder von Weißen noch von Indianern — besucht worden; letztere behaupten, daß er von Wesen einer ganz andern Art bewohnt sei, die Menschenfresser sind und vor denen sie eine große Furcht haben; auch sagen sie, daß sich an seinem Fuße ein See befinde mit einer höchst sonderbaren Gattung Fische, deren Kopf mehr dem Kopfe eines Bären, als sonst irgend eines Thieres gliche. Dieser Aberglaube ist durch die Angaben eines Mannes entstanden, welcher mit einem andern nach dem Berge wanderte und dem Schicksal seines Gefährten entging, der von den Skoocooms oder bösen Geistern gegessen wurde. Ich bot eine bedeutende Belohnung, wofern irgend ein Indianer sich entschlösse, mich bei der Untersuchung des Berges zu begleiten, konnte aber keinen finden, der kühn genug gewesen wäre, es zu wagen. Er ist sehr hoch und aus weiter Ferne sichtbar, da er von ewigem Schnee bedeckt ist. Als ich meine Skizze begann, war auch nicht eine Wolke am Himmel zu bemerken, und kein Lüftchen regte sich: plötzlich quoll ein weißer Rauch aus dem Krater des Berges und

schwebte eine kleine Weile über dem Gipfel; dann senkte er sich wie eine Haube. In dieser Gestalt blieb er ungefähr anderthalb Stunden und verschwand dann allmälig.

Vor etwa drei Jahren spie dieser Berg drei oder vier Tage sehr heftig und warf glühende Steine ungeheuer hoch empor, und Lava, die in rothen Strömen an den schneebedeckten Seiten hinablief. Ungefähr zehn Meilen tiefer schlugen wir bei Coffin-Rock (Sargfelsen) unser Nachtlager auf, sehr gegen die Neigung meiner Leute, deren Aberglaube sie veranlaßt haben würde, solch einen Ort zu meiden. Dieser Felsen nimmt seinen Namen davon her, daß die Indianer hier ihre Todten beisetzen. Ich zeichnete ihn, ehe die Nacht hereinbrach.

Tiefer unten ist ein zweiter Felsen, auf welchem früher zwei- oder dreihundert Begräbnißcanots beigesetzt waren; aber der Commodor Wilkes hatte in der Nähe ein Feuer angezündet, das sich den Körpern mittheilte und sie verzehrte. Die Indianer zeigten sich sehr entrüstet über die Verletzung eines von ihnen so heilig gehaltenen Ortes und würden gewiß versucht haben, Rache zu üben, wenn sie sich dazu stark genug gefühlt hätten.

27. März. Wie gewöhnlich goß der Regen in Strömen herab. Als wir uns einem der Vorsprünge des Flußufers näherten, gewahrte ich einen nackten Indianer, der uns beobachtete; sobald wir herankamen, lief er nach seiner Hütte und erschien zu meinem Erstaunen schnell wieder in dem vorerwähnten Dreikanter und dem Frack des Seckelmeisters. Er bewillkommnete mich höchst freundschaftlich, da er mich, ehe wir noch landeten, als Einen von der Gesellschaft erkannt hatte, die er an Bord der „Modeste" gesehen. Er nahm mich nach seiner Hütte und gab mir etwas gekochten Lachs. Seine Uniform schien er mit großer Sorgfalt zu behandeln; sie wollte sich aber unglücklicherweise nicht dehnen und platzte nun auf dem Rücken ganz bis oben hinauf, was, wie ich nicht zweifle, sehr dazu beitrug, sie ihm bequemer zu machen. Nachdem wir ihn verlassen, fuhren wir in den Cowlitz-Fluß ein und etwa acht Meilen stromaufwärts schlugen wir am Ufer unser Lager auf. Wir sahen eine Familie Auswanderer, welche auf mühevoller Wanderung begriffen waren, um einen zu heimischer Niederlassung geeigneten Fleck zu suchen. Sie schienen sich in einer äußerst elenden Verfassung zu befinden.

28. März. Da einer meiner Indianer hier krank wurde, verschaffte ich mir einen andern an seine Stelle und reiste wegen der Heftigkeit der Strömung sehr langsam stromaufwärts. Die Fichten hier sind die größten, die ich je gesehen habe. Ich maß eine, welche auf dem Fluß hinuntergetrieben worden und von der, dem Anschein nach, ein Drittel abgebrochen war. Sie war immer noch 180 Fuß lang und ihr Umfang betrug, fünf Fuß über der Wurzel, 26 Fuß.

29. März. Wir kamen an einen zweiten indianischen Begräbnißplatz, der reich verziert zu sein schien. Ich forderte meine Indianer auf, uns ans Land zu setzen, aber sie wollten nicht; deshalb mußte ich sie auf dem andern Ufer aus dem Canot hinausschaffen und selbst hinüberrudern. Gewiß würden sie sich meinem Beginnen widersetzt haben, wenn ich nicht bereits durch die Portraits, welche ich gemalt, unter den Indianern den Ruf eines großen Arzneimannes erlangt hätte. Mein Vermögen, die Züge eines Individiums im Bilde wiederzugeben, wurde ganz und gar einer übernatürlichen Kraft zugeschrieben, und ich fand, daß sie,

wenn sie meine Malereien ansahen, immer ihre Augen mit den Händen bedeckten und durch ihre Finger schauten, was sie ohne Ausnahme zu thun pflegen, wenn sie einen Todten ansehen. Als ich die Stelle erreichte, fand ich sie verschwenderisch mit zahlreichen, in den Augen der Indianer nützlichen oder zierenden, Gegenständen geschmückt, die zur Bequemlichkeit der Verstorbenen auf ihrer Reise nach dem Reiche der Geister dienen sollen.



Diese Gegenstände waren Decken, zinnerne Becher, Töpfe, Pfannen, Kessel, Teller, Körbe, Schalen aus Horn und Löffel nebst verschiedenfarbigen Stückchen Tuch. Ich untersuchte insbesondere ein Canot, das reicher verziert war als die andern: Alle daran aufgehängten Gegenstände waren entweder durch Zerreißen, Zerbrechen oder Einbohren von Löchern für diese Welt unbrauchbar gemacht Die Indianer glauben nämlich, daß der Große Geist sie wieder ganz machen wird. Bei der Untersuchung des Innern eines Canots fand ich eine große Menge Joquas und anderer Muscheln nebst Perlen und Ringen: sogar der Mund des Todten war mit diesen Dingen gefüllt. Der Körper war sorgfältig in zahlreiche Hüllen von Binsenmatten gewickelt. Auf dem Boden des Canots lag ein Pfeil und Bogen, ein Ruder, ein Speer und eine Art Stocher aus Horn zum Ausgraben der Cama-Wurzeln; zu Kopfe des Canots, unmittelbar über dem Körper, war eine Bedachung von Baumrinde, und in den Boden waren Löcher gebohrt, um das Wasser ablaufen zu lassen. Diese Canots werden immer auf hölzerne Stützen gestellt, in den Zweigen der Bäume aufgehängt oder auf isolirt stehende Felsen im Flusse placirt, um sie aus dem Bereich der Raubthiere zu entfernen. Die Skizze stellt diesen Begräbnißplatz dar.

Während meines Verweilens daselbst beobachteten mich die Indianer scharf vom gegenüberliegenden Ufer, und als ich zurückkehrte, untersuchten sie mich so

genau, wie sie nur irgend vermittels ihrer Augen vermochten, um zu sehen, ob ich auch nichts mit mir davongetragen. Wäre ich so unklug gewesen, dies zu thun, so würde ich die Entweihung wohl mit meinem Leben haben büßen müssen, da der Tod die sichere Strafe für die geringste Verletzung des Heiligthums eines Sarg-Canots zu sein pflegt. Ich bemühte mich, zu entdecken, wer in dem reich verzierten Canot begraben sei, doch konnte ich nichts weiter von ihnen erfahren, als daß die Todte die Tochter eines Chinook-Häuptlings sei. Die Indianer dieser Gegend fühlen eine abergläubische Scheu, den Namen irgend einer Person nach deren Tode zu erwähnen; ebensowenig mögen sie ihre eigenen Namen nennen, und man kann sie nur von einem Dritten erfahren. Einer der Männer fragte mich, ob ich seinen Namen zu wissen wünschte, um ihn zu stehlen. Es kommt nicht selten vor, daß ein Häuptling, wenn er Jemand eine recht große Ehre erzeigen will, ihm seinen eigenen Namen giebt und ihn mit demselben nennt und sich irgend einen andern beilegt.

30. März. Wir landeten an der Cowlitz-Farm, welche der Hudson's-Bai-Compagnie angehört. Weizen wird hier in großer Menge gebaut. Von diesem Punkt hatte ich eine schöne Aussicht auf Mount St. Helen, welcher eine lange dunkle Rauchsäule zu dem klaren blauen Himmel emporsandte. Hier blieb ich bis zum 5. April und zeichnete Kiscox, den Häuptling der Cowlitz-Indianer, eines Stammes von ungefähr 200 Menschen. Sie drücken ihre Köpfe platt und reden eine Sprache, die derjenigen der Chinooks sehr ähnlich ist. Sie waren sehr freundlich gegen mich und ich war viel unter ihnen. Die Skizze stellt Cawwacham, ein dem Stamme angehörendes Weib dar, nebst ihrem Kinde, das sich in



dem Zwangsapparat befindet, durch welches das Plattdrücken des Kopfes bewirkt wird. Es kostete mich einige Mühe, sie zu überreden, daß sie mir zum Bilde sitzen möchte, da sie zu fürchten schien, es könne ihr schaden. Am 5. April verschaffte ich mir Pferde, die uns nach Nasquala an Pugets-Sund hinüberbringen sollten. Der Regen goß den ganzen Tag in Strömen herab und machte, daß die Sümpfe fast nicht zu passiren waren. Am Abend schlugen wir unser Lager nahe bei einem kleinen Dorfe auf, dessen Bewohner, Cowlitz-Indianer, ungewöhnlich freundlich und höflich waren.

6. April. Wir passirten den sogenannten Schlamm-Berg (Mud-Mountain). Der Schlamm ist so tief, daß wir absteigen und unsere Pferde am Zügel hindurchziehen mußten; die armen Thiere staken bis an den Bauch in einem Koth, der so zähe wie Vogelleim war. Diesen Abend schlugen wir unser Lager in der Prairie de Bute auf, welche dadurch bemerkenswerth ist, daß sie unzählige runde Erhöhungen hat, die sich wie Hemisphären berühren und zehn oder zwölf Yards Umfang und vier bis fünf Fuß Höhe haben. Ich grub eine derselben auf, fand aber nichts weiter darin, als locker aufeinanderliegende Steine, wiewohl ich vier bis fünf Fuß tief grub. Die ganze Oberfläche ist dicht mit grobem Grase bewachsen. Ich reiste zweiundzwanzig Meilen durch diese merkwürdig aussehende Prairie.

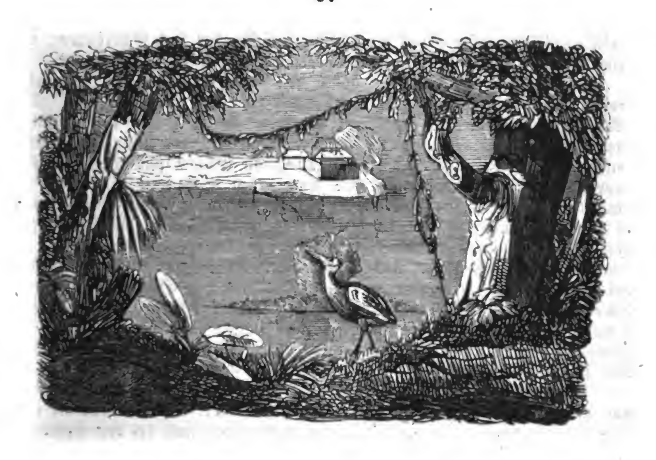
7. April. Wir kamen nicht ohne Schwierigkeit durch den Nasqually-Fluß, der vom Regen angeschwollen war und waren genöthigt, das gewöhnliche Verfahren zu befolgen, welches man zu beobachten pflegt, wo Canots nicht zu haben sind, nämlich am Schweif der Pferde hinüberzuschwimmen und unsere Sachen in Körben von Häuten auf dem Wasser mit fortzuziehen. In einigen Stunden erreichten wir Nasqually, welches von einer sich die Puget's-Sund-Gesellschaft nennenden Körperschaft zu Weide- und Ackerbaubetrieb gegründet worden ist. Als ich es besuchte, war es im Besitz von 6000 Schafen und 2000 Stück Rindvieh. Es liegt herrlich an dem Ufer des östlichen Endes von Pugets-Sund. Das Land ist nicht so gut wie in manchen andern Theilen desselben Distrikts, in dem das Erdreich kiesig ist; das Gras jedoch wächst sehr üppig und die Milde des Klimas ist den Weidezwecken sehr günstig, da das Vieh niemals unter Dach zu kommen braucht. Die Wolle, welche gut ist, gelangt durch die Schiffe der Compagnie auf den englischen Markt und die Rinder werden für die Sandwichs-Inseln und für die russischen Staaten geschlachtet und eingesalzen. Die Indianer dieser Gegend sind von sehr starker Natur; ja es sind die größten, welche ich auf dem amerikanischen Festlande angetroffen habe und die Frauen sind vorzüglich stark und dick. Der Stamm zählt gegen fünf- bis sechshundert Mitglieder. Sie drücken den Kopf platt, reden aber eine andere Sprache als die Chinooks. Ich zeichnete Lach-oh-lett, ihren vornehmsten Häuptling und dessen Tochter, welche eine aus verschiedenfarbigem Grase gefertigte, unter den Weibern sehr gebräuchliche, Mütze trug.

---



Paul Kane. del.

GRUPPE VON SECHS INDIANISCHEN HÄUPTLINGEN.



# Vierzehntes Kapitel.

Fort Victoria. — Zufälliger Klee. — Decken aus Hundehaar. — Schürzen von Baumrinde. — Inauguration eines Häuptlings. — Stör von ungeheurer Größe. — Krähen, die sich von Muscheln nähren. — Die häusliche Einrichtung. — Die todte Sklavin. — Der einem Eingebornen verursachte Schreck. — Waschen der Todten. — Das Spiel von Lehallum. — Ein kostspieliges Fest. — Arznei-Mützen.

8. April. Ich verließ Nasqually am Morgen in einem Canot mit sechs Indianern. Wir ruderten den ganzen Tag und die folgende Nacht, da uns die Fluth günstig schien und machten erst um 2 p. m. bei dem auf der Vancouvers Insel gelegenen Fort Victoria Halt, nachdem wir neunzig Meilen ohne auszuruhen gereist waren. Das Fort Victoria liegt an einer kleinen, eine Viertelmeile breiten Bucht, welche sich sieben Meilen weit ins Land hinein erstreckt und einen sichern und bequemen Hafen bildet, der für Schiffe von jeder Größe tief genug ist. Der indianische Name ist „Esquimelt" oder der „Ort, wo man die Camas sammelt" und rührt daher, weil dies Gewächs in der Nachbarschaft in großer Menge gefunden wird. Bei meiner Ankunft wurde ich von Herrn Finlayson, dem Vorsteher des Forts, freundlich bewillkommnet. Er wies mir ein bequemes Zimmer an, das ich die zwei Monate hindurch, während welcher ich zum Zweck des Zeichnens Ausflüge zu den Indianern der Nachbarschaft und an den umliegenden Küsten entlang unternahm, zu meinem Hauptquartier machte.

Das Erdreich ist in dieser Gegend sehr gut, und Weizen wird in bedeutender Menge gebaut. Klee wächst sehr reichlich, und man vermuthet, daß

derselbe zufällig verstreuten Samen entsprossen ist, der aus Güterballen, von denen viele in Heu gepackt sind, herausgefallen sein mag.

Das Innere der Insel ist, außer von den Indianern, wenig erforscht worden, und diese stellen es als im Sommer sehr arm an Wasser dar. Das Wasser, das ein im Fort gegrabener Brunnen lieferte, erwies sich zu salzig zum Gebrauch. Das Innere der Insel erscheint von der Küste aus gesehen bergig und felsig und ist offenbar vulkanisch; die Bäume sind groß, es sind hauptsächlich Eichen und Fichten. Es wurde eben das zu einem ziemlich bedeutenden Schiffe nothwendige Gebälk daraus gezimmert. Das Etablissement ist sehr groß und muß mit der Zeit der Hauptstapelplatz für den Geschäftsverkehr der Kompagnie werden. Zehn Weiße und vierzig Indianer waren bei dem Bau neuer Magazine und Waarenlager beschäftigt. Am andern Ufer des Hafens, dem Fort gerade gegenüber, liegt ein von Chablums-Indianern bewohntes Dorf. Dieselben rühmen sich, 500 meist mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Krieger stellen zu können. Ihre Hütten sind wie diejenigen der Chinooks aus Cedernholz gebaut, jedoch viel größer. Einige haben sechzig oder siebzig Fuß Länge.

Die Männer tragen im Sommer gar keine Bekleidung und im Winter nur eine Decke, die entweder blos aus Hundehaar oder mit Gänsedaunen vermischtem Hundehaar, aus geriebener Cederrinde oder, wie bei den Chinooks, aus der Haut der wilden Gänse gefertigt ist. Sie haben eine besondere Race kleiner Hunde, deren Haar von schwarzbrauner und hellweißer Farbe ist. Diese Hunde werden zu Bekleidungszwecken gezogen. Das Haar wird mit einem Messer abgeschnitten und mit Federflaum und etwas weißer Erde vermischt, welche die Federn konserviren soll. Dies Gemenge wird mit Stäben untereinander geschlagen und dann in Fäden gedreht, indem man es mit der Handfläche am Schenkel hinab reibt, so wie der Schuhmacher sein Schusterpech zu rollen pflegt, worauf es nochmals am Spinnrocken gedreht wird, um mehr Festigkeit zu bekommen. Die Cedernrinde wird gerieben und auf ähnliche Weise zu Federn gedreht. Aus diesen Fäden weben sie alsdann Decken auf einem sehr einfachen, selbsterfundenen Webestuhl. Ein einfacher Faden ist über Rollen gewunden, die sich am obern und untern Ende eines schlichten Rahmens befinden und ein anderer Faden wird mit der Hand im Wechsel, so daß es einen einfachen Durchschuß bildet, durchgezogen und mit einer Art Kamm festgeschoben. Durch Drehen der Rollen wird jeder Theil dem Weber erreichbar. Auf diese Weise entsteht ein Sack, der zu beiden Enden offen ist, und den man durchschneidet, um eine viereckige Decke zu bekommen.

Die Weiber tragen nur eine aus Streifen von Cedernrinde geflochtene Schürze, welche um die Taille gebunden wird und blos vorn bis an die Kniee herabhängt. Sie bedienen sich indessen der Decken mehr, als die Männer, wenn auch gewiß nicht aus Anstandsgefühl.

Dieser Stamm drückt den Kopf platt, doch weicht seine Sprache sehr von derjenigen der Chinooks ab; viele unter ihnen sprechen indessen das am Columbia gebräuchliche Patois und daher konnte ich mich leicht mit ihnen verständigen. Ich zeichnete Cheaclach, den vornehmsten Häuptling, von dessen Inauguration mir ein Augenzeuge folgende Anekdote erzählte: Als der Vater

zu alt geworden, um ferner die Pflichten eines obersten Häuptlings erfüllen zu können, berief der Stamm den Sohn zur Uebernahme der Stelle. Dies veranlaßte Letztern, die Berge zu verlassen, vorgeblich, um dreißig Tage und Nächte zu fasten und zu träumen. Diese Indianer setzen nämlich, wie alle übrigen Stämme, ein großes Vertrauen in Träume und unterwerfen sich langem Fasten, wenn sie einen irgend bedeutsamen erzielen wollen. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit bereitete der Stamm ein großes Fest. Der Erwählte, der sich zuvor mit einer dicken Lage Fett und Gänseflaum bestrichen hatte, stürzte mitten in das Dorf, ergriff einen kleinen Hund und fing an, ihn lebendig zu verschlingen, indem dies zu den bei solcher Veranlassung gebräuchlichen Präliminarien gehört. Der Stamm sammelte sich um ihn mit wildestem Tanzen und Singen; darauf näherte er sich denjenigen, die er am meisten schätzte und biß ihnen in die nackten Schultern und Arme; dies galt als Zeichen vorzüglicher Hochachtung ganz besonders denen, bei welchen er das Stück Fleisch ganz heraus biß und hinterschluckte. Von den Weibern nahm er keine Notiz.

Ich habe an der Nordwestküste des stillen Oceans viele Menschen gesehen, welche schreckliche Spuren solcher von ihnen als ehrenvoll betrachteten Auszeichnung an ihrem Körper hatten, und dies ist nicht die einzige Veranlassung zu Entstellung ihrer Person. Ich habe selbst ein Mädchen gesehen, das aus vielen klaffenden Wunden blutete, die sie sich, als ihr ein naher Verwandter gestorben war, mit eigener Hand vermittelst eines Kieselsteins an Busen und Armen beigebracht hatte. Nachdem einige Zeit mit Singen und Tanzen hingegangen war, zog sich Cheaclach mit seinen Leuten zu einem im Innern einer großen Hütte bereiteten Festmahl zurück, das in der Hauptsache aus Wallfischspeck bestand, den sie für den größten aller Leckerbissen halten, wiewohl sie Lachse, Stockfische, Störe und andere vortreffliche Fische in großer Menge haben.

Alle Stämme dieser Gegend leben fast ganz von Fischen, die sie zu jeder Zeit des Jahres sich mit so geringer Mühe verschaffen, daß sie wohl das allerfaulste Volk der Erde sind. Störe werden in bedeutender Anzahl gefangen. Sie erreichen hier eine ungeheure Größe und wiegen zuweilen vier- bis sechshundert Pfund. Man fängt sie mit einem langen spitzen Speer, dessen Schaft siebzig bis achtzig Fuß lang ist und welcher in eine, mit einem Widerhaken versehene Speerspitze gefügt, aber nicht daran festgemacht ist. An diese ist eine Leine geknüpft. Mit dem Speer fühlt man auf dem Grunde des Flusses herum, wo der Stör während der Laichzeit zu liegen pflegt. Sobald man den Fisch fühlt, wird der Widerhaken in ihn hineingetrieben und der Schaft fortgenommen. Dann wird der Fisch allmälig an der Leine hereingezogen, die so lang ist, daß der Fisch, weil zuvor seine große Kraft dahinschwindet, sicher in das Canot genommen oder ans Land geschleppt werden kann. Die Mehrzahl der Fischleinen wird aus einem langen Seegras gefertigt, das oft 150 Fuß lang, so stark wie ein Bleistift und in seiner ganzen Länge gleichmäßig dick ist; in feuchtem Zustande ist es sehr stark. Die Fischhaken sind aus Fichtenwurzeln gemacht, und an Gestalt unsern gewöhnlichen Haken ähnlich, aber auf andere Weise an der Leine befestigt; der Widerhaken ist aus Knochen.

Muschelthiere sind sehr reichlich vorhanden und große Schaaren von Krähen

erwählen sie zu ihrer Beute. Sie fassen sie mit ihren Krallen, fliegen mit ihnen nach irgend einer Höhe und lassen sie auf die Felsen niederfallen, auf denen natürlich die Schalen zerschmettert werden. Ich habe Dutzende von ihnen bei dieser eigenthümlichen Beschäftigung beobachtet. In den Buchten findet man eine kleine wohlschmeckende Austernart reichlich vertreten. Seehunde, wilde Enten und Gänse kommen auch sehr häufig vor.

Die Indianer lieben den Heringsroggen ungemein und sammeln ihn auf folgende Weise: Cedernzweige werden an seichten Stellen auf den Grund des Flußbettes hinabgesenkt, indem man sie mit einigen gewichtigen Steinen beschwert; jedoch so, daß man die grünen Zweige ja nicht bedeckt, da der Fisch seinen Laich vorzugsweise auf etwas Grünem absetzt. Am nächsten Morgen sind alle Zweige mit Roggen bedeckt, der in ihren wasserdichten Körben abgespült wird und daselbst zu Boden sinkt; er wird alsdann mit den Händen zu kleinen Bällen geformt und getrocknet und ist sehr schmackhaft.

Die gerösteten Wurzeln des hier sehr groß wachsenden Farrnkrautes bilden nebst den Camas und Wappatoos die einzige Pflanzennahrung der Indianer.

Unter den Indianern der ganzen Küste von Californien bis nach der Behringsstraße herrscht die Sklaverei in ihrer schrecklichsten Gestalt. Die stärkeren Stämme machen alle übrigen, die sie besiegen können, zu Sklaven. Im Innern, wo nur wenig Krieg geführt wird, findet man keine Sklaverei. An der Küste gilt ein eingewurzelter Gebrauch, die Berechtigung, jeden Indianer zu ergreifen und zum Sklaven zu machen, der in einiger Entfernung von seinem Stamme angetroffen wird, selbst wenn die Stämme keinen Krieg mit einander führen. Der Herr verfügt eigenmächtig über Leben und Tod seiner Sklaven, die er nach Belieben irgend einem Aberglauben oder einer andern augenblicklichen Laune opfert.

Eines Morgens, als ich mit Zeichnen beschäftigt war, sah ich auf den Felsen den den Geiern und Krähen vorgeworfenen todten Körper eines jungen Weibes, das ich wenige Tage zuvor noch in vollkommener Gesundheit hatte umherwandern sehen. Herr Finlayson, der Verwalter von Fort Victoria, begleitete mich nach der Hütte, der sie angehörte. Dort fanden wir ein indianisches Weib, ihre Herrin, die ihren Tod mit Geringschätzung behandelte und ohne Zweifel ihn verursacht hatte. Sie sagte uns, eine Sklavin habe kein Anrecht auf ein Begräbniß und gerieth vollständig in Wuth, als Herr Finlayson erklärte, die Sklavin sei weit besser gewesen, als sie. „Ich,“ rief sie, „die Tochter eines Häuptlings, nicht besser, als eine todte Sklavin!“ und indem sie den Kopf aufwarf mit aller Würde, die ihr zu Gebote stand, schritt sie hinaus und am nächsten Morgen war ihre Hütte abgebrochen und sie fortgezogen. Ein Augenzeuge erzählte mir ferner von einem Häuptling, welcher einen colossalen Götzen aus Holz errichtet hatte und ihm fünf Sklaven opferte, während er auf prahlende Weise fragte, wer von den Uebrigen wohl die Mittel besäße, um so viel Sklaven tödten zu können.

Auch diese Indianer drücken ihren Kopf platt und sind viel abergläubischer, als alle übrigen, die mir vorgekommen sind. Sie glauben zum Beispiel, daß, wenn sie Haare eines Feindes erlangen und dieselben mit einem Frosch in ein Loch stecken können, das Haupt dessen, dem die Haare angehören, alle

Qualen empfinden müsse, welche der Frosch in seinem „lebendigen Grabe" erduldet. Sie spucken nie, ohne sofort sorgfältig die Spuren ihres Speichels zu verwischen, und thun dies deshalb, weil sie glauben, daß ein Feind, der denselben vorfände, die Macht haben würde, ihnen zu schaden. Sie spucken stets auf ihre Decken, wenn sie gerade welche tragen.

Den abergläubischen Besorgnissen, welche meine Bilder ihnen verursachten, verdankte ich die Sicherheit und Leichtigkeit, mit welcher ich mich unter ihnen bewegte. Ein Indianer wurde mir sehr lästig, weil er mich fortwährend beobachtete und mir, wo ich auch hingehen mochte, überall folgte und die andern Indianer davor warnte, sich von mir zeichnen zu lassen, indem er ihnen sagte, daß sie sich dadurch allem erdenklichen Unheil aussetzten. Ich bat ihn wiederholt, davon abzustehen, doch vergebens. Endlich fiel es mir ein, Papier und Bleistift in die Hand nehmend, ihn selbst scharf ins Auge zu fassen, wie wenn ich ihn zeichnen wollte; als er darob sehr erschrocken mich fragte, was ich vorhätte, antwortete ich: „ich will Dein Bild zeichnen," und nun bat er sehr ernstlich, daß ich aufhören möchte, und versprach, mich nicht mehr zu plagen.

Diese Indianer haben einen großen Tanz, welchen sie den „Arznei-Masken-Tanz" nennen und den sie vor oder nach irgend einer wichtigen Handlung des Stammes vornehmen, als z. B. vor oder nach dem Fischen, Einsammeln des Camas oder Ausziehen in den Krieg. Sie bezwecken damit entweder, den Großen Geist ihrem Unternehmen geneigt zu machen, oder ihm die Ehre zu geben, für den Erfolg, der dasselbe gekrönt hat. Sechs oder acht der Vornehmsten aus dem Stamme, meistens Arzneimänner, putzen sich mit Masken, die aus irgend einem weichen Holze geschnitten, mit Farben und Federn reich verziert sind, und Augen und Mund haben, welche sie auf eine erfinderische



Weise zum Oeffnen und Schließen einrichten. In der Hand halten sie geschnitzte Schnarren, welche zu dem Takt eines einförmigen Gesanges oder brummenden Lärms (denn es giebt dafür keine Bezeichnung) geschwungen werden, den die ganze Gesellschaft anstimmt, während sie langsam und anhaltend im Kreise herumtanzt.

Unter den Clal-lums und andern, diese Gegend bewohnenden Stämmen habe ich keine Spur einer ihren Ursprung betreffenden Tradition wahrgenommen, obwohl solche Traditionen unter den, die Ostseite der Rocky-Mountains bewohnenden Indianern häufig vorkommen. Sie glauben an keinen zukünftigen Zustand der Strafe, wenn sie auch vermuthen, daß sie auf dieser Welt den boshaften Anschlägen des Skoocooms oder des bösen Geistes bloßgestellt sind, dem sie alles sie betreffende Unglück und Mißlingen zuschreiben.

Der gute Geist wird Hias-Soch-a-la-Ti-Yah, das heißt „der Große Oberhäuptling" genannt, von dem sie alles Gute in diesem Leben empfangen, in dessen glückliches und friedliches Jagdgebiet sie schließlich Alle eingehen, und wo sie immerdar in Wohlbehagen und Ueberfluß leben werden. Die Arzneimänner des Stammes genießen ihrer Meinung nach einen geheimnißvollen Einfluß bei diesen beiden Geistern, sowohl im Guten, wie im Bösen. Sie bilden eine geheime Gesellschaft und ihre Einweihung ist mit großen Ceremonieen und mit vielen Kosten verknüpft. Der Candidat muß ein Fest für seine Freunde und Alle, die daran Theil zu nehmen wünschen, ausrichten und den andern Arzneimännern Geschenke darbringen. Eine Hütte wird ihm bereitet, in die er sich begiebt und in welcher er drei Tage und Nächte allein und ohne Nahrung bleibt, während die bereits Eingeweihten die ganze Zeit hindurch um dieselbe herum tanzen und singen. Nach diesem Fasten, das, wie vorausgesetzt wird, ihm wunderbare Gabe verleiht, wird er scheinbar leblos aus der Hütte genommen und in das nächste kalte Wasser getaucht, wo er gerieben und gewaschen wird, bis er wieder auflebt. Dies nennen die Indianer „das Waschen der Todten". Sobald er ins Leben zurückgebracht ist, läuft er in die Wälder und kehrt bald in der Kleidung eines Arzneimannes zurück, welche gewöhnlich aus leichtem Gänseflaum besteht, der mit dickem Fett über den ganzen Körper und Kopf geschmiert ist, aus einem Mantel von geriebener Cedernrinde und der Schnarre, die er in der Hand führt. Nun sammelt er seine ganze Habe: Decken, Muscheln und Schmucksachen, und vertheilt sie unter seine Freunde, indem er von jetzt ab in Betreff seines Unterhalts sich auf die Sporteln verläßt, welche sein Gewerbe abwirft. Während der Theilung der Habe dauert das Tanzen und Singen aufs Lebhafteste fort und zum Schluß setzt sich die ganze Gesellschaft wieder zum Festmahl nieder und wirklich mit wunderbarem Appetit, denn die Menge der verzehrten Speise ist wahrhaft unglaublich.

Ihre Hütten sind die größten Gebäude dieser Art, die ich bei den Indianern gesehen habe. Sie zerfallen im Innern in Abtheilungen, so daß sie acht bis zehn Familien Obdach gewähren und sind gut gebaut, wenn man bedenkt, daß die Bretter von den Stämmen mittelst knöcherner Keile losgespalten werden; es gelingt ihnen, sie trotzdem sehr glatt und regelmäßig herauszuschälen. Ich entwarf eines Tages eine Zeichnung, während in der Mitte

der Hütte eine Gesellschaft im Spiel vertieft war. Das Spiel heißt Lehallum und wird mit kleinen kreisförmigen Holzstückchen gespielt, von denen eins schwarz bezeichnet ist. Diese Scheiben werden von dem Spielenden schnell zwischen zwei Bündeln geschälter Cedernrinde hin- und hergeschoben. Der Gegner thut dem Schieben plötzlich Einhalt und sucht zu errathen, in welchem Bündel das schwarz gemachte Stück verborgen sein möge. Sie lieben dieses Spiel so leidenschaftlich, daß sie zuweilen drei ganze Tage und Nächte ohne Unterbrechung dabei zubringen.

Saw-se-a, der Oberhäuptling der Cowitchins vom Golf von Georgien, ein eingefleischter Spieler, war bei diesem Spiel betheiligt. Er war nach dem Esquimelt auf einen freundschaftlichen Besuch gekommen. In seinen jüngern Jahren war dieser Häuptling ein großer Krieger und in einer seiner Schlachten war ihm die Wange von einem Pfeil durchbohrt worden. Er machte viele Gefangene, die er gewöhnlich an weiter nördlich wohnende Stämme verkaufte, weil dadurch die Wahrscheinlichkeit ihres Entkommens verringert war, da sie durch ein feindliches Land zu den Ihrigen hätten fliehen müssen. Die nördlichen Stämme nehmen ihre Sklaven nur aus denen, welche südlich wohnen. Saw-se-a besaß viel von dem, was ihnen als Reichthum gilt, und es wuchs allmälig durch den Tribut, den er von seinem eigenen Volke forderte. Wenn seine Güter ein gewisses Maß erreicht haben, pflegt man ein großes Fest auszurichten, zu dem Alle beitragen. Die benachbarten Häuptlinge, zu denen er in freundschaftlicher Beziehung steht, werden eingeladen, und am Schlusse der Bewirthung vertheilt er Alles, was er seit dem letzten Feste, das vielleicht vor drei oder vier Jahren stattgefunden, gesammelt hat, als Geschenk unter seine Gäste. Ich habe von einem gehört, der bis zwölf Ballen Decken, zwanzig



bis dreißig Flinten, zahllose Töpfe, Kessel, Pfannen, Messer und andere Messerschmiedewaaren besaß, nebst großen Mengen von Perlen und andern Schmucksachen, wie auch chinesische Kästen, die von den Sandwich-Inseln ihren Weg hierher finden. Diesem Weggeben seiner Schätze liegt der Zweck zu Grunde, seine Bedeutung in den Augen Anderer zu heben, denn seine eigenen Leute prahlen häufig damit, wie viel ihr Häuptling weggeschenkt, und zeigen mit Stolz Sachen, die sie selbst von ihm erhalten haben.

Ich zeichnete auch seinen Sohn Culchillum. Er hatte eine Arzneimütze auf dem Kopfe, der er große Wichtigkeit beilegte. Sie war aus Menschenhaar gemacht, das von den Häuptern in der Schlacht getödteter Personen hergenommen war und mit Federn verziert. Diese Mütze trug er, wie er mir sagte, nur bei großen Gelegenheiten, wie z. B. sein gegenwärtiger Besuch bei den Clallums. Als ich den Wunsch aussprach, sie zu kaufen, sagte er, daß er einen zu hohen Werth auf sie lege, als daß er sich von ihr trennen könnte; ebenso wenig wollte er mir erlauben, sie, um obige Skizze zu vollenden, in mein Zelt zu nehmen, ohne selbst mit zu kommen, indem er fürchtete, sie möchte einiger ihrer magischen Eigenschaften beraubt werden.

---

# Funfzehntes Kapitel.

Ein Ausflug längs der Küste. — Neugierde der Indianer. — Etwas heftige Quacksalber. — Ein ungeschickter Wink. — Kampf um einen Wallfisch. — Hitzige Belagerung. — Lauf durch die Messer der Feinde. — Wild-Entenfang. — Ein großer Unbekannter. — Das Schicksal des „Tonquin". — Geldfischen. — Shawstun der Häßliche. — Caledonische Suttees. — Schöne „Dicklippen". — Preis eines zweiten Gatten.

Da ich die Küstengegenden der Wasserstraße von De Fuca zu umfahren und die dort wohnenden Stämme zu besuchen wünschte, so veranlaßte ich Chea-clach, den vornehmsten Häuptling, und vier seiner Leute, mich und den Dollmetscher aus dem Fort in seinem Canot an denselben entlang zu führen. Am Morgen des 6. Mai reisten wir gegen zehn Uhr ab, an der Ostseite der Vancouver-Insel hinauf und über den Canal de Aro nach dem Festlande. Als wir uns einem indianischen Dorfe näherten, welches, wie ich später erfuhr, fünf- bis sechshundert Einwohner enthielt, stürzten die Männer in scheinbar feindlicher Haltung an das Ufer, und da die auf einer Entdeckungsreise begriffenen Boote im vorigen Jahre an derselben Stelle angegriffen worden waren, so empfand ich natürlich einige Besorgniß wegen unserer Sicherheit. Kaum waren wir dem Ufer nahe gekommen, als eine dichte Schaar, bis an den Leib im Wasser watend, uns umringte, unserer Canots sich bemächtigte, uns hoch aufs trockene Land zog und nach unserm Begehren fragte. Ich antwortete, daß ich mein Anliegen ihrem Häuptling auseinandersetzen wolle, worauf derselbe freundlich vortrat, und, da ich ihm sagte, daß ich mir die Aufgabe gestellt,

alle Indianer zu besuchen und die Bildnisse ihrer vornehmsten Häuptlinge und großen Krieger zu machen, mich in seine Hütte nahm, wo ich mich ihm gegenüber auf eine Matte setzte und zu zeichnen begann. In wenigen Minuten füllte sich der Raum, und als er Niemand mehr zu fassen vermochte, kletterten die Leute auf das Dach der Hütte und rissen die Matten von dem Gerüst herab, an welchem sie, wie ein Bienenschwarm, einer über dem andern hingen und von dem sie auf uns herabschauten. Wo ich auch hinsehen mochte, überall erblickte ich eine dichte Masse scheußlicher, mit weißer und rother Erde bemalter Gesichter.

Ich machte schleunigst meine Skizze fertig und eilte davon, nachdem ich zuvor dem Häuptling ein Röllchen Taback gegeben. Bei unserer Ueberfahrt hatte ich den Wind so stark gefunden, daß ich es fürs Gerathenste hielt, einen Aufenthalt zu wagen, und meine Hütte gegen zweihundert Yards vom Dorfe aufschlug. Bald waren wir von Hunderten der Indianer umgeben; unter ihrer Zahl war auch der Häuptling. Letzterm theilte ich etwas vom Abendessen und alle Neuigkeiten mit, nach denen er sich mit Eifer erkundigt hatte. Als ich ihm sagte, daß ich müde sei und schlafen gehen möchte, was ich doch nicht thun könne, so lange so viele seiner Leute zugegen wären, erhob er sich und bat sie, sich zurückzuziehen. Sie leisteten sofort Gehorsam, und er entfernte sich mit ihnen.

Gegen zehn Uhr Abends schlenderte ich ins Dorf hinaus. Ein großer Lärm, der aus einer der Hütten drang, veranlaßte mich hineinzutreten, und ich erblickte ein altes Weib, welches eins der hübschesten indianischen Mädchen stützte, die mir je vorgekommen. Es war ganz unbekleidet. Mit gekreuzten Füßen und nackt saß der Arzneimann in der Mitte der Hütte. Eine hölzerne Schüssel mit Wasser stand vor ihm; zwölf oder funfzehn andere Männer saßen ringsherum. Der Zweck der Versammlung war, das Mädchen von einem Seitenübel zu heilen. Sobald man meine Gegenwart bemerkte, wurde mir Raum gemacht, damit ich mich setzen konnte. Der eben sein Amt verwaltende Arzneimann schien durch die Anstrengung, durch die er gegangen, in heftigen Schweiß gerathen und nahm bald seinen Sitz unter den übrigen ein, als ob er vollständig erschöpft wäre; darauf kam ein jüngerer Arzneimann auf den Platz vor der Schale, dicht neben der Kranken. Nachdem er seine Decke abgeworfen, fing er an, mit der größten Heftigkeit zu singen und zu gestikuliren, während die Andern unter fortdauerndem Gesange mit kleinen Stäben auf hohle hölzerne runde Schalen den Takt dazu schlugen. Nachdem er sich auf diese Weise eine halbe Stunde lang abgearbeitet hatte, bis der Schweiß an seinem Körper herablief, sprang er plötzlich auf das junge Mädchen los, packte sie mit den Zähnen in der Seite und schüttelte sie einige Minuten, während welcher Zeit die Kranke große Schmerzen zu leiden schien. Dann ließ er sie fahren, schrie, er habe es, hielt die Hände vor den Mund und tauchte sie darauf ins Wasser, indem er mit großer Mühe die Krankheit, die er herausgerissen, niederzuhalten vorgab, damit sie nicht etwa zu ihrem Opfer zurückkehrte.

Als er endlich ihrer Herr geworden war, wandte er sich triumphirend nach mir um und hielt etwas zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände,

das einem Stück Knorpel ähnlich sah. Einer der Indianer wetzte sodann sein Messer und schnitt es entzwei, so daß ein Ende in jeder Hand blieb. Eins der Stücke warf er ins Wasser und das andere ins Feuer und begleitete die Handlung mit einem teuflischen Lärm, wie nur ein Arzneimann ihn hervorzubringen vermag. Hierauf erhob er sich, ganz befriedigt mit dem, was er vollbracht, obwohl die arme Kranke mir keineswegs durch die heftige Behandlung, welche sie erduldet hatte, erleichtert schien.

7. Mai. Wir verließen schon vor Tagesanbruch das Lager, ohne uns damit aufzuhalten, dem Häuptling unsere Aufwartung zu machen. Am Nachmittag berührten wir Whitby's Insel, welche die Wasserstraße von De Fuca von Puget's Sund trennt. Wenige Jahre zuvor war eine katholische Mission auf der Insel gegründet, nothgedrungen aber wieder aufgegeben worden, wegen der unruhigen Stimmung der Indianer, welche, wenn sie gleich der Hudson Bay-Kompagnie sich freundlich erwiesen, doch allen Uebrigen, die es versuchen möchten, sich dort niederzulassen, mit großem Argwohn begegnen, da sie befürchten, daß die Weißen ihnen den Besitz ihrer Ländereien entreißen könnten.

Als wir uns dem Dorfe Toanichum näherten, bemerkten wir zwei starke, aus Holzblöcken aufgeführte Bastionen, welche für indianische Kriegführung sehr geeignet und mit bedeutendem Geschick gebaut waren. Indem unser Canot auf das Ufer zu fuhr, sah ich Männer den Bastionen zueilen und hörte bald darauf mehre Schüsse, und da ich glaubte, daß sie uns durch dieselben begrüßen wollten, so rückten wir noch näher; aber zu unserm Erstaunen vernahmen wir noch mehr und sahen, daß die Kugeln nicht weit von unsern Canots niederfielen. Meine Indianer hörten sofort zu rudern auf und es kostete mich die äußerste Ueberredung, sie zum Weiterfahren zu bewegen. Hätten wir die geringste Neigung gezeigt, uns zurückzuziehen, so würde ohne Zweifel das Feuern und zwar mit besserm Erfolg fortgedauert haben. Als ich jedoch beim Landen sie fragte, was sie damit beabsichtigt hätten, sagten sie, daß es nur deshalb geschehen sei, um mir zu zeigen, daß sie im Besitz von Feuerwaffen wären.

Sie behandelten uns in der Folge sehr gastfreundlich. Lock-hi-num, der Häuptling, bot uns alle Vorräthe an, über die er zu verfügen hatte. Doch nur mit großer Schwierigkeit konnte ich ihn dazu bringen, sich zeichnen zu lassen. Endlich gelang es mir dadurch, daß ich ihm die Bildnisse mehrer anderer Häuptlinge zeigte und ihm sagte, daß dieselben seiner Großen Mutter, der Königin, vorgezeigt werden sollten, und daß sie ohne Zweifel sich sehr getäuscht fühlen würde, wenn das seinige nicht darunter wäre. Ich blieb zwei bis drei Stunden dort und zeichnete das Dorf. Es gelang mir ebenfalls, ein sehr hübsches Weib, die Frau des zweiten Häuptlings, zum Sitzen zu überreden. Sie hatte den plattesten Kopf, den ich in dieser Gegend gesehen habe. Nachher fuhren wir nach der Südseite der Wasserstraße hinüber und schlugen unser Lager für die Nacht auf.

8. Mai. Wir fuhren an der Südseite der Wasserstraße in unserm Canot hinauf und schlugen unser Lager auf einem langen spießförmigen Sandvorsprung auf, der drei bis vier Meilen weit in die Wasserstraße hinausragte.

9. Mai. Wir trugen unsere Canots über die Sandzunge und erreichten gegen Abend I-eh-nus, ein Dorf oder Fort der Clallums. Es bestand aus einer doppelten Reihe starker Pikete, von denen die äußern ungefähr zwanzig, die innern etwa fünf Fuß hoch waren und die einen Raum von 150 Fuß im Geviert umschlossen. Dieser ganze innere Raum ist überdacht und zerfällt in kleine Abtheilungen oder Gehege für die einzelnen Familien. Zur Zeit meiner Ankunft waren an 200 Stammangehörige in dem Fort. Ihr Häuptling, Yates-sut-soot, empfing uns mit großer Herzlichkeit. Ich blieb drei Tage bei ihnen und der ganze Stamm begegnete mir äußerst freundlich, mit einer einzigen Ausnahme, die der abergläubischen Besorgniß zuzuschreiben war, daß eines weißen Mannes Gegenwart in einer Hütte Krankheit in der Familie herbeiführen würde. Yates-sut-soot fürchtete einen Angriff der Macaw-Indianer und fragte mich, da er glaubte, daß mein Einfluß und meine Macht als Arzneimann von großer Wichtigkeit sein müßten, sehr eifrig, auf welche Seite ich mich im Fall ihres Kommens stellen würde. Ich antwortete, daß ich sein Freund sein würde, so lange, als er mich gut behandelte.

Einige Monate vor meiner Ankunft hatte eine große Schlacht zwischen den Clallums und den Macaws stattgefunden, in der die erstern sehr gelitten hatten. Der Anlaß dazu war folgender gewesen: Die Clallums hatten einen Wallfisch in Besitz genommen, der von den Macaws getödtet worden, ihnen aber weggekommen und von der Strömung nach dem Dorfe getrieben war. Die Macaws forderten einen Antheil an der Beute, sowie die Rückgabe ihrer Speere, die, funfzehn bis zwanzig an der Zahl, in dem Körper staken; beide Forderungen wurden zurückgewiesen, und von da an entstand eine feindliche Gesinnung zwischen den Stämmen.

Es werden gegenwärtig nur wenig Wallfische an der Küste gefangen, aber die Indianer sind sehr leidenschaftlich für die Jagd derselben eingenommen und schätzen das Wallfischfett sehr hoch; sie schneiden es in ungefähr vier Fuß breite Streifen und essen es mit gedörrtem Fisch.

Sie haben eine erfinderische Weise, den Wallfisch zu fangen, und, nach der mir gemachten Schilderung zu urtheilen, muß die Jagd höchst anregend sein. Sobald sie auf der hohen See einen Wallfisch schnauben sehen, eilen sie hinab nach ihren großen Canots und stechen, je zwölf in einem jeden derselben, in See. Jegliches Canot ist mit einer Anzahl starker, aus Seehundshaut gefertigter, mit Luft gefüllter Beutel versehen, die sehr sorgfältig und mit vielem Geschick gemacht sind, und deren jeder zehn Gallonen hält. An jeden Beutel ist mittelst eines acht oder neun Fuß langen starken Bindfadens eine aus Knochen oder — wofern sie es haben können — aus Eisen gefertigte, mit einem Widerhaken versehene Speerspitze befestigt, und in das Loch ist ein Griff von sieben bis acht Fuß Länge eingefügt. Sobald man dem Wallfische nahe genug ist, werden die Widerhaken, an denen die Beutel befestigt sind, in ihn hineingetrieben und die Griffe weggezogen. Der Angriff wird so lange wiederholt, bis der Wallfisch, durch die luftgefüllten Beutel emporgehalten, nicht mehr unterzutauchen vermag, worauf ihm das Garaus gemacht, und er ans Land gezogen wird. Zuweilen werden diese Indianer auf der Jagd zwanzig bis dreißig Meilen ins Meer hinausgeführt, doch die Bauart ihrer Canots ist

so bewunderungswerth und ihre Leitung derselben so geschickt, daß ihnen nur selten ein Unglück begegnet.

Einige Monat nachdem der Streit um den Wallfisch stattgefunden, ging der Bruder Yellow-cums, des obersten Häuptlings der Macaws, nach Fort Victoria, um Schießbedarf und andere nothwendige Dinge einzuhandeln und wurde auf seinem Rückwege von den Clallums angegriffen. Er selbst und einer seiner Leute wurden getödtet, doch drei entflohen und diesen gelang es, Cap Flattory zu erreichen, wo Yellow-cum wohnte. Sobald er von dem Tode seines Bruders Kunde erhalten, rüstete Yellow-cum zwölf seiner größten Boote mit je zwölf Kriegern aus und überfiel plötzlich I-eh-nus; doch bald sah er ein, daß er sich wenig Erfolg versprechen konnte, so lange die Clallums in ihrem Gehege vollkommen geschützt von ihren Holzblöcken blieben, während seine Leute ohne irgend eine Schutzwehr dem verderblichen Feuer ausgesetzt waren, das unablässig durch die Pikette unterhalten wurde. Er sandte deshalb Einige von seiner Schaar nach der Westseite des Forts herum, wo sie das Gras und Holz in Brand versetzten; das Feuer theilte sich bald den Gebäuden mit und er und seine übrigen Leute hielten Wache, um keinen der Clallums entwischen zu lassen. Diese waren bald genöthigt, einen Ausfall zu machen und den Rückzug ihrer Weiber und Kinder ins Gebirge zu decken. Yates-sut-soot und Yellow-cum fochten mit großer Tapferkeit und nur mit ihren Messern bewaffnet, Brust gegen Brust, bis sie im Handgemenge getrennt wurden. Ich sah einen Clallum, der in der Schlacht durch Schnittwunden fürchterlich zugerichtet worden war, indem er durch eine lange Reihe der Macaws hatte laufen müssen, von denen jeder ihm einen Schnitt beim Vorüberkommen versetzt hatte. Die Gebäude wurden nur halb von der Flamme verzehrt. Yellow-cum machte achtzehn Gefangene, zum größten Theil waren es weibliche, welche als Sklavinnen mitgenommen wurden, und acht Köpfe waren bei seiner Rückfahrt an den Vordertheilen der Canots auf Stangen gepflanzt. Die Köpfe werden nach dem Dorfe gebracht und als Trophäen vor der Hütte der Krieger aufgesteckt, welche die Gefallenen, denen sie gehörten, getödtet haben. Diese Indianer skalpiren ihre Feinde nicht.

In der Nähe des Dorfes befinden sich sehr viele eigenthümliche Gräber, mit verschiedenen Gerüsten überbaut, auf welche die Indianer ihre Todtenopfer niederlegen.

12. Mai. Wir reisten mit dem Vorsatz ab, nach der Vancouvers Insel zurückzukehren, doch der Wind war so heftig, daß wir an das Ufer zurück mußten, an dem wir zwölf oder vierzehn Meilen entlang fuhren, bis wir an die Mündung eines Flusses kamen. Das südlich von uns gelegene Land erhebt sich, so weit das Auge reicht, in Gestalt einer ununterbrochenen Kette hoher Berge; die Spitzen vieler derselben sind selbst noch in dieser Jahreszeit mit Schnee bedeckt. Wir fuhren ungefähr eine Meile weit den Fluß hinauf, nach einer indianischen Fischstation Namens Suck. Der Fluß ist seiner ganzen Breite nach durch Pfähle und offenes Weidengeflecht und andere Zweige gesperrt, worin in Zwischenräumen Löcher gelassen sind, die in verschiedene Abtheilungen von Korbgeflecht führen, in welche die Fische auf ihrem Wege vom Fluß ins Meer hineinschwimmen. Wenn sie einmal darin sind, können sie

nicht wieder hinaus, da das Korbgeflecht um die Löcher nach innen zu einigermaßen wie ein Trichter oder eine der Draht-Mäusefallen gestaltet ist. In diesen Behältern werden die Fische ohne Mühe mit Speeren getödtet, sobald man ihrer bedarf, und das Dorf ist auf diese Weise stets mit Speise versorgt. Es wurden gerade bei unserer Ankunft eine große Menge gefangen und wir erhielten eine reichliche Lieferung für ein kleines Päckchen Taback.

Diese Indianer fangen ebenfalls sehr viele Enten mittelst eines feinen, zwischen zwei gegen dreißig Fuß hohen und funfzig bis sechzig Fuß auseinander gestellten Pfählen, ausgespannten Netzes. Dasselbe wird in einem engen Thale ausgespannt, durch welches die Enten am Abend fliegen; am Fuße des Netzes wird ein rauchendes Feuer angezündet, welches die Enten hindert, es wahrzunehmen, und wenn sie dann dagegenfliegen, werden sie verwirrt und fallen nieder, wobei die Indianer sie ergreifen.

Da der Wind immer noch zu stark war, um uns hinauszuwagen, blieben wir bis zum 14. Chaw-u-wit, die Tochter des Häuptlings, gestattete mir, ihr Bildniß zu zeichnen. Während sie mir zu demselben saß, umringten uns sehr viele der Indianer und störten uns sehr, da das angeborne Schamgefühl alle indianischen Weiber gegen jede öffentliche Beachtung und Alles, was sie lächerlich erscheinen läßt, besonders empfindlich macht. Sie war vielleicht das



hübscheste Mädchen, das ich in den Gegenden der Wasserstraße gesehen, und dies ist gewiß kein großes Compliment für die übrige weibliche Bevölkerung.

Da Chea-clack unser Canot zu klein fand, so bemühte er sich, es gegen ein größeres umzutauschen, was ihm auch gelang, und gegen drei Uhr Morgens schifften wir uns ein, um eine Ueberfahrt von zweiunddreißig Meilen durch die offene See zu machen. Als wir ungefähr ein paar Stunden auf dem Meere gewesen waren, steigerte sich der Wind zu einem vollkommenen Sturm, und da er gegen eine Ebbfluth wehte, so schwoll das Wasser sehr an; wir mußten einen Mann unabläßig ausschöpfen lassen, damit unser Boot sich nicht mit Wasser füllte.

Die an Bord befindlichen Indianer stimmten jetzt eine ihrer wilden Sangesweisen an, welche zu einem vollkommenen Geheul anwuchs, sobald eine Welle, die größer als die übrigen war, uns entgegenkam; dabei bliesen und spuckten sie gegen den Wind, als wenn sie in einem zornigen Kampfe mit dem bösen Geiste des Sturmes begriffen gewesen wären. Das ganze Schauspiel war im höchsten Grade wild und erregend; das Wogen der berghohen Wellen um unser kleines Canot, das sie jeden Augenblick zu verschlingen drohten; das Brüllen des Windes über unsern Häuptern und das Geheul der Indianer machten es zu einem wahrhaft schreckenerregenden. Ich wunderte mich über die Gewandtheit, mit welcher sie das Canot lenkten und mit der sie Alle ihre Ruder nach windwärts schwenkten, sobald eine Welle sich brach, wodurch sie die Gewalt derselben theilten und den Schaum über unsere Köpfe hinweg nach der andern Seite des Bootes führten.

Ich sah mit der größen Besorgniß jeder Welle entgegen, die donnernd auf uns zukam, und ich muß gestehen, daß die Vorstellung des Unterganges mich mit der größten Furcht erfüllte. Wir kamen jedoch sicher um zwei Uhr Nachmittags im Fort an, ohne weitern Nachtheil, als den einer schrecklichen Müdigkeit, die nach elfstündiger schwerer Arbeit ohne Speise und bei vollständiger Durchnässung wohl zu erwarten war; doch auch diese verging bald an einem lustig brennenden Feuer und bei einem kräftigen Mittagsessen, mit dem wir im Fort Victoria bewillkommnet wurden. Einer der Indianer sagte mir, daß er während des Sturmes blos um meinetwegen Angst empfunden hätte, da seine Stammesgenossen leicht das Ufer schwimmend erreicht haben würden, wenn es auch zehn Meilen entfernt gewesen wäre.

Einige Tage nach meiner Ankunft in dem Fort war ich in meinem Zimmer beschäftigt, einen Indianer zu zeichnen. Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und ein Indianer von sehr schlichtem und wenig ansprechendem Aeußern trat ein. Da ich nicht gestört sein wollte, verabschiedete ich den Eindringling etwas barsch und schloß die Thüre hinter ihm; denn wenn ich alle Kommenden hätte zulassen wollen, so hätte ich vom Morgen bis in die Nacht hinein keine Ruhe gehabt. Eine halbe Stunde später trat Herr Finlayson ein und theilte mir mit, daß der große Yellow-cum, der oberste Häuptling der Macaws von Cap Flattery, im Fort angelangt sei. Ich hatte soviel von diesem Häuptling gehört, sowohl durch seine Feinde, die Clallums in I-eh-nus als durch die Indianer in Fort Vancouver, daß ich beschlossen hatte, sechzig Meilen weit nach Cap Flattery zu reisen, um ihn zu sehen. Sein Erscheinen freute mich

daher sehr, da mir die Reise durch dasselbe erspart wurde, und ich ging sogleich ihn aufzusuchen und war nicht wenig erstaunt, als ich in ihm den Besuch erkannte, welchen ich so ohne alle Umstände aus meinem Zimmer gewiesen. Natürlich entschuldigte ich mich, indem ich versicherte, nicht gewußt zu haben, wer er sei und erzählte ihm, wie ungeduldig ich gewesen wäre, ihn zu sehen, und daß ich die Absicht gehabt hätte, seinetwegen nach Cap Flattery zu gehen. Er erwiederte, daß er mich gern von jeder absichtlichen Beleidigung freispräche, daß er sich aber äußerst gekränkt gefühlt habe, eine solche Behandlung vor so vielen Indianern zu erfahren.

Er begleitete mich nach meinem Zimmer, wo ich ihn zeichnete und er mir viel aus seiner Lebensgeschichte erzählte. Yellow-cums Vater war der Pilot des unglücklichen „Tonquin", jenes Schiffes, das von John Jacob Astor ausgesandt wurde, um mit den nördlich von der Vancouver-Insel lebenden Indianern Handelsgeschäfte zu machen und welches Washington Irving in seiner „Astoria" erwähnt. Er war der einzige Ueberlebende und rettete sich aus dem Schiffe, ehe es in die Luft flog; die übrige Mannschaft war zum Theil niedergemetzelt, zum Theil mit dem Schiff in die Luft gesprengt worden. Es war unmöglich, einen klaren Bericht über dieses traurige Ereigniß zu erlangen, da kein Weißer lebte, welcher davon Kunde hätte geben können.

Yellow-cum ist der wohlhabendste Mann seines Stammes. Sein Reichthum besteht hauptsächlich aus Sklaven und Jaquas, einer kleinen, einzig und allein bei Cap Flattery in großer Menge vorkommenden Muschel. Diese Muscheln sind als Geld im Umlauf und zwischen den gesammten Stämmen wird ein bedeutender Handel durch sie vermittelt. Man holt sie aus dem Grunde des Meeres aus bedeutender Tiefe mittelst einer langen, in ein flaches etwa funfzehn Zoll im Geviert haltendes Brett gesteckten Stange. Aus diesem Brett ragen viele knöcherne Stifte hervor, welche, wenn sie niedergedrückt werden, in das hohle Ende der Muscheln dringen, welche mit ihrem schmalen Ende am Boden festgehalten scheinen. Die Muscheln hängen sich an die Stifte und werden so an die Oberfläche gezogen. Sie messen ein bis anderthalb Zoll in der Länge und sind weiß, fein und hohl, ganz spitz zulaufend, leichtgebogen und von der Dicke eines gewöhnlichen Pfeifenstieles. Ihr Werth richtet sich nach ihrer Länge und nimmt in einem bestimmten Verhältniß zu; vierzig Muscheln sind durchschnittlich die festgesetzte Zahl für ein Längenmaß von einem Klafter und kommen so im Werthe einem Biberfell gleich; doch wenn neununddreißig hinreichend groß befunden werden, um eine Klafterlänge herzustellen, so gelten sie zwei Biberfelle, achtunddreißig drei und so fort, daß immer jede Muschel, die weniger ist, als die festgesetzte Maßbestimmung, wieder ein Biberfell mehr bedingt.

Yellow-cum machte mir ein Paar Ohrgehänge zum Geschenk, von denen jedes aus siebzig oder achtzig Muscheln zusammengesetzt war. Sein Reichthum bestand zum Theil auch aus Otterfellen, die zu den werthvollsten an der Küste von Nordamerika gefundenen Pelzen gehören und deren Werth im Tarif gewöhnlich zwölf Decken gleichkommt; zwei Decken gelten einer Flinte gleich; Tabak und Munition und andere Dinge werden nach Verhältniß geschätzt. Die Decke ist das Werthmaß, nach der alle Gegenstände an der nordwestlichen Küste

berechnet werden. Abgesehen von seinem Reichthum, übt Yellow=cum einen großen Einfluß auf alle Stämme aus und hat seine Oberhäuptlings=Würde keinem erblichen Anspruch, sondern seiner persönlichen Kühnheit und Befähigung zu verdanken. Als einen Beweis für den Muth und die persönliche Zuversicht dieses Häuptlings erwähne ich, daß ich ihn in dem Fort in heiterer Unterhaltung mit mehren der Clallum=Häuptlinge begriffen sah, mit welchen er oft auf Tod und Leben gekämpft hatte. Seine Klugheit veranlaßte ihn indessen, nach Einbruch der Nacht innerhalb des Forts zu bleiben.

Ich besuchte die Hütten der Eus=a=nich=Indianer, welche auf Besuch da waren. Der Häuptling war sehr reich und hatte acht Frauen mit. Ich gab ihm durch das Vorzeigen einiger Skizzen zu verstehen, daß ich ihn zu zeichnen wünschte; diesem Ansinnen widersetzten sich jedoch seine Damen so heftig, daß ich froh war, aus dem Bereich ihrer Zungen zu fliehen, da sie alle zu gleicher Zeit schnatterten, während er wie ein Großsultan dasaß und offenbar sich durch die Theilnahme geschmeichelt fühlte, welche sie für seine Wohlfahrt an den Tag legten. Einige Tage später traf ich den Häuptling allein in einiger Entfernung von seinem Lager und da gestattete er mir, nachdem ich ihm ein Röllchen Tabak gegeben, bereitwillig, sein Bild zu zeichnen.

Auf einem meiner täglichen Ausflüge fiel mir die große Häßlichkeit eines mir begegnenden Indianers sehr auf. Ich erfuhr auf meine Anfrage, daß er Shawstun, das Haupt der Sinahomas sei. Er forschte sehr ernstlich, ob er, indem er sich zeichnen ließe, nicht Gefahr laufe, zu sterben, und als ich mit der Skizze zu Ende war und ihm etwas Tabak gegeben, hielt er ihn einige Augenblicke empor und sagte, das sei eine geringe Belohnung dafür, daß er sein Leben aufs Spiel gesetzt. Er verfolgte mich nachher zwei oder drei Tage mit der Bitte, sein Bild zu zerstören, bis ich, um ihn los zu werden, eine rohe Copie davon machte und sie in seinem Beisein zerriß, indem ich vorgab, daß es das Original sei.

Ich blieb bis zum 10. Juni auf der Vancouvers=Insel, und vielleicht wäre es ganz gut, wenn ich, ehe ich davon Abschied nehme, einen summarischen Bericht von dem gäbe, was ich theils durch persönliche Beobachtung, theils von den Herren der Hudsons=Bay=Compagnie über die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen, diese Gegenden bewohnenden Stämme erfahren habe.

Die südlich vom Columbia=Flusse lebenden Indianer tätowiren sich unterhalb des Mundes, wodurch das Gesicht ein hellblaues Aussehen bekommt. Die an der Mündung des Columbia und gegen hundert Meilen stromaufwärts von derselben wohnenden, so auch die am Pugets=Sund und in der Wasserstraße de Fuca und im südlichen Theil der Vancouvers=Insel, platten die Köpfe im ersten Kindesalter ab, wie die Skizzen aus dem Chinook=Stamme es darstellen. Jene, welche nördlich von der Insel hausen, pressen den Kopf in der Kindheit in eine conische Form. Dies geschieht mittelst einer Bandage, welche um die Stirn gewunden und allmälig enger angezogen wird, bis der Kopf die gewünschte Gestalt erhält.

Der diesem zunächst nach Norden zu lebende Stamm, wird von den Reisenden „Babines“ oder „Big=lips“ (Dicklippen) genannt, weil die Weiber

desselben ihre Lippen durch Einfügung von einem Stück Holz vergrößern. Ein kleines dünnes Stück Knochen wird durch die Unterlippe des Kindes von unten nach oben zu gezwängt und wird allmälig vergrößert, bis ein flaches, drei Zoll langes und anderthalb Zoll breites Stück Holz die Lippe zu einer fürchterlichen Anschwellung vorgedrängt hat, die mit dem Alter zunimmt. Auf die Größe der Lippe wird viel Gewicht gelegt, da sie den Maßstab bildet, nach welcher weibliche Schönheit abgeschätzt wird; sie bildet auch den Unterschied zwischen freien, eingebornen Weibern und ihren Sklavinnen.

Wenn bei irgend einer Veranlassung der Holzstab entfernt wird, so fällt die Lippe bis auf das Kinn herab, und dies ist eins der widrigsten Schauspiele, die man sich denken kann.

Die Männer tragen zuweilen einen durch die Nase gezogenen Ring, der aus Knochen oder, wenn sie es erlangen können, aus Messing besteht. Sie tragen eine aus den Fasern der Cedernrinde sehr fein geflochtene Mütze und eine aus der Wolle der Bergschafe gefertigte Decke; die Verfertigung erfordert mehre Jahre, und sie sind daher sehr werthvoll. Für eine, die ich mit großer Mühe mir verschaffte, mußte ich fünf Pfund Taback, zehn Ladungen Munition, eine Decke, ein Pfund Glasperlen, zwei bunte Hemden und eine Unze Zinnober geben.

Die nächsten, noch höher nach Norden zu wohnenden Stämme legen die Oberlippe der ganzen Länge nach mit verschiedenfarbigen Perlen aus, die sie zwei Drittel tief einsenken, so daß das Ganze wie eine Perlenarbeit aussieht.

Im Innern von Neu-Caledonien, das östlich von der Vancouvers-Insel und nördlich von Columbia liegt, herrscht bei dem Stamme der „Taw-wa-tins“, die ebenfalls Babines sind, und auch bei andern benachbarten Stämmen der Gebrauch, die Todten zu verbrennen und ist für die Wittwen der Verstorbenen mit besonders barbarischen Umständen verbunden. Der todte Körper des Gatten wird nackt auf einen großen Haufen harzigen Holzes gestreckt, die Frau wird dann auf den Leichnam gelegt und mit einem Fell bedeckt; darauf zündet man den Haufen an, und das arme Weib ist gezwungen auszuhalten, bis sie beinahe erstickt; wenn es so weit gekommen, läßt man sie, so gut sie es vermag, durch Rauch und Flammen herabsteigen. Kaum hat sie jedoch den Boden erreicht, so wird von ihr verlangt, daß sie das Zusammenziehen des Leichnams verhindere, das durch die Einwirkung, die das Feuer auf Sehnen und Muskeln ausübt, herbeigeführt wird; sobald diese Gefahr vorhanden, muß sie mit ihren bloßen Händen den brennenden Leichnam in die richtige Lage zurückbringen, während ihre eigene Person die ganze Zeit über dem sengenden Einfluß der schrecklichen Gluth ausgesetzt ist. Wenn sie aus Schwäche oder durch die Heftigkeit des Schmerzes diesen unumgänglichen Gebrauch nicht gehörig zu üben vermag, so wird sie von irgend Jemand gestützt, bis der Leichnam verzehrt ist. Während der Ceremonie wird ihr Geschrei von fortwährendem Singen und Trommelschlagen übertäubt. Nachher muß sie die unverbrannt gebliebenen Knochen und die Asche sammeln und in einen zu dem Zweck gefertigten Sack thun, den sie drei Jahre lang auf ihrem Rücken zu tragen verpflichtet ist; diese drei Jahre hindurch ist sie die Sklavin der Verwandten des Mannes und darf sich weder kämmen noch waschen, so daß sie bald zum widerlichsten

Gegenstande herabsinkt. Nach Verlauf derselben geben ihre Peiniger ein Festmahl, zu dem alle beiderseitigen Verwandten eingeladen werden. Bei Eröffnung desselben legen sie mit vielen Ceremonieen die Ueberbleibsel des verbrannten Todten in einen Kasten, der an der Spitze einer hohen Stange befestigt wird, um die sie herumtanzen. Die Wittwe wird dann nackt ausgezogen und vom Kopf bis zum Fuß mit Fischthran beschmiert, auf welchen einer der Umstehenden eine Menge Schwanenflaum schüttet, der die ganze Gestalt überdeckt. Sie muß dann mit den Andern tanzen. Nachdem das Alles vorüber ist, steht es ihr frei, wieder zu heirathen, sofern sie Lust dazu hat und Muth genug empfindet, um sich zum zweiten Mal der Gefahr auszusetzen, lebendig gebraten zu werden und die darauf folgenden Gräuel zu überstehen.

Es ist oft vorgekommen, daß eine Wittwe, die — vielleicht mit der Hoffnung ihn nicht zu überleben — einen zweiten Gatten geheirathet hatte, wenn derselbe vor ihr starb, lieber Selbstmord beging, ehe sie sich den Opfergebräuchen abermals aussetzte. Es war mir unmöglich, etwas über die Beweggründe zu erfahren, welche einen so grausamen Ritus erklären könnten, und ich kann ihn nur der angebornen Eigennützigkeit, Faulheit und Grausamkeit der Indianer beimessen, welche wahrscheinlich durch diese Mittel ihre Frauen aufmerksamer für ihr persönliches Behagen und ihre Bequemlichkeiten zu machen glauben, während sie zugleich durch dieselben gegen etwaige Ermordung durch eine eifersüchtige oder treulose Gattin gesichert sind.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Das Suchen eines verlornen Weibes. — Eine einfache List. — Eine Fischernte. — Die Legende vom Felsen. — Der kleine Fischer. — Schlacht zwischen den Zwergen und den Gänsen. — Ein Ritt auf einem Wallfisch. — Eine indianische Niobe. — Das Nennen der Todten. — Erlaubniß sich zu betrinken. — Abrechnen. — Stehlen eines Schädels. — Bestrafung der Deserteurs. — Dilettanten-Wundarzneikunde. — Seltenheit des Holzes. — Klapperschlangen die Hülle und Fülle. — Die Schornsteinfelsen. — Der Grashüpfer und der Wolf. — Der Wolf und seine Weiber.

9. Juni. Da das Schiff der Compagnie, das jährlich die für das Innere bestimmten Güter und Depeschen bringt, angekommen war, so war es Herrn Finlayson sehr darum zu thun, die Briefe weiter zu befördern, und da er wußte, daß ich bald meine Rückreise anzutreten beabsichtigte, fragte er mich, ob ich sie nach Fort Vancouver nehmen wolle. Es war mein aufrichtiger Wunsch, was irgend in meiner Macht stand, zu thun, um mich für die Gastfreundschaft und Güte, die mir zu Theil geworden, erkenntlich zu erweisen, und deshalb fing ich an, meine Vorbereitungen zu machen, um den nächsten Morgen abzureisen. Ein alter Nasqually-Häuptling war an die Küste herabgekommen, ein Lieblingsweib zu suchen, das ihm einige seiner räuberischen Nachbarn entführt und,

wie er voraussetzte, irgendwo auf der Vancouvers-Insel verkauft hatten. Da indessen seine Nachforschungen ohne Erfolg geblieben waren, trat er jetzt seinen Rückweg an, und ich beschloß, mit ihm zu gehen. Er freute sich sehr über meine Begleitung, da der Umstand, daß ich Depeschenträger war, sicherlich der ganzen Gesellschaft zum Schutz gereichen mußte, was für Indianer wir auch treffen möchten. Ich fragte ihn, wie er es angefangen habe, um mit heiler Haut auf seiner Herreise durchzukommen; da zeigte er mir ein altes Zeitungsblatt, das er, wie er mir erzählte, jedesmal emporgehalten, wenn er fremden Indianern begegnet war. Sie hatten es für einen nach Fort Victoria bestimmten Brief gehalten und hatten ihn deshalb, ohne ihn zu behelligen, weiterziehen lassen.

Die der Verwaltung der verschiedenen Posten vorstehenden Herren haben häufig Veranlassung, Briefe abzusenden, zuweilen nach ziemlich weit entfernten Orten und zu Zeiten, wo es ihnen entweder unbequem oder unmöglich ist, ein Canot mit eigenen Leuten auszurüsten, die sie zu Ueberbringern machen könnten. In solchen Fällen wird der Brief einem Indianer gegeben, der ihn so weit fortbringt, als es sich mit seiner Bequemlichkeit und Sicherheit verträgt; dann verkauft er ihn an einen andern, der ihn weiterträgt, bis sich ihm eine Gelegenheit darbietet, ihn vortheilhaft zu veräußern; so geht der Brief, allmälig im Werthe steigend, durch Kauf und Verkauf aus einer Hand in die andere, bis er das Ziel seiner Bestimmung erreicht, wo dann der letzte Besitzer den Lohn für die sichere Ablieferung empfängt. Auf diese Weise werden häufig Briefe mit voller Sicherheit und viel größerer Schnelligkeit befördert, als es sonst möglich wäre.

10. Juni. Früh am Morgen schiffte ich mich mit dem Häuptling, einer Frau, die er mitgebracht hatte, und zwei Sklaven ein: wir ruderten den ganzen Tag und kamen rasch vorwärts. Am Abend schlugen wir unser Lager unterhalb eines hohen Felsens auf, wo wir einige Gänseeier fanden, die wir uns zum Abendessen recht gut schmecken ließen.

11. Juni. Wir erreichten eine felsige Insel, auf welcher Tausende von Seehunden in den Strahlen der Sonne ruhten oder spielten. Wir schossen mehre derselben, da die Indianer das Fett als Speise sehr hoch schätzen; für meinen Magen war es jedoch viel zu ölig. Ich schoß indessen einen weißen Adler, briet ihn zu meinem Abendessen und fand ihn ganz vorzüglich schmackhaft.

12. Juni. Am Abend kamen wir in ein indianisches Dorf, wo wir für die Nacht Halt machten. Die ganze Wasserfläche schien zu leben durch die Bewegungen einer Art kleiner, silberglänzender Fische, die in den Strahlen der Abendsonne tanzten und flimmerten. Dieser Fisch hat ungefähr die Größe der Sardinen und wird in großer Menge gefangen; er wird dort Ulé-kun genannt und wegen seiner Zartheit und Fettigkeit sehr geschätzt. In getrocknetem Zustande brennt dieser Fisch von einem Ende bis zum andern mit der stetigen hellen Flamme einer Kerze.

Am Abend waren mehre Canots auf dem Wasser, und die Fische wurden mit erstaunlicher Schnelligkeit gefangen. Dies geschieht mittelst eines etwa sieben Fuß langen Instrumentes. Der Griff desselben mißt ungefähr drei Fuß; in diesen ist eine gebogene Klinge gefügt von vier Fuß Länge und einigermaßen wie ein Säbel gestaltet, jedoch ist die Schneide am Rücken. Auf dieser

Schneide sind in der Entfernung von ungefähr anderthalb Zoll scharfe bis einen Zoll lange Zähne eingesetzt. Der Indianer steht in dem Canot und hält das Instrument, als ob es ein Ruder wäre, indem er es mit beiden Händen mit der Schneide durch die dichte Menge der Fische zieht, mit welchen das Wasser so gefüllt ist, daß jeder Zahn einen Fisch zu treffen pflegt. Ein Schlag über die Querplanken bringt sie sicher auf den Boden des Bootes. Dies geht so rasch, daß sie sich niemals eines Netzes bedienen.

13. Juni. Als wir heute uns dem Ufer näherten, bemerkten wir zwei grasende Hirsche. Die Indianer hatten große Lust, sie zu verfolgen, da wir aber schon einige Zeit auf dem Wege verloren hatten, so strebte ich danach, vorwärts zu kommen. Als wir sehr weit von ihnen entfernt waren, feuerte ich meine zweiläufige Flinte gegen sie ab, doch mehr in der Hoffnung, sie zu verscheuchen, als in der Voraussetzung, sie tödten zu können; zu meinem und der Indianer Erstaunen fiel aber einer todt nieder. Der Häuptling sah mich sehr an und untersuchte dann die Flinte; augenscheinlich war er in Zweifel, ob er den Zauber in meiner Person oder in der Flinte suchen sollte. Ich sagte nichts und that, als ob die Sache sich von selbst verstände, während die Indianer offenbar mich für einen Mann hielten, mit dem nicht zu scherzen sei. Wir machten diesen Abend eine herrliche Mahlzeit von unserm Wildbret, und ich nahm mich wohl in Acht, die Eigenschaften meiner Flinte vor ihren Augen wieder auf die Probe zu stellen, so oft sie mich auch baten.

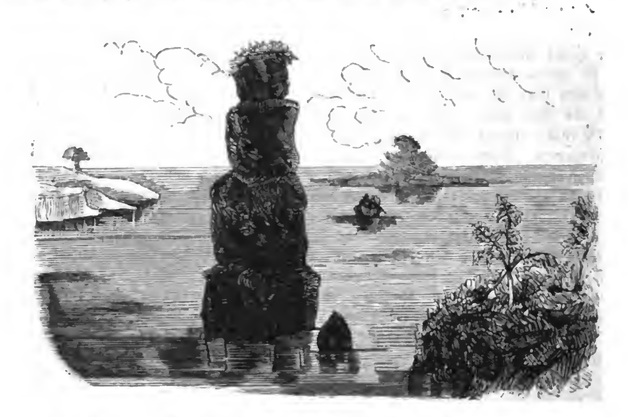
14. Juni. Als wir an einem einzeln stehenden Felsen vorüberfuhren, der sechs oder sieben Fuß über die Wasserfläche emporragte und wenig mehr, als vier Fuß im Umfang hatte, fragte mich der alte Häuptling, ob ich wüßte, was derselbe früher gewesen. Da ich es verneinte, erzählte er mir folgende Legende: „Viele Monde sind dahingegangen, seit eine Nasqually-Familie an dieser Stelle wohnte. Sie bestand aus einer Wittwe und vier Söhnen; einer war von ihrem ersten Gatten, die andern drei von dem zweiten. Die drei jüngern Söhne begegneten dem ältern Bruder sehr unfreundlich und weigerten sich, ihm einen Antheil an ihrem Jagd- oder Fisch-Ertrage zu gewähren; er dagegen wünschte sie sich geneigt zu machen und theilte ihnen stets von seiner Beute mit. Daß er in der That ein großer Arzneimann war, wußten sie nicht. Als er endlich ihre harte Behandlung satt hatte, da sie durch alle Güte, welche er seinerseits bewies, nicht zu erweichen waren, beschloß er, sich zu rächen. Er trat also eines Tages in die Hütte, in welcher sie schmausten und sagte ihnen, daß nicht weit davon ein großer Seehund sich gezeigt. Sie ergriffen sofort ihre Speere und brachen in der Richtung auf, die er angegeben, und als sie das Thier erreichten, stieß ihm der älteste seinen Speer in den Leib. Dieser Seehund war eine große „Arznei", ein Hausgeist des ältesten Bruders, der ihn zu dem vorliegenden Zwecke selbst geschaffen. Der vorderste hatte kaum seinen Speer dem Thier in den Leib getrieben, als er es unmöglich fand, seine Hand vom Griffe los zu machen oder denselben herauszuziehen; die beiden Andern versenkten ihren Speer mit gleichem Erfolg. Der Seehund eilte nun dem Wasser zu und schleppte sie nach, weit in die See hinaus. Nachdem sie viele Meilen zurückgelegt hatten, sahen sie eine Insel, auf welche der Seehund lossteuerte. Als sie sich dem Ufer näherten, fanden sie es zum ersten

Mal möglich, ihre Hände von den Speeren zu entfernen. Sie landeten also und verbargen sich in einem Gebüsch, da sie in einem feindlichen Lande zu sein glaubten. Während sie im Versteck lagen, sahen sie in der Ferne um einen Vorsprung ein winziges Canot herumschiffen, das ein sehr kleiner Mann ruderte, der, als er an die Stelle kam, wo sie waren, sein Boot durch einen an eine lange Leine geknüpften Stein vor Anker legte, ohne sie gewahr zu werden. Er sprang darauf über Bord, tauchte unter und blieb eine lange Zeit unter dem Wasser. Endlich kam er wieder an die Oberfläche und brachte einen Fisch mit herauf, den er ins Boot warf. Dies wiederholte er mehrmals und sah jedesmal ins Boot hinein, um die Fische zu zählen, die er gefangen. Da die drei Brüder sehr hungrig waren, so erbot sich einer von ihnen, hinauszuschwimmen, während der kleine Mann unter dem Wasser war, und einen Fisch zu stehlen. Diese Aufgabe löste er auch glücklich, ehe der Fischersmann wiederkehrte, aber der kleine Kerl war kaum mit dem neuen Fische angelangt, als er schon merkte, daß einer der bereits gefangenen fehlte, und seine Hand ausstreckend fuhr er langsam mit derselben am Horizont entlang, bis sie gerade auf ihr Versteck hinwies. Nun zog er seinen Anker ein, ruderte nach dem Ufer hin und entdeckte sofort die drei Brüder. Da er so wunderbar stark als klein war, band er ihnen Hände und Füße zusammen, warf sie in sein Canot, sprang hinein und ruderte in derselben Richtung zurück, aus der er gekommen. Nachdem sie um den fernen Vorsprung, wo sie ihn zuerst erblickt hatten, herumgefahren, kamen sie an ein Dorf, das von einer Race ebenso kleiner Menschen, wie ihr Gefangennehmer, bewohnt war, deren Häuser, Boote und Geräthschaften alle verhältnißmäßig klein waren.

„Die drei Brüder wurden dann herausgenommen und gebunden in eine Hütte geworfen, und ein Rath trat zusammen, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. Während die Männer zu Rathe saßen, schoß eine ungeheure Schaar Vögel, die Gänsen ähnlich aber viel größer waren, auf die Einwohner herab und begann einen heftigen Angriff. Diese Vögel besaßen die Macht, ihre scharfen Federkiele zu werfen, wie das Stachelschwein seine Stacheln, und obgleich die kleinen Krieger mit großem Muthe kämpften, so fielen sie bald, von den sie durchbohrenden Pfeilen bedeckt, besinnungslos zu Boden. Als aller Widerstand aufgehört hatte, flogen die Vögel auf und verschwanden.

„Die Brüder hatten dem Kampfe von der Stelle ihres Gewahrsams zugesehen, und nachdem es ihnen mit vieler Mühe gelungen, sich ihrer Fesseln zu entledigen, waren sie auf das Schlachtfeld gegangen und fingen an die Federkiele aus den scheinbar leblosen Körpern herauszuziehen; kaum hatten sie jedoch dies gethan, als sofort Alle zum Bewußtsein zurückkehrten. Sobald sie sämmtlich hergestellt waren, wünschten sie, ihren Rettern sich dankbar zu erweisen und erboten sich, Alles zu gewähren, was dieselben begehren möchten. Die Brüder baten, daß man sie nach ihrem Heimathlande zurücksenden möge. Demzufolge ward ein Rath berufen, um über die leichteste Weise, wie diesem Wunsche genügt werden könnte, zu entscheiden, und man kam zu dem Beschluß, einen Wallfisch dazu zu gebrauchen. Die Brüder wurden auf den Rücken des Ungeheurs gesetzt und reisten in der Richtung von Nasqually ab. Als sie jedoch ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fiel es dem Wallfisch

ein, daß er doch ein rechter Thor sei, sie zu tragen, anstatt sie in Schildkröten zu verwandeln und selber nach Hause schwimmen zu lassen. Nun gilt der Wallfisch als ein „Soch=a=li=ti=yah" oder „Großer Geist", wenn das gleich nicht so viel ist als der „Hias=Soch=a=li=ti=yah" oder der „Große hohe Geist", denn er besitzt höhere Gaben als alle andern Thiere zusammengenommen, und kaum hatte er über die Sache nachgedacht, als er sie auch sofort ausführte. Auf diese Weise kamen die Schildkröten zuerst ins Dasein, und dadurch erklärt es sich auch, daß sie beständig mit den Seehunden Krieg führen, indem ja einer dieser Gattung die Ursache ihres Unglücks war. Nachdem die drei Brüder auf so eigenthümliche Art verschwunden waren, kam ihre Mutter ans Ufer herab und harrte Tagelang ihrer Rückkehr und jammerte unter Thränen über ihre Abwesenheit. Da kam eines Tages zufällig der Wallfisch vorbei, erbarmte sich ihrer Trauer und verwandelte sie in jenen Stein."



Ich konnte, während ich in einem Canot vorüberfuhr, in der Bildung dieses Felsens nichts besonders Eigenthümliches entdecken; von den Beobachtungspunkten aus, die sich meinem Auge darboten, war wenigstens keine Spur einer Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt wahrzunehmen, wie doch eine solche nach dem Schlusse der Legende vorausgesetzt werden möchte. Vollkommen vereinzelt, wie indessen der Felsen dasteht, da meilenweit kein anderer sichtbar ist, mußte er natürlich für die Indianer ein Gegenstand besonderer Beachtung werden und ist auch durch die Einsamkeit seiner Lage wohl geeignet, zum Schauplatz der phantanstischen Schöpfungen ihres Aberglaubens zu dienen.

15. Juni. Wir erreichten Nasqually, wo ich mir Pferde verschaffte, die mich nach dem Cowlitzflusse bringen sollten. Ich kam wieder durch Prairie de Bute und über Mud=Mountain und langte am Abend des dritten Tages

in der Behausung meines alten Freundes Kiscop an; zu meinem Erstaunen fand ich ihn und seine Familie jedoch sehr fremd in ihrem Benehmen, und die Kinder liefen sogar davon und versteckten sich. Endlich fragte er mich, ob ich nicht bei meinem letzten Aufenthalte unter ihnen das Bild eines Weibes gezeichnet hätte. Ich antwortete bejahend und nannte ihren Namen: Caw=wacham, indem ich mich auf das Seite 95 vorkommende Portrait einer Frau mit einem Kinde bezog; eine Todtenstille folgte und ich konnte auf meine Fragen nicht die geringste Antwort erhalten. Als ich die Hütte verließ, begegnete ich einem Halfbreed, der mir erzählte, daß Caw=wacham gestorben sei, und daß man mich für die Ursache ihres Todes halte. Die Stille war dadurch veranlaßt worden, daß ich den Namen eines Todten nannte, was sowohl für unheilbringend, wie auch für eine Mißachtung des Verstorbenen angesehen wird.

Ich verschaffte mir gleich ein Canot, brach stromabwärts auf nach Fort Vancouver und ruderte die ganze Nacht, da ich wohl wußte, welche Gefahr mir drohte, wenn ich einem ihrer Verwandten begegnen sollte, und kam glücklich am 20. Juni mit meinem Päckchen Neuigkeiten auf der civilisirten Welt, in Fort Vancouver, an. Hier mußte ich bis zum 1. Juli bleiben, indem ich auf die Boote wartete, welche täglich aus Neu=Caledonien und Ober=Columbien mit Pelzen einliefen und ihre Wintervorräthe für die Posten im Innern aufluden. Während der Zeit unterhielt ich mich mit Jagen und Zeichnen. Ich skizzirte einen Chinook=Knaben, der einen eigenthümlichen Perlenkopfputz trug; das Muster schien ihm ausschließlich anzugehören, denn ich hatte nie zuvor ein ihm ähnliches angetroffen.

1. Juli. Die neuen Boote, aus welchen die Brigade bestand, hatten ihre Ausrüstung jetzt vollendet und waren bereit, nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten abzugehen. Herr Lewis, der Befehlshaber, sollte das Commando führen, bis er seinen eigenen Posten, Colville, erreicht hätte; aber große Mühe machte es uns, die Männer, sechzig bis siebzig an der Zahl, zusammenzubringen; einige verlangten, ehe sie aufbrachen, ihr ihnen zukommendes Maß an Rum, ihr „Regale", das die Compagnie den Leuten nur bei der Ausrüstung auf eine lange Reise gewährt; andere nahmen Abschied von ihren indianischen Liebchen und waren nur mit Noth zu finden; Alle zögerten in der That, das Leben des Müßigganges und Ueberflusses, in dem sie während der letzten zwei oder drei Wochen geschwelgt hatten, gegen die Mühen und Entbehrungen umzutauschen, die, wie sie wohl wußten, ihnen bevorstanden. Gegen Abend gelang es uns indessen, unsere Mannschaft zu sammeln, und Herr Lewis versprach den Leuten, daß ihnen ihr Regale bei der ersten passenden Gelegenheit ausgeantwortet werden sollte. Das Fort salutirte mit sieben Kanonenschüssen, denen ebenso viel von dem am Magazin liegenden Compagnieschiff antworteten; die Insassen des Forts drängten sich um uns herum und wir segelten unter jubelndem Zuruf und herzlichen Wünschen für unser Wohlergehen endlich ab. Da es so spät geworden, ehe wir unsere Reise antraten, so kamen wir diesen Abend nicht weiter, als bis zu den Mühlen der Compagnie, acht Meilen vom Fort.

2. Juli. Wir brachen sehr früh auf, und die Männer ruderten mit ungewöhnlichem Eifer, da sie am Abend dieses Tages ihr Regale empfangen



sollten. Um zwei Uhr Nachmittags hatten wir eine Strecke von achtundzwanzig Meilen zurückgelegt und Prairie de Thé erreicht. Hier landeten wir, damit unsere Leute ihr gewohntes Trinkgelage abhalten könnten. Im Dienste der Hudsons=Bay=Compagnie werden den Leuten keine Branntweinrationen zugetheilt, während sie im Fort oder mitten auf der Reise sind, noch dürfen sie Branntwein kaufen; doch wenn sie eben im Begriff sind, eine längere Reise anzutreten, wird ihnen ein sogenanntes „Regale“ (Erquickung) gegeben, das aus einem Nösel Rum per Mann besteht. Diesen dürfen sie jedoch nicht eher trinken, bis sie eine Strecke vom Fort entfernt sind; dann können die, welche die Berechtigung dazu haben, sich betrinken, ohne daß die im Fort lebende Dienerschaft hineingezogen wird.

Gleich nach der Landung wurde das Lager aufgeschlagen, Feuer angezündet und Speise gekocht; alle Vorbereitungen für die Nacht mußten fertig sein, ehe man den Branntwein austheilte. Sobald die Männer ihr Quantum hatten, begannen sie allerhand athletische Spiele: Laufen, Springen, Ringen u. s. w. Wir hatten acht Sandwichs=Insulaner unter der Mannschaft, welche uns durch einen pantomimischen, von Gesang begleiteten Tanz viel Unterhaltung gewährten. Das Ganze nahm sich höchst grotesk und komisch aus und erregte unter den Zuhörern und Zuschauenden schallendes Gelächter; als der Rum zu wirken anfing, begannen allmälig die den verschiedenen Posten angehörenden Brigaden sich ihrer kühnen Thaten und bestandenen Mühen zu rühmen. Nach und nach entstand aus diesen Prahlereien der Wunsch, zu erproben, wer der Beste sei, und dieser führte zu zahllosen Kämpfen; schwarze Augen und blutige Nasen waren bald in Menge vorhanden, doch endigte Alles mit guter Laune.

Tags darauf waren die Leute dumm von der Nachwirkung des Trinkens, aber dabei gehorsam und in ganz guter Stimmung; die Kämpfe vom Abend zuvor schienen wie eine Art schließliche Abrechnung für alle alten Zwistigkeiten und allen alten Groll. Wir kamen vor drei Uhr Nachmittags nicht von der Stelle und legten nur etwa vierzehn Meilen zurück. Am Fuße der Wasserfälle, da wo der erste Trageplatz beginnt, wenn man den Columbia aufwärts fährt, schlugen wir unser Lager auf.

4. u. 5. Juli. Beide Tage brachten wir damit zu, die Waarenpackete über den Trageplatz zu schaffen und die leeren Boote an Leinen stromaufwärts zu ziehen. Auf dieser Station wird bedeutender Fischfang getrieben; die Hudsons=Bay=Compagnie und die Kaskaden=Indianer, welche zur Zeit des Fischfangs, in die unsere Durchreise fiel, sich zahlreich in der Umgegend versammeln, fangen ungeheure Mengen von Fischen. Sie verursachten uns viel Mühe und Noth, da wir nur durch die äußerste Wachsamkeit sie vom Stehlen abhalten konnten. Am Abend des 5. hatten wir den Trageplatz durchschritten, und obwohl die Männer müde waren, fuhren wir doch, ehe wir unser Lager aufschlugen, sieben Meilen weiter den Fluß hinauf, um aus dem Bereiche der Indianer zu kommen.

Während die Männer die Waaren über die Kaskaden trugen, streifte ich herum und entdeckte einen großen Begräbnißplatz der Plattköpfe, und es lag mir viel daran, mir einen Schädel zu verschaffen. Ich mußte dabei indessen mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, und setzte mich keiner geringen

Gefahr aus, sowohl beim Aufsuchen, wie auch später durch den Besitz desselben; sogar die Reisenden würden sich geweigert haben, mit mir zu reisen, wenn sie gewußt hätten, daß ich einen in meiner Sammlung hätte, und die Ursache davon wäre nicht allein in der abergläubischen Scheu, die ihnen die Begräbnißplätze einflößen, sondern auch in der Gefahr der Entdeckung zu suchen gewesen, die uns Allen das Leben hätte kosten können. Ich benutzte jedoch den Umstand, daß die Männer durch die Beobachtung der Indianer in Anspruch genommen waren, welche sie am Stehlen hindern wollten, und daß die Indianer ebenso emsig eine Gelegenheit zum Stehlen suchten, und war so glücklich, einen sehr vollkommnen Schädel zu erlangen, den ich, ohne den geringsten Argwohn zu erwecken, unter meine Ballen einschmuggelte.

An der Stelle, wo wir am Abend des 5. Juli unser Lager aufschlugen, standen viele Baumstumpfe im Flusse; man vermuthet, daß hier ein Erdsturz stattgefunden. Ich machte eine Zeichnung davon.

Während der Nacht waren zwei Sandwichs-Insulaner desertirt. Ein Boot wurde gleich ausgeladen und zurückgeschickt, in der Hoffnung, ihnen bei den Kaskaden den Weg abzuschneiden. Jeder von ihnen hatte zehn Pfund Sterling an Werth in Waaren als seine Ausrüstung erhalten und auf dem Wege durch die Kaskaden hatten sie ihre Säcke im Walde versteckt und hofften mit ihrer Beute wieder an die Küste zurückzugelangen. Ihre Verfolger entdeckten indessen ihre Spur und fanden die Güter, wenn sie gleich die Männer nicht fanden; da sie wußten, daß sie in ihrer Nähe sein mußten, so veranlaßten sie Tomaquin, ihnen nachzuspüren.. Am nächsten Morgen wurden sie von Tomaquin und dreien aus seinem Stamme eingebracht; jeder der Indianer hielt beim Rudern sein Messer im Munde, bereit den Stoß damit zu führen,



sobald die Insulaner irgend einen Widerstand leisteten. Sie hatten, wie es schien, sein Lager bei Nacht besucht und er hatte seinen Stamm versammelt und sie umzingelt, worauf die Insulaner, welche todtgeschlagen zu werden fürchteten, sich ergaben und um Gnade flehten. Tomaquin erhielt vier Decken und vier Hemden als Belohnung. Die nächste Aufgabe war die Bestrafung der Deserteure, und man ging sowohl beim Fällen, wie bei der Ausführung des Urtheilsspruches sehr kurz zu Werke. Unser Führer, ein großer kräftiger Irokese, machte sich au den einen, Herr Lewis ergriff den zweiten, sobald sie aus dem Canot heraustraten; die Strafe bestand ganz einfach darin, daß man die Männer zu Boden warf, sie stieß, bis sie aufstanden und sie immer wieder zu Boden schlug, bis sie nicht mehr aufstehen konnten, wo sie dann zum Schluß noch einige Püffe bekamen. Herr Lewis, der zwar ein Mann von außerordentlicher Kraft war, hatte nur die linke Hand, da eine Flinte, die in seiner rechten geborsten war, diese so fürchterlich zerschmettert hatte, daß er sie am Handgelenk abnehmen lassen mußte. Da jedoch die Operation auf die roheste Hinterwäldlermanier vollzogen war, so that ihm der Arm oft weh, und die Aerzte wollten ihn überreden, sich nochmals schneiden zu lassen, um einen guten Stumpf hervorzubringen; er wollte sich aber nicht dazu entschließen. Auf diesem Stumpf pflegte er gewöhnlich ein schweres hölzernes Schild zu tragen, doch zum Glück für die armen Insulaner hatte er ihn bei ihrer Landung gerade nicht an, sonst hätte er, wie er selbst meinte, sie vielleicht todtgeschlagen.

Die Bestrafung dieser Leute muß denen, welche in civilisirten Ländern leben, natürlich streng und barbarisch erscheinen, doch können diese Art Menschen einzig und allein durch eine solche Behandlung in Ordnung gehalten werden. Auf Reisen im Innern des Landes ziehen Desertion und Insubordination für die ganze Gesellschaft oft die gefährlichsten Folgen nach sich.

6. Juli. Es goß den ganzen Tag und der Wind wurde so heftig, daß wir landen mußten, obgleich der Boden sehr niedrig und sumpfig war und die Moskitos myriadenweise herumschwärmten.

7. Juli. Wir kamen an einer Methodisten-Mission vorüber und erreichten den Tragplatz der „Dalles". Wir benutzten die dortigen Indianer, je dreißig zu einem Boot, um dieselben über den Tragplatz zu schaffen. Der Lohn dafür bestand in Pulver und fünf Kugeln per Mann. Die Indianer an den „Dalles" verunstalten ihren Kopf nicht. Das Land fängt an unfruchtbar auszusehen und hat gar kein Holz. In diesen Stromschnellen wird Lachs in großer Menge gefangen.

8. Juli. Wir kamen bei den Wasserfällen an; das Transportiren unserer Boote machte uns keine Schwierigkeit, da die Indianer sehr zahlreich und geneigt waren, Beschäftigung anzunehmen. In frühern Zeiten waren diese Leute lästiger, als irgend ein anderer am Columbia-Flusse wohnender Stamm. Wenn man damals über diesen Tragplatz kam, mußte man sechzig bewaffnete Männer zum Schutze der Güter haben. Hier war es, wo der Mann mit dem zinnernen Kasten erschossen wurde, von dem in Washington Irwings „Astoria" die Rede ist. Wir mußten gegenwärtig Holz von den Indianern kaufen, um unser Abendessen zu kochen, da auch nicht ein Baum, noch Busch

nach irgend einer Richtung hin zu erblicken war. Die Indianer, welche Treibholz für den eigenen Gebrauch erlangen, wenn der Fluß hoch geht und es in ihren Bereich bringt, schätzen dasselbe natürlich sehr hoch, weil es ihnen so spärlich zugemessen ist. Die Indianer, welche um die Wasserfälle herum wohnen, oder sich zum Behuf des Fischens dort versammeln, heißen der Skeen=Stamm; sie drücken ihre Köpfe nicht platt und sind kräftige, herzhafte Leute, die jetzt gerade sehr freundlich gegen die Hudsons=Bay=Compagnie sind und mit ihren Plattkopf=Nachbarn im Frieden leben. Die Indianer dieser Gegend fangen einige Hirsche und etwas anderes Wild, und machen aus den Fellen alle Kleider, die sie tragen, welche indessen sehr knapp beschaffen sind. Ich gebe in beifolgender Skizze das Bildniß des Häuptlings Mancemuckt; er trug, als ich ihn zeichnete, eine Mütze von Fuchsfell und ein hirschledernes Hemd.



9. Juli. Wir verließen die Wasserfälle bei günstigem, starkem Winde und fuhren mit gespanntem Segel die Stromschnellen hinauf, während die Wellen sich kräuselnd über den Rand der Boote hoben und wir nur durch Verkürzen der Segel uns dagegen schützten, daß uns das Wasser nicht hinein=

schlug. Wir wählten unser Lager in der Nachbarschaft eines als sehr diebisch geltenden Indianerstammes und mußten eins der Begräbniß-Canots zur Feuerung verwenden und die Knochen herausnehmen, die wir sorgfältig neben einigen der andern niederlegten. Unser Topf war noch nicht ins Kochen gekommen, als Einige aus dem Stamme erschienen und uns zu verstehen gaben, daß wir das Grab eines Verwandten von Einem unter ihnen zerstört hätten. Nach vielem Hin- und Herreden, und auch weil unsere Gesellschaft für die Indianer zu zahlreich war, um offen Gewalt gegen uns zu brauchen, willigte der Mann ein, als Entschädigung für unser an einem Heiligthum begangenes Verbrechen etwas Taback, Munition und andere kleine Geschenke anzunehmen. Dies gewährten wir ihm gern, denn wenn wir es nicht gewollt hätten, so würden sie höchst wahrscheinlich den ersten Weißen getödtet haben, an welchen sie straflos hätten Hand anlegen können; nachdem sie für die ihnen angethane Beleidigung Ersatz erhalten, waren weitere Folgen nicht zu befürchten.

10. Juli. Heute sahen wir Klapperschlangen in großer Menge, von denen wir einige tödteten; die Männer hatten beim Treggen (so heißt das Schleppen der Boote mittelst einer Leine am Uferrand entlang, an Stellen, wo der Fluß zu reißend ist, um das Rudern zuzulassen) große Angst vor ihnen, da sie keine Schuhe hatten, doch ward glücklicherweise keiner gebissen. Die Indianer sagen, daß schleunigst und reichlich auf die Wunden gelegtes Salz Heilung bewirkt, und ebenfalls, daß in größerer Menge gleich nach dem Bisse getrunkener Branntwein die Gefahr abwende. Ich habe indessen niemals, weder das eine, noch das andere dieser Mittel erproben sehen und vermuthe stark, daß das letztere blos so eine Indianerlist ist, mit welcher sie die große Schwierigkeit, die sie haben, wenn sie, gleichviel unter welchen Bedingungen, Branntwein von den Dienern und Beamten der Compagnie erlangen wollen, zu überwinden suchen.

11. Juli. Viele Indianer folgten uns zu Pferde am Ufer entlang eine ziemlich weite Strecke. Ich erhielt eins ihrer Pferde und galoppirte, von einem Indianer begleitet, sieben bis acht Meilen ins Innere hinein, fand jedoch auch da das Land ebenso unfruchtbar und reizlos, wie an den Ufern des Stromes. Die Biegung des Flusses, welche die Boote durchfahren mußten, machte es mir möglich, wenige Meilen weiter mit ihnen wieder zusammenzutreffen; der Ritt, wiewohl er, was die Landschaft anbelangt, nicht interessant war — denn so weit das Auge reichte, war auch nicht ein Baum zu sehen — gewährte mir doch eine herrliche Abwechselung bei der Eintönigkeit des Bootfahrens. Als wir uns der Stelle näherten, wo der Walla-Walla in den Columbia-Fluß mündet, bekamen wir zwei merkwürdige Felsen zu Gesicht, welche aus einem hohen steilen Kegel oder Erdhügel ungefähr 700 Fuß über der Oberfläche des Flusses emporragten. Die Reisenden haben denselben den Namen der Schornsteinfelsen beigelegt, und da sie auf weite Entfernung hin sichtbar sind, so sind sie als Landmarken sehr nützlich. Ich zeichnete diese Felsen, habe sie jedoch in diesem Buche nicht abdrucken lassen, da ich ihr Interesse nicht für groß genug hielt.

Die Walla-Walla-Indianer nennen diese Felsen „die Felsen der Ki-use-Mädchen", von welchen sie folgende mir während des Zeichnens von einem

Indianer erzählte Legende besitzen. Man muß sich erinnern, daß alle Indianer irgend ein Thier erwählen, dem sie übernatürliche — oder nach der Ausdrucksweise des Landes — „Arznei"-Kräfte zuschreiben: an der Nordwestküste ist es z. B. der Wallfisch; östlich von den Rocky-Mountains der Kee-yeu oder der Königsadler, den man für den Hervorbringer des Donners hält; und am Columbiaflusse der Wolf. Der große Arzenei-Wolf des Columbiaflusses, der zufolge der Walla-Walla-Tradition der listigste und ränkevollste aller Manitous ist, hatte also gehört, daß ein großer Arznei-Grashüpfer das ganze Land verwüstete, das ihm zu Recht angehörte und unter seinem besondern Schutze stand, und er beschloß, ihm nachzuspüren und sich persönlich mit ihm im Kampfe zu messen. In dieser Absicht ging er am Ufer des Flusses hinab und begegnete bald dem, den er suchte. Ein jeder dieser fürchterlichen Manitous hielt es für das Gerathenste, sich der List zu bedienen, um seinen Gegner zu bewältigen. Da sie Einer des Andern Arzneikräfte fürchteten, so fingen sie an, sich Höflichkeiten zu sagen, und dann, um sich gegenseitig zu schrecken, begannen sie mit ihren wunderbaren Thaten und der großen Zahl der Thiere zu prahlen, die sie getödtet und gefressen. Der Grashüpfer sagte dem Wolf, daß sie am besten ermitteln könnten, wer von ihnen die meisten verschlungen, wenn sie den Inhalt ihrer respectiven Mägen ausbrächen. Der, welcher die größte Menge Haar von sich gäbe — denn Haar ist ein unverdaulicher Stoff — sollte, indem er dadurch bewiese, daß er die meisten Thiere hinuntergeschlungen, als der Höchste gelten. Der Wolf ging auf diesen Vorschlag ein und sie fingen an, sich zu würgen und alles in ihren Mägen Befindliche von sich zu geben. Der Grashüpfer schloß natürlich die Augen bei den heftigen Anstrengungen, die er machte, und der Wolf, welcher dies bemerkte, zog auf gewandte Weise sehr viel von seines Gegners Antheil auf seine Seite herüber, ohne dabei ertappt zu werden. Als der Grashüpfer sah, wie viel größer der Haufen vor dem Wolfe war als der seinige, gab er den Wettkampf auf und schlug dem Wolfe einen gegenseitigen Austausch ihrer Hemden vor, als Zeichen der Freundschaft und Vergebung. Der Wolf gab hierzu seine Zustimmung, bat aber den Grashüpfer, den Anfang zu machen, da der Vorschlag von ihm ausgegangen, doch der Grashüpfer weigerte sich und wünschte, daß der Wolf die Ceremonie zuerst ausführen solle. Der Wolf ging schließlich auch darauf ein, und als er plötzlich sich an die Brust schlug, flog sein Hemde sofort herunter. Der Grashüpfer war höchlich erstaunt darüber, und da er über keinen Zauber zu gebieten hatte, durch den er sich so schnell entkleiden konnte, so mußte er sein Hemd auf die gewöhnliche Art abnehmen, indem er es über den Kopf zog; der Wolf nahm nun die Gelegenheit wahr und tödtete den Grashüpfer, als derselbe mit Kopf und Armen sich in sein Hemde verwickelt hatte.

Nachdem der Wolf auf diese Weise seinen lästigen und gefährlichen Nebenbuhler los geworden war, trat er seinen Heimweg an. Als er noch einige Meilen von Walla-Walla war, sah er drei schöne Ki-use-Mädchen, in die er sich sterblich verliebte; sie waren damit beschäftigt, Steine in den Fluß zu tragen, um einen künstlichen Wasserfall oder eine Stromschnelle zu bilden und so den darüber hinspringenden Lachs zu fangen. Der Wolf beobachtete bei

Tage heimlich ihr Treiben und begab sich Nachts nach dem Damme und zerstörte ihr Werk. Dies wiederholte er drei Abende hintereinander. Am vierten Morgen sah er die Mädchen weinend am Ufer sitzen, redete sie an und fragte, was ihnen fehle; sie sagten ihm, daß sie verhungern müßten, da sie, weil der Damm mangelte, keine Fische fangen könnten. Darauf machte er den Vorschlag, einen Damm für sie zu errichten, wenn sie seine Frauen werden wollten, und da sie nicht Hungers sterben mochten, willigten sie ein. Eine lange Spitze aus Steinen bestehend wird noch bis auf den heutigen Tag der Baukunst des Wolfbräutigams zugeschrieben.

Er lebte lange glücklich mit den drei Schwestern (es ist ein unter den Indianern häufig vorkommender Brauch, so viel Schwestern aus einer Familie zu heirathen, als irgend möglich, und als Beweggrund führen sie an, daß Schwestern natürlicherweise besser übereinstimmen, als Fremde). Endlich aber wurde der Wolf auf seine Weiber eifersüchtig und verwandelte vermöge seiner übernatürlichen Macht zwei derselben in die zwei auf der Südseite des Flusses stehenden Basaltsäulen und dann sich selbst in einen ihnen etwas ähnlichen Felsen auf der Nordseite, damit er für alle Ewigkeit über sie zu wachen im Stande sei. Ich fragte den Erzähler, was aus der dritten Schwester geworden, und er entgegnete, „hast Du denn nicht eine Höhle bemerkt, als Du herauf fuhrst?“ Ich sagte „ja“. — „Das,“ antwortete er, „ist Alles, was von ihr übrig ist!“

---

## Siebzehntes Kapitel.

Fort Walla-Walla. — Lachs als Hauptnahrung. — Gruben für den Winter. — Ritt zur Besichtigung eines Wasserfalles. — Prächtiger Wasserfall. — Brennende Sandwüste. — Eine eifersüchtige Gattin. — Hochachtung vor einem todten Häuptling.

12. Juli. Ich kam in Walla-Walla an. Es ist ein kleines Fort aus Blöcken von Erdschlamm oder „Dobies“ gebaut, die in der Sonne gebacken werden, welche hier bedeutend heiß ist. Fort Walla-Walla liegt an der Mündung des Flusses gleichen Namens, innerhalb der sandreichsten und ödesten Wüste, die man sich denken kann, und ist ungefähr 500 Meilen von dem Ausfluß des Columbia entfernt.

Es fällt hier stets nur wenig oder gar kein Regen, obwohl man ihn einige Meilen stromabwärts von hier aus in Strömen herabfallen sieht. Da es an dem Ausgang einer Schlucht gebaut ist, welche der Columbiafluß durch hohes Gebirgsland, das sich nach dem stillen Ocean hinzieht, gewühlt hat, so ist es schrecklichen Stürmen ausgesetzt, die durch die Oeffnung in den Hügeln mit unglaublicher Heftigkeit blasen und so dichte und anhaltende Sandwolken emportreiben, daß häufig das Reisen dadurch unmöglich gemacht wird. Ich wurde von Herrn M'Baur, der als Clerk im Dienste der Hudsonsbai-Kompagnie mit fünf Männern das Fort verwaltet, freundlich aufgenommen.

Das Etablissement wird lediglich zum Behuf des mit den Indianern des Innern geführten Handels unterhalten, da die dasselbe umwohnenden kein oder nur wenig Pelzwerk haben, mit dem sie Handel treiben könnten.

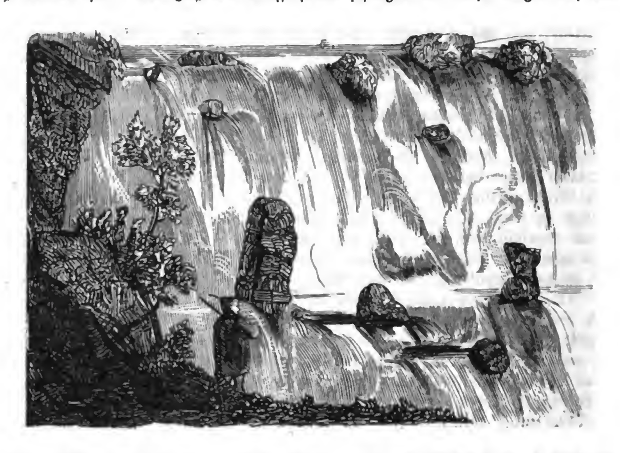
Die Walla=Walla=Indianer leben das ganze Jahr hindurch fast ganz von Lachs. Zur Sommerzeit bewohnen sie Hütten aus Binsenmatten, die auf Stangen ausgespannt sind. Wegen des Mangels der Bäume in ihrer Nachbarschaft müssen sie, was die geringe Feuerung betrifft, welche sie nöthig haben, sich auf das Treibholz verlassen, das sie im Frühjahr aus dem Flusse auflesen. Im Winter graben sie eine große kreisförmige Höhlung zehn bis zwölf Fuß tief in den Erdboden, deren Umfang vierzig bis fünfzig Fuß beträgt, und bedecken sie mit gespaltenen Holzblöcken, über welche eine Lage Flußschlamm gebreitet wird. An einer Seite des Daches bleibt ein Loch, groß genug, um eine Person durchzulassen. Eine mit Kerben versehene Stange reicht bis auf den Boden hinab und dient als Leiter, mittelst welcher sie in ihre unterirdische Wohnung hinab und aus derselben hinaufsteigen. Hier überwintern zwölf bis fünfzehn Personen und brauchen gar kein oder fast gar kein Feuerungsmaterial; die aus gedörrtem Lachs bestehende Nahrung nehmen sie meistens ungekocht zu sich, und durch die große Zahl der in einen so kleinen und eingeschlossenen Raum zusammengedrängten Menschen ist der Ort außerordentlich warm. Häufig werden sie durch die treibenden Sandwolken genöthigt, die Öffnung zu schließen, wodurch die Hitze und der Gestank für Alle, ausgenommen die, welche daran gewöhnt sind, unerträglich werden. Der wehende Sand ist eine schreckliche Eigenthümlichkeit dieser kahlen Einöde. Sehr viele Indianer büßen dadurch ihr Gesicht ein und selbst diejenigen, welche nicht in dem Grade gelitten haben, scheinen von heftiger Entzündung der Sehorgane geplagt zu sein. Der Lachs wird, während er trocknet, auch dermaßen mit Sand angefüllt, daß die Zähne der Indianer sich dadurch abnutzen; deßhalb sieht man selten einen über vierzig Jahre alten Indianer, dessen Zähne nicht bis an das Zahnfleisch abgenutzt wären.

13. Juli. Ich verschaffte mir drei Pferde und einen Mann und brach nach dem Paluce= oder Pavillon=Flusse auf; wir durchwanderten eine sandige Gegend und fanden daselbst kein Wasser, bis wir am Fouchay=Flusse anlangten, wo wir den Père José, einen Jesuiten=Missionair trafen, der die Nacht zuvor Walla=Walla verlassen hatte, um sich nach seinem Missionsposten Coeur de Laine zu begeben. Hier schlugen wir unser Lager auf.

14. Juli. Brachen früh um fünf auf. Schrecklich heißes Wetter und kein Wasser zu haben. Fanden einige Indianer, die uns nebst Gepäck in einem Canot über den Nezgerees=Fluß fuhren, welcher hier ungefähr 250 Yards breit ist. An der Mündung des Flusses Pelouse, da wo derselbe sich in den Nezgerees ergießt, ließen wir unsere Pferde hinüber schwimmen. Der Häuptling dieser Oertlichkeit heißt Slo=ce=ac=cum. Er trug das Haar in lange Streifen getheilt, die mit Fett zusammengeklebt waren. Der Stamm zählt nicht über siebzig bis achtzig Krieger und führt den Namen der „Upputuppets“. Er sagte mir, daß die Pelouse weiter stromaufwärts einen Wasserfall bilde, den noch nie ein Europäer gesehn habe, und daß er mich im Flußbette, da dasselbe seicht genug für unsere Pferde sei, dahin bringen wolle. Ich

nahm seinen Vorschlag an und ritt acht oder zehn Meilen durch eine wilde aus braunen Basaltfelsen gebildete Schlucht, welche bis zu einer Höhe von 1000 bis 1500 Fuß wirr über einander gehäuft lagen und zuweilen aus der Entfernung wie ungeheure Ruinen aussahen. An einer Stelle nahm die Schicht eine kreisförmige Gestalt an und hatte einigermaßen das Ansehen des Colosseums zu Rom. Unser Pfad auf dem Grunde dieser Schlucht war sehr mühselig, indem er durch Massen wirren Gestrüppes und herabgefallener Felsstücke führte.

Der Häuptling machte jetzt Halt und weigerte sich, weiter zu ziehn, wenn ich ihm nicht eine Decke in Zahlung gäbe; da dies Verlangen unvernünftig war, so trieb ich mein Pferd an und befahl meinem eigenen Diener, der mich begleitete, mit dem abgehetzten Klepper nachzufolgen. Ich war noch nicht weiter als eine Meile vorgerückt, als der Häuptling zu uns herankam und uns durch einen der erhabensten und wildesten Engpässe führte, die das Auge je erblickt hat. Am Fuß des Wasserfalles schlugen wir unser Lager auf und



unser Führer verließ uns, ganz befriedigt durch ein Geschenk von Taback und Munition. Das Wasser fällt in einer senkrechten Masse von 600 Fuß Höhe zwischen graugelben Felsen herab, die sich ungefähr 400 Fuß über den Gipfel des Falles erheben. Um unser Lager herum wehte fortwährend ein Luftzug, der herrlich kühl und erfrischend war. Als ich dort war, stand das Wasser sehr niedrig und der Indianer sagte mir, daß in der Regenzeit die Fälle viel wasserreicher wären und folglich einen viel großartigern Eindruck machten.

15. Juli. Nachdem ich die Skizzen von diesem großartigen Naturbilde vollendet hatte, verließen wir unsern Lagerplatz, um uns nach einem fünfzehn

bis zwanzig Meilen weiter stromaufwärts gelegenen Falle zu begeben und waren genöthigt, den Weg durch das Bette des Flusses aufzugeben und die Uferhöhe zu erreichen. Dies wäre, da sie wenigstens 1000 Fuß über uns lag, unausführbar gewesen, wenn wir nicht eine Schlucht gefunden, durch welche wir, wenn sie gleich steil und schwer zu passiren war, unsere Pferde hinaufzuführen vermochten. In diesem Hohlweg fanden wir wilde Johannisbeeren in großer Menge und von köstlichem Geschmacke, die uns sehr erquickten.

Endlich erreichten wir den Gipfel. Die Gegend ringsumher schien, so weit das Auge reichte, eine vollkommene Wüste; unendliche Massen zerbrochener Felsen ragten hier und da schroff aus dem glühenden Sande empor. Weder Bäume noch Sträucher irgend einer Art milderten die Einförmigkeit der kahlen Oede. Das vegetabilische Leben beschränkte sich auf etwas spärlich hier und da in Büscheln wachsendes Gras, während das animalische gänzlich erloschen zu sein schien und ich auf meiner ganzen Reise durch diese Gegend auch nicht ein vierfüßiges Thier oder einen Vogel antraf — ja sogar nicht einmal eine Mosquito oder Schlange.

Wir folgten nun dem Laufe des Flusses und schlugen unser Lager am oberen Falle auf, wo ich bis zum 17. verweilte und Skizzen machte, höchst befriedigt durch die prächtigen Landschaftsbilder der Umgebung. Der Wasserfall ist nur ungefähr fünfzehn Fuß hoch. Der Flußrand ist von hohen Büschen und Gräsern eingefaßt, deren frisches Grün lebhaft gegen die hohen sie umschließenden gelben Sandhügel absticht.

Ich wäre gar zu gern acht oder zehn Tage länger in dieser Nachbarschaft geblieben, um noch einige Skizzen von der eigenthümlichen und fremdartigen Gegend zu machen, in der ich mich befand, aber der Halfbreed, der mich begleitete, war so ungeduldig, heimzukehren, und dadurch so drängend und verdrießlich, daß er mich ganz unbehaglich machte und ich meine Einwilligung zur Rückkehr gab. Ich fand später, daß seine Frau, auf die er eifersüchtig war und die im Fort zurückgeblieben, die Veranlassung dazu war. Hätte ich das gewußt, so würde ich einen andern Menschen gewählt haben; so wie die Sachen standen, fing ich an, meine Schritte rückwärts zu lenken am Strome hinab und schlug mein Lager Abends wieder am Ufer des Nezperees auf.

Im Verlauf des Tages sahen wir einen Trupp schöner wild umher schweifender Pferde; sie waren das Eigenthum eines Häuptlings gewesen, der bei seinem Stamme in hoher Achtung gestanden. Letzterer hatte bei seinem Tode beschlossen, die Pferde weder zu verwenden noch zu berühren, und ihre Zahl war natürlicherweise immer mehr angewachsen. Ich entwarf eine Zeichnung vom Nezperees, nahe an der Mündung des Pelouse=Flusses, welche die eigenthümliche Bildung der Basaltfelsen veranschaulicht.

---

# Achtzehntes Kapitel.

Der ausgetrocknete Strom. — Amerikanische Presbyterianische Mission. — Ein vollständiger Wilder. — Von der Sonne zu Tode gesengt. — Unglückliche Expedition. — Der Unglücksbote. — Die „gelbe Schlange“. — Der Schmerzensvater. — Eine Rede am Grabe. — Die Lebenden und die Todten. — Der verlorene Becher. — Ich wurde für einen Scocoom gehalten. — Eine schreckliche Täuschung.

18. Juli. Ich brach auf nach Dr. Whitman's Missionsposten: eine Strecke von sechzig Meilen; weder ich selbst noch mein Diener wußten etwas von dem Wege. Ich erkundigte mich bei einem der Indianer hier, er wies uns die Richtung, die wir nehmen sollten, meinte aber, daß wir sicherlich durch Wassermangel sterben würden, ehe wir ans Ziel kämen; auch konnten wir keinen überreden, uns als Führer zu begleiten. Wir brachen jedoch in der vorgeschriebenen Richtung auf. Das Wetter war drückend heiß und wir hatten nichts, das uns gegen die sengenden Sonnenstrahlen hätte schützen können, die von dem heißen gelben Sande zurückgeworfen wurden. Gegen Mittag sahen wir auf unserer Marschlinie einen Busch in der Ferne; ungeduldig eilten wir darauf zu, denn wir hofften Wasser zu finden, dessen Mangel sowohl uns, wie auch unsern Pferden jetzt große Pein verursachte; doch wir hatten die bittere Täuschung, den Strom — wenn je einer dagewesen — ausgetrocknet zu finden. Unsere einzige Hoffnung beruhte nun darauf, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, doch unsere Pferde fingen bald an, schwach zu werden, und wir mußten sie manche saure Meile, vor Erschöpfung schwankend, am Zügel führen, ehe wir am Missionshause anlangten. Endlich gegen sechs Uhr Abends gelang es uns, es zu erreichen, und ich wurde von dem Missionair und seiner Frau freundlich aufgenommen.

Zu Dr. Whitmans Berufspflichten gehörte die Oberaufsicht über die amerikanischen presbyterianischen Missionen auf der Westseite der Rocky-Mountains. Er hatte, weil es an Bauholz fehlte, welches, wie bereits oben erwähnt ist, hier äußerst selten vorkommt, sich ein Haus aus gebranntem Lehm aufgeführt, und in demselben, an den Ufern des Walla-Walla-Flusses, mehr als acht Jahre zugebracht und Alles gethan, was in seiner Macht stand, um den Indianern innerhalb seines Missionsbereichs sich wohlthätig zu erweisen. Vierzig bis fünfzig Acker Land in der Nachbarschaft des Flusses waren durch ihn der Kultur unterworfen worden und er besaß eine große Anzahl Hausthiere, die seiner Familie mehr Comfort gewährten, als man an einem so isolirten Fleck hätte voraussetzen können. Ich blieb vier Tage bei ihm, während welcher Zeit er mich freundlich zu den Indianern begleitete. Diese Indianer, die Kye-use, gleichen sehr den Walla-Wallas. Sie sind im Kriege stets Verbündete, und Sprache und Gebräuche sind fast dieselben, nur daß die Kye-use-Indianer viel bösartiger und unlenksamer sind.

Dr. Whitman führte mich in die Behausung eines Indianers, Namens To-ma-kus, damit ich ihn zeichnen möchte. Wir fanden ihn vollständig nackt in seiner Hütte sitzend. Sein Aussehen war das wildeste, das mir je vorgekommen, und wie ich später erfuhr, strafte dasselbe seinen Charakter keineswegs Lügen. Er merkte nicht, was ich vorhatte, bis die Skizze fertig war.



Darauf bat er, sie sehn zu dürfen und fragte, was ich mit ihr zu thun beabsichtigte und ob ich sie nicht den Amerikanern geben würde, gegen welche er eine große Abneigung hatte, denn er hatte eine abergläubische Furcht, daß der Besitz des Bildes ihn in ihre Gewalt bringen würde. Vergebens sagte ich ihm, daß ich es ihnen nicht geben würde; er war mit dieser Versicherung nicht zufrieden und versuchte, es ins Feuer zu werfen; ich packte ihn indessen am Arm und entriß es ihm. Er blickte mich wie ein Teufel an und schien sehr wüthend, aber ehe er Zeit gewann, sich von seinem Erstaunen zu erholen, verließ ich die Hütte und schwang mich aufs Pferd, indem ich gelegentlich zurückschaute, um zu sehn, ob er mir nicht einen Pfeil nachsandte.

Wenn ich einen Indianer zu zeichnen wünschte, pflegte ich meistens in die Hütte zu gehn, mich niederzusetzen und meine Arbeit zu beginnen, ohne zu sprechen, da der Indianer unter solchen Umständen gewöhnlich es nicht zu bemerken vorgibt. Wenn mein Beginnen ihnen nicht behagte, so pflegten sie aufzustehn und fortzugehn; wenn ich sie jedoch zu sitzen bat, so schlugen sie es in den meisten Fällen ab, indem sie vermutheten, daß es irgend eine schädliche Einwirkung auf sie haben könnte. So ging ich in die Hütte des Häuptlings Til-au-Kite und zeichnete ihn, ohne daß ein Wort zwischen uns gewechselt wurde.

Nachdem ich die Gastfreundschaft von Dr. Whitman und seiner Gattin vier Tage genossen hatte, reiste ich am 22. Juli nach dem Frühstück nach Walla-Walla ab und nahm auf des Doctors Wunsch einen Hund mit, der Herrn M'Bain gehörte. Die schrecklichste Hitze dauerte immer noch fort und ich war nicht über eine Stunde geritten, als ich bemerkte, daß das arme Thier sich in einem Zustande äußerster Erschöpfung befand und deßhalb meinen Begleiter bat, es aufs Pferd zu nehmen. Der Mann, der sich jedoch belästigt fühlte, setzte den Hund auf den Boden, und wenige Minuten später legte sich das arme Geschöpf nieder und starb; der brennende Sand hatte es buchstäblich zu Tode gesengt.

Den Tag nach meiner Ankunft im Fort traf ein Knabe, einer der Söhne des Peo-Peo-mox-mox, Häuptlings der Walla-Wallas, in dem dicht am Fort befindlichen Lager ein. Er war einer von seinem Vater angeführten Kriegsgesellschaft um einige Tage vorausgeeilt. Dieselbe bestand aus Walla-Walla- und Kye-use-Indianern, welche achtzehn Monate abwesend waren. Diese zweihundert Mann zählende Gesellschaft war nach Californien aufgebrochen, um den Tod eines andern Sohnes des Häuptlings zu rächen, den einige californische Auswanderer getödtet hatten, und der Bote brachte jetzt die unheilvollsten Nachrichten nicht bloß von dem gänzlichen Mißlingen der Expedition, sondern auch von dem Aufenthalt und den Leiden, die durch Krankheit herbeigeführt worden. Da ich erfuhr, daß ein Bote über die Ebene nach dem indianischen Lager zueilte, ging ich hin und war bei seiner Ankunft gegenwärtig. Kaum war er vom Pferde gestiegen, als das ganze Lager, Männer, Frauen und Kinder, ihn umringten und sich eifrig nach den abwesenden Freunden erkundigten, indem sie bisher keine Nachrichten erhalten hatten, mit Ausnahme eines Gerüchtes, daß die Schaar durch feindliche Stämme abgeschnitten worden sei. Seine gesenkten Blicke und sein Schweigen bestätigten die Besorgniß, daß sich ein großes Unglück erreignet haben müsse und sie erhoben ein furchtbares Geheul, während er still und niedergeschlagen dastand und die Thränen über seine Wangen hinabströmten. Nach vielem Bitten und Schmeicheln von ihrer Seite begann er endlich die Erzählung ihrer Mißgeschicke.

Nachdem er die Reise in ihrem Verlauf bis zu dem Zeitpunkt geschildert, als die Krankheit (Masern) ausbrach, wobei ihm in athemloser Stille zugehört wurde, fing er an, die Namen der Opfer der Reihe nach zu nennen. Auf die Nennung des ersten Namens folgte ein fürchterliches Geheul, de Frauen lösten ihre Haare und ließen sich gehn in den heftigsten Geberden. Nachdem sich dieser Sturm beruhigt, nannte er auf vieles Zureden einen zweiten und einen dritten, bis er mehr als dreißig aufgezählt hatte. Dieselben Zeichen tiefen Grames folgten der Nennung jedes Namens und boten ein Schauspiel, das, wie sehr ich auch an indianisches Leben gewöhnt war, mich dennoch, ich gestehe es, tief ergriff.

Ich stand ganz nahe bei ihnen auf einem Holzblock mit dem Dollmetscher des Forts, welcher mir den Bericht des Indianers erklärte, der beinahe drei Stunden in Anspruch nahm. Hierauf wuchs die Aufregung, und man fing an, im Fort Befürchtungen zu hegen, daß es zu irgend einem feindlichen

Ausbruch gegen das Fort kommen könnte. Doch diese Besorgniß war ungegründet, denn die Indianer kannten den Unterschied zwischen der Hudsonsbai-Kompagnie und den Amerikanern sehr wohl. Sie sandten sogleich nach allen Richtungen hin berittene Boten, um die Unglückskunde unter den benachbarten Stämmen zu verbreiten, und Herr M'Bain und ich waren der Meinung, daß Dr. Whitman und seine Familie sich in großer Gefahr befinden würden. Ich beschloß daher hinzugehen und ihm von dem Vorgefallenen einen Wink zu geben Es war sechs Uhr Abends, als ich aufbrach, doch ich hatte ein gutes Pferd und erreichte sein Haus in drei Stunden. Ich erzählte ihm von der Ankunft des Boten und der Aufregung der Indianer und rieth ihm ernstlich, wenigstens für eine Weile nach dem Fort zu kommen, bis sich die Gemüther der Indianer abgekühlt hätten; aber er erwiderte, er habe so lange unter ihnen gelebt und so viel für sie gethan, daß er der Befürchtung, sie könnten ihm Schaden thun, keinen Raum gäbe. Ich blieb nur eine Stunde bei ihm und eilte nach dem Fort zurück, wo ich um 1 Uhr ankam. Da ich mich nicht unnützerweise irgend einer Gefahr auszusetzen wünschte, die für mich aus den abergläubischen Begriffen hervorging, welche die Indianer in Bezug darauf, daß ich einige ihrer Bildnisse gemalt hatte, hegen mochten, so blieb ich vier oder fünf Tage in Walla-Walla, während welcher Zeit die Kriegsexpedition zurückkehrte, und hatte Gelegenheit, das Porträt des großen Häuptlings Peo-Peo-mox-mox oder der „gelben Schlange" zu malen, welcher Häuptling nicht bloß auf sein eigenes Volk, sondern auch unter andern Stämmen einen großen Einfluß ausübte.

Während ich mich im Fort aufhielt, erzählte mir einer der Herren des Etablissements, der vierzig Jahre unter den Indianern gewesen und den größten Theil dieser Zeit bei den Walla-Wallas gewohnt hatte, folgende Geschichte, die ich so viel als möglich in der Weise wiedergeben will, in der sie mir vorgetragen wurde, da sie von dem indianischen Character, von der Liebe, die der Indianer für seine Kinder hegt, der Festigkeit, mit welcher er dem Tode entgegentritt, so wie von seinem Glauben an einen zukünftigen Zustand eine höchst lebhafte Anschauung giebt.

Vor mehren Jahren, als die Walla-Wallas jährlich auf Büffeljagden zu gehen pflegten und Herden dieser ungeheuren Thiere die Westseite der Berge aufsuchten, wo sie jetzt selten zu sehen sind, wurde der Stamm von einem Häuptling regiert, der um seiner großen Weisheit und seines Muthes willen von seinen eigenen Leuten angebetet und von allen umwohnenden Stämmen geachtet und gefürchtet war. Dieser Häuptling hatte viele Söhne, welche alle in ihrer Kindheit dem Vater an Geist und Körper ähnlich zu werden versprachen; doch sobald sie das Mannesalter erreichten und der Vater in seinem Stolz hoffend dem Augenblick entgegen harrte, wo sie ihre Stelle unter den Kriegern und Anführern des Stammes einnehmen sollten, welkten sie einer nach dem andern hin und sanken frühzeitig ins Grab. Und jedesmal, wenn ein geliebter Sohn aus dem Dasein schied, beschwichtigte der strenge Häuptling seinen stillen Gram durch die Hoffnung, die ihn an die Ueberlebenden knüpfte. Endlich bleichte der Kummer und das Alter seine Haare und es blieb ihm nur ein einziger Knabe — der jüngste, doch allem Anschein nach der stärkste,

der muthigste und beste: wenigstens war er dies Alles dem Herzen des alten Kriegers: denn der todten Brüder am höchsten gepriesene Tugenden schienen vereint in ihm fortzuleben.

Der alte Mann widmete nun seine ganze Zeit dem Unterrichte dieses Knaben; er lehrte ihn den Büffel und das Elennthier jagen; den Luchs in die Schlinge, den Bären in die Falle locken, den Bogen spannen und den Speer mit sicherem Arme schwingen. So jung der Knabe war, ließ er ihn dennoch an die Spitze der Krieger seines Stammes treten und, von ihm selbst geführt, voranziehn, um den Feind zu überraschen und des Sieges blutige Trophäen sich zu erringen; schon war er der Gegenstand des Kriegsgesanges und sein Name weit und breit bekannt, um der Tugenden willen, die einen indianischen Helden zieren können.

Doch der große Geist nahm auch diesen hinweg und der verlassene und gebeugte Vater schloß sich ein in die Einsamkeit seiner Hütte und Keiner sah ihn oder sprach mit ihm, und kein Ton des Schmerzes oder der Klagen drang aus der traurigen Behausung. Endlich rückte der Tag heran, an welchem der Todte in seine letzte Ruhestätte gesenkt werden sollte, zu welchem Behuf der Häuptling ein großes Grab bestellt hatte; und als der Begräbnißzug sich gebildet, kam der Häuptling heraus und stellte sich an seine Spitze; doch zum großen Erstaunen Aller nicht in der schäbigen Kleidung, welche auf Trauer deutet, sondern in vollem Kriegskostüm, als ginge er auf eine weite feindliche Unternehmung, gemalt mit den glänzendsten Kriegsfarben und behängt mit den Trophäen seiner mannigfachen blutigen und sieggekrönten Kämpfe.

Ruhig und streng schritt er dem Grabe zu, und als des geliebten Sohnes Leiche hineingelegt war mit allen Schätzen, welche die Indianer ihm in der



nächsten Welt für nützlich hielten, stand der beraubte Vater am Rande und redete den Stamm also an: „Von meiner Jugend an bis jetzt habe ich stets nach der Ehre- und nach der Wohlfahrt meines Stammes getrachtet und habe niemals meiner selbst, weder im Kampfe noch auf der Jagd, geschont. Ich habe Euch geführt von Sieg zu Sieg, und anstatt, daß Ihr von Feindesstämmen umgeben wäret, seid Ihr gegenwärtig von Allen gefürchtet und man sucht Eure Freundschaft und scheut Eure Feindschaft, wohin die Jäger des Stammes nur irgend streifen mögen. Ich bin Euch ein Vater und Ihr seid mir Kinder gewesen viele Monde hindurch, mehr als ich deren zählen kann, bis daß mein Haar weiß geworden ist, wie der Reif auf den Bergen. Ihr habt mir nie den Gehorsam versagt und werdet ihn mir auch jetzt nicht verweigern. Als es dem Großen Geist gefiel, meine geliebten Kinder, eins nach dem andern, in seine gesegneten Jagdgefilde abzurufen, sah ich, ohne gegen Seinen Willen zu murren, sie in die Gruft ihrer Väter tragen, so lange nur noch Einer mir zurückblieb. Für ihn mühte ich mich fort und fort, war stolz in seinem Stolze, ruhmreich in seinem Ruhm, und lebend von seinem Leben, und inniger Hoffnung voll, daß, wenn ich zu seinen geliebten Brüdern in die andere Welt hinüberginge, ich ihn hier lassen würde, um meine Thaten unter Euch zu verewigen; doch der Große Geist hat auch ihn gerufen, diese letzte Stütze der abnehmenden Jahre — diese Hoffnung meines Greisenalters — ihn, der mir so theuer war, durch so viel zärtliche Erinnerungen an seine Manneskraft und seinen Muth, seine Gewandtheit, seine Kühnheit im Kriege. Ach! er liegt in der kalten Erde und ich verblieb allein, wie der saftlose Stamm des Baumes, dessen Zweige vom Blitzstrahl getroffen wurden. Mein Auge folgte der geliebten jetzt kalten Gestalt, von der Kindheit ersten Sprüngen bis zu den Mannesthaten der Tapferkeit. Ich gab zuerst den Bogen und den Tomahawk in seine Hände und lehrte ihn, wie er sie führen sollte, und oftmals seid Ihr Zeugen gewesen und habt seine Gewandheit und seinen Muth in ihrer Handhabung gepriesen. Und soll ich ihn jetzt verlassen, ihn allein und ohne Beistand die lange mühevolle Reise nach der Geister Jagdgefilden antreten lassen? Nein, sein Geist winkt mir und soll nicht getäuscht werden; dasselbe Grab soll uns aufnehmen, dieselbe Erde uns decken; und wie in dieser Welt des Vaters Arm ihm immer nahe war, um ihm in jeder Arbeit und Gefahr zu helfen, so soll sein Geist ihn an seiner Seite finden, auf der langen mühevollen Reise in die ewigen und reichen Jagdgefilde des Großen Geistes. Ihr, mein Volk, seid mir niemals ungehorsam gewesen und werdet meine letzten Befehle zu erfüllen nicht ermangeln. Jetzt scheide ich von Euch und wenn ich hingestreckt an seiner Seite liege, häuft Erde auf uns Beide; nichts kann meinen Vorsatz ändern.“ Darauf stieg er in das Grab und umschlang die Leiche mit seinen Armen. Sein Volk, nachdem es vergebens sich bemühte, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, gehorchte seinem Befehl und begrub den Lebenden mit dem Todten. Ein Stab mit einem Fetzen rothen Tuches war das einzige Denkmal, das über den Kriegern errichtet wurde, doch ihre Namen werden, so lange der Walla-Walla-Stamm existirt, das Thema manch einer indianischen Unterhaltung bilden.

29. Juli. Ich hatte beschlossen, auf dem Wege des Grand-Coulet nach

Calville zu gehn: dieser schien, wenn man nach den beiden Endpunkten urtheilen soll, ein früheres Bette des Columbiaflusses zu sein; es konnte mir jedoch Niemand darüber Auskunft geben; auch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, daß irgend Jemand, sei es nun Weißer oder Indianer, weit hineingedrungen. Es wurde indessen so viel von dem Orte als einem Aufenthalte böser Geister und anderer sonderbarer Dinge gesprochen, daß ich dem Verlangen nach einem Versuche, ihn zu erforschen, nicht zu widerstehen vermochte. Ich schickte demnach Alles mit den Boten weiter, ausgenommen, was ich gewöhnlich mit mir herumtrug, aber ich konnte keinen indianischen Führer erlangen, da Niemand ein Zusammentreffen mit den Geistern wagen mochte.

Endlich willigte ein Halfbreed, Namens Donny, ein, mich zu begleiten, obwohl er des Weges unkundig war. Wir verschafften uns zwei Reitpferde und ein Pferd zum Tragen unserer Provisionen, die aus zwei schönen mir aus Fort Vancouver geschickten Schinken und einem Vorrath von getrocknetem, von den Indianern bereitetem Lachs bestanden. Ungefähr zehn Meilen von dem Fort ließen wir unsere Pferde über den Nezperees-Fluß schwimmen an dem Punkt, wo er sich in den Columbia ergießt, und reisten dann an den Ufern des letzteren entlang etwa zehn Meilen weiter, worauf wir für die Nacht Halt machten.

Am Tage kamen wir an einem großen Lager der Nezperees vorüber, die uns sehr freundlich begegneten, jedoch, vermuthlich um ein Andenken von meinem Besuch zu haben, uns einen zinnernen Becher stahlen (einen in jener Weltgegend sehr werthvollen Gegenstand). Ich entwarf eine Zeichnung von einem Manne und hätte vermittelst derselben den Häuptling einschüchtern und die Herausgabe des Bechers dadurch veranlassen können, doch ich war so vor der Verrätherei und Schlechtigkeit dieser Indianer gewarnt worden, daß ich das Experiment für zu gefährlich hielt.

30. Juli. Ich war acht oder zehn Meilen am Ufer vorgeschritten, als ich entdeckte, daß ich meine Pistolen und einige andere Artikel an der Stelle zurückgelassen, wo wir die letzte Nacht geruht hatten. Ich mußte daher meinen Begleiter nach denselben zurückschicken, während ich mit den Pferden und dem Gepäck in der brennenden Sonne saß, ohne den geringsten Schutz gegen dieselbe. Während ich da saß, kam ein Canot mit vier über und über mit weißem Schlamm (dem gewöhnlichen Pfeifenthon) streifig bemalten Indianern. Als sie landeten, zeigten sie ein großes Erstaunen und beobachteten mich sehr vorsichtig aus der Ferne, indem ein paar nahe an mich herankrochen und dann sich zurückzogen. Dies dauerte drei Stunden und kein Laut unterbrach die ringsum herrschende Stille. Ich war sehr früh am Morgen aufgebrochen und demzufolge, wie durch die Hitze und das Schweigen, sehr schläfrig. Sogar die Gefahr, in der ich mich befand, vermochte kaum, meine Augen offen zu halten, indessen die Indianer offenbar nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten.

Wie ich so da saß auf den dem Pferde abgenommenen Bündeln und schweigend mit dem Kopfe nickte, mit starrem Blicke ihnen folgend, wohin sie sich auch wenden mochten, war ich, meine zweiläufige Flinte mit gespanntem Hahn quer über meine Kniee gelegt, mit meinem großen rothen Bart



(allen Indianern ein Gegenstand lebhaften Erstaunens), der halb über meine Brust herab wallte, ohne Zweifel eine gute Verkörperung ihrer Vorstellung von einem Scocoom oder bösen Geiste. Diesem Eindruck schrieb ich meine Sicherheit zu und hütete mich wohl, sie zu einer näheren Bekanntschaft zu ermuthigen, da ich meine Unsterblichkeit nicht gern auf die Probe gestellt wissen wollte.

Endlich kam mein Begleiter mit den vermißten Gegenständen und die Indianer eilten in ihre Canots zurück und fuhren über den Fluß. Wir setzten nunmehr unsere Reise längs dem Flusse bis zum Abend fort; dann schlugen wir unser Lager auf und beschlossen, da wir sehr hungrig waren und den folgenden Tag eine derbe Tour vor uns hatten, einen unserer Schinken anzugreifen. Ich faßte deshalb das Bein, um ihn aus dem Sacke zu ziehen, in den er gehüllt war, aber ach! der leere Knochen schlüpfte heraus und ließ eine lebendige Masse von Maden zurück, in welche das Fleisch durch die Hitze verwandelt worden war. Bei näherer Untersuchung fanden wir den zweiten in dem nämlichen Zustande und mußten unsern Hunger mit dem Lachs stillen, der wie gewöhnlich voll Sand war.

---

# Neunzehntes Kapitel.

Die Schrecken des Durstes. — Der Pelikan-See. — Ein sonderbarer Bettgenosse. — Steuern mit Hülfe der Sonne. — Endlich frisches Wasser. — Ein zähes Pferd. — Gegenseitiges Verlieren. — Wundervolle natürliche Mauern. — Der Grand-Coulet. — Ein großer Genuß — Der Columbiafluß. — Wir sehen wieder Indianer.

31. Juli. Wegen des großen Bogens, den der Columbia nach Norden zu macht, schien es mir, daß ich einen bedeutenden Umweg ersparen würde, wenn ich landeinwärts ginge und den Grand-Coulet in einiger Entfernung von seiner Mündung durchschnitte. Demgemäß verließen wir früh am Morgen den Fluß und reisten den ganzen Tag durch eine öde sandige Wüste, die auch nicht einen Tropfen Wasser, das man trinken, nicht einen Baum, unter dem man ruhen, noch einen Rasenfleck, auf dem man sitzen konnte, bot. Gegen Abend erblickten wir in der Ferne einen kleinen See und steuerten folglich darauf los: sobald unsere Pferde ihn bemerkten, stürzten sie, müde und erschöpft, wie sie waren, auf ihn zu und mit dem ganzen Leibe ins Wasser. Kaum hatten sie es jedoch gekostet, als sie die Köpfe zurückzogen und sich weigerten, es zu trinken. Als ich abgestiegen, fand ich das Wasser schrecklich salzig und nie werde ich das schmerzliche Gefühl vergessen, das sich meiner bemächtigte, als ich mich überzeugte, daß ich meinen Durst nicht löschen könne. Unsere Pferde waren von unserm langen schnellen Ritt zu ermüdet, um weiter zu gehen, und obwohl es eine Tantalusqual war, das Wasser zu sehen, das wir nicht trinken konnten, so war doch die dasselbe umgebende Vegetation erfrischend für die Pferde und wir blieben die ganze Nacht hier, wenn wir gleich in Folge des Durstes fast gar nicht schliefen.

1. August. Wir reisten diesen Morgen um 4 Uhr ab und in einem Zuge weiter, ohne Wasser zu finden, bis gegen Mittag, wo wir auf einen schmalen, etwa eine Meile langen sehr seichten See trafen, welcher von Pelikanen wimmelte, deren Mist das Wasser grün und dick gemacht hatte. So schlecht es war und nebenbei ebenfalls etwas salzig — so war doch unser Durst so groß, daß wir etwas durch ein Tuch seihten und davon tranken. Nachdem wir diesen Pelikansee verlassen, wurde unsere Tour noch entmuthigender; so weit das Auge reichte, war das Land mit lockerem feinem Sand bedeckt, den die heftigen, in dieser Gegend herrschenden Stürme zu ungeheuren Hügeln von 80 bis 120 Fuß zusammengeweht hatten. Dies war sehr mühsam für uns, da unsere Pferde jetzt so erschöpft waren, daß wir sie führen mußten und wir selbst bei jedem Schritt tief in den heißen Sand sanken. Wenn der Wind sich erhoben hätte, während wir diesen Platz überschritten, so wären wir sofort im Sande begraben worden. Gegen Abend erreichten wir einen Felsen und entdeckten in einer kleinen Spalte drei oder vier Gallonen Wasser, das so schwarz wie Tinte war und von kleinen Insekten wimmelte. Kaum hatten die Pferde es erblickt, so sprangen sie darauf zu und nur mit der größten Mühe trieben wir sie zurück, indem wir fürchteten, sie möchten alles trinken und uns unserm Elende überlassen. Nachdem wir unsern Durst gelöscht, seihten wir einen Kessel voll für unser Abendessen durch und gestatte-

ten den Pferden, das übrige zu trinken, und sie tranken bis auf den letzten Tropfen und zeigten, wie nöthig unsere Vorsicht gewesen war. Hier blieben wir über Nacht.

2. August. Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich etwas Kaltes und Feuchtes an meinem Bein, und nachdem ich die Decke abgeworfen, sah ich ein Gewürm von der Gattung der Eidechsen, ungefähr acht bis zehn Zoll lang, das während der Nacht mein Gefährte gewesen. Ich weiß nicht, ob es giftig war oder nicht; indessen spürte ich keine üblen Folgen davon. Wir reisten weiter und ließen gegen Mittag diese Sandberge hinter uns. Das Land war immer noch sandig, doch fanden wir hier und da einige Grasbüschel, die eben genügten, um unsere Pferde zu erhalten. Ungeheure Mauern von Basaltfelsen durchschnitten die Gegend und brachten uns immer von dem geraden Wege oder vielmehr von der Richtung ab, die ich einzuschlagen beschlossen hatte, denn von dem eigentlichen Wege hatte ich keine Kenntniß.

Diese Unterbrechungen trugen sehr zur Vermehrung unserer Schwierigkeiten bei, da ich keinen Compaß hatte. Nur dadurch, daß ich den Sonnenstand um Mittag mit meiner Uhr verglich, und einen fernen Felsen ins Auge faßte, vermochte ich meinen Lauf zu bestimmen. Wir litten immer noch durch Wassermangel und mein Begleiter fing an, muthlos zu werden, weil wir so beinahe auf gut Glück durch diese pfadlose Wüste wanderten.

3. August. Nachdem wir einige Stunden geritten waren, kamen wir an eine ungeheure Vertiefung oder ausgetrocknete Wasserfurth, die unsern Weg durchschnitt. Die Ufer stiegen vom Grunde derselben zu jeder Seite sieben- bis achthundert Fuß empor und die Breite derselben betrug fast eine halbe Meile. Anfangs schien es unmöglich, durchzukommen; doch nach vieler Mühe gelang es uns, unsere Pferde auf den Boden des Bettes zu führen, das wir durchschritten, worauf wir am entgegengesetzten Ende ungefähr 200 Fuß hinaufklommen und an einen der schönsten Punkte gelangten, die man sich nur denken kann; uns wenigstens schien er, mitten in der ihn umgebenden Oede, der Inbegriff aller Schönheit.

Es war ein Stück Tafelland, das ungefähr eine halbe Meile im Umfang hatte, mit dem üppigsten Gras bedeckt war und in dessen Mitte sich ein kleiner See befand, dessen Wasser süß und ausgezeichnet kühl war. Der Basaltfelsen, der wie ein Amphitheater drei Viertel des Umfangs umschloß, stieg 500 Fuß empor, während sich der Abgrund, den wir mühsam empor gestiegen, an der andern Seite hinabsenkte. Wir blieben hier zwei Stunden und schwelgten in dem köstlichen Wasser, das uns, nach den langen Qualen des Durstens, so lieblich war. Mein Begleiter schien nicht genug bekommen zu können, denn als ich nichts mehr hinunter schlucken konnte, ging er, bekleidet wie er war, hin und wälzte sich förmlich darin, und die Pferde folgten seinem Beispiel. Wie lange wir versucht gewesen sein möchten, hier zu weilen, kann ich unmöglich sagen; indessen zündeten wir zufällig das Gras an und mußten daher den Ort verlassen; dies gelang uns nur mit vieler Mühe; während wir den steilen Felsen hinaufkletterten, glitt das Packpferd aus und fiel in die Tiefe, doch glücklicherweise so auf den Rücken, daß die Bündel unter ihm zu liegen kamen und es, außer einigen Schnittwunden an den



Füßen, keinen weitern Schaden erlitt. Jedes andere Geschöpf, als ein indianisches Pferd, würde mit seinem Leben für die Unsicherheit seiner Beine gezahlt haben.

Sobald ich das ebene Land wieder erreicht hatte, sah ich in der Ferne eine zweite große Felsenmauer; ich überließ es meinem Begleiter, das unglückliche Packpferd nachzubringen und ritt rasch vorwärts, um wo möglich einen Durchgang durch diese entsetzliche Felsenschranke zu finden, indem ich vermuthete, daß es, wie viele von denen, die wir hinter uns gelassen, eine einzelne Basaltmauer sein müsse. Ich ritt deßhalb an ihrer Fronte hin und her und untersuchte jeden Theil, an dem sich irgend eine Oeffnung befand, doch ohne eine anzutreffen, durch welche wir mit unsern Pferden hindurchkonnten. Zuletzt kam ich zu der Ueberzeugung, daß wir um die Mauern herum gehen müßten; da jedoch mein Begleiter nicht nachgekommen war, mußte ich zurückkehren und ihn suchen; mehrere Stunden suchte ich vergebens und fing an, zu fürchten, daß sowohl er, als meine Vorräthe unwiederbringlich verloren wären,; nachdem ich indessen weit zurückgeritten war, kam ich auf seine Spur und verfolgte sie sorgfältig.

Ich bemerkte bald, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen hatte. Nach einiger Zeit erblickte ich ihn in der Ferne auf einem Felsen und sah und hörte ihn aus allen Kräften gestikuliren und rufen, bis ich ihn erreicht hatte; er hatte sich sehr geängstigt, denn er sagte, daß er sich nimmermehr weiter gefunden hätte. Obwohl der Tag bereits sehr vorgerückt war, so gelang es uns doch, die Basaltmauer zu umgehn; dann wandten wir uns nach einer tiefen Schlucht, welche in der Ferne so sehr den Ufern des Columbiaflusses glich, daß ich anfangs den Weg verfehlt zu haben und an den Fluß gekommen zu sein glaubte.

Als wir bis an den Rand vorgedrungen waren, sah ich, daß unten kein Wasser war, und daß ich ohne Zweifel endlich den Grand-Coulet erreicht hatte. Mit großer Mühe stiegen wir den Uferhang — an tausend Fuß — hinab; die Breite wechselt von einer bis zu anderthalb Meilen; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dies vordem ein Arm des Columbia gewesen ist, der gegenwärtig vier- bis fünfhundert Fuß unterhalb fließt, während der Grand-Coulet trocken liegt und den bloßgelegten Fuß ungeheurer Felseneilande zeigt, die seinen Grund füllen und von denen einige sich bis zu der Höhe des umliegenden Landes erheben.

Diese wunderbare Vertiefung ist ungefähr 150 Meilen lang und an vielen Stellen von einer ununterbrochenen zwanzig Meilen langen Linie tausend Fuß hoher senkrechter Basaltfelsen, wie von einer Mauer umschlossen. Die Sohle dieses Thales ist vollständig eben und mit üppigem Gras bedeckt, da ausgenommen, wo sie von den erwähnten ungeheuren Felsen durchbrochen ist: so weit es sich hinzieht, ist auch nicht ein einziger Baum und kaum ein Busch sichtbar; auch sahen wir keine Insekten, Gewürme oder andere Thiere. Als wir auf eine schöne Wasserquelle stießen, die aus den Felsen hervorsprudelte, machten wir in der Nähe derselben Halt. Nachdem wir ausgeruht, untersuchten wir unsern Vorrath von gedörrtem Lachs, denn wir hatten keine Aussicht, unsere Speisekammer mit irgend etwas Neuem zu versorgen und folglich war das, was wir besaßen, von großer Wichtigkeit. Zu unserm großen Bedauern entdeckten wir, daß er ganz von Maden wimmelte, und mußten jeden Mundvoll erst gut abschütteln, ehe wir ihn essen konnten; wirklich waren die Fische so voller Leben, daß mein Begleiter den Vorschlag machte, sie an den Schwänzen festzubinden, damit sie nicht davonkröchen. Wie schlecht auch der Lachs war, so machte der Umstand unsere Aussichten noch düsterer, daß wir nur einen geringen Vorrath davon besaßen und einen langen unbekannten Weg vor uns hatten, den wir zurücklegen mußten, ehe wir Hülfe erwarten konnten. Während der Nacht brach ein Gewitter aus; nie in meinem Leben habe ich etwas so erhaben Schauerliches vernommen, als den endlosen Wiederhall des Donners zwischen den Felsen dieser großartigen und schönen Thalschlucht. Es gibt auf der Erde wohl kaum einen zweiten Punkt, der einen so merkwürdigen Effect hervorbringen könnte.

4. August. Wir folgten dem Laufe des Coulet ganz in Bewunderung seiner Schönheit und Großartigkeit versunken, denn jede Wendung eröffnete uns ein neues Bild in immer wachsender Pracht und Wildheit. Ich schoß den ersten Vogel, der uns, seit wir Walla-Walla verlassen, zu Gesicht ge-

kommen war, die Pelikane ausgenommen, welche sogar von den Indianern nicht gegessen werden, die doch keineswegs sehr eigen sind. Dieser Vogel war einer von denen, welche man hier wilde Truthühner zu nennen pflegt, die aber durchaus den Truthühnern des Südens nicht ähnlich sind. Sein Gefieder gleicht demjenigen eines Fasans, er ist nicht größer als ein Haushuhn und sein Fleisch ist zwar sehr weiß, aber doch trocken und geschmacklos; für uns war es aber dessenungeachtet ein großer Genuß; wir konnten ja zum wenigsten eine Mahlzeit machen, ohne die gewöhnliche Zuthat von Sand und Maden. Unsere Reise wäre jetzt herrlich gewesen, wenn wir nur einigermaßen gute Nahrung gehabt hätten. Wir hatten Gras die Menge und von der besten Art für unsere Pferde, köstliche Quellen, die in Zwischenräumen von einer oder zwei Meilen aus den Felsen hervorquollen, und Lagerplätze, die uns, fast auf die Gefahr des Verhungerns hin, zum Weilen einluden.



5. August. Gegen Abend fingen wir an, Bäume auf den Höhen und in der Ferne gewahr zu werden, und ich schloß daraus, daß wir uns dem Columbia näherten. Jetzt eilte ich vorwärts und kam vor Sonnenuntergang aus dieser ungeheuren Thalschlucht heraus, und sah den mächtigen Strom, der

wenigstens 500 Fuß unter uns dahinfloß, obwohl die Ufer von beiden Seiten über uns zu mehr als dieser Höhe emporstiegen. Dieser Fluß übertrifft an Großartigkeit vielleicht jeden andern auf der Erde; nicht so sehr wegen seiner Wassermasse, als wegen der romantischen Wildheit seiner imposanten, immer wechselnden landschaftlichen Umgebung, wo bald tausend Fuß hohe schneebedeckte Bergesgipfel sich über einander thürmen, bald sanft abfallende Terrassen bis an den durchsichtigen Wasserspiegel sich hinabziehen.

Zwei Indianer schwammen auf einigen zusammengebundenen Holzscheiten den Fluß hinunter. Seit vielen Tagen waren dies die ersten, denen wir begegneten, und als wir ihnen unsern Gruß zuriefen, landeten sie und kletterten zu uns herauf. Sie sagten mir, daß wir zehn Tagereisen von Colville entfernt seien. Das konnte ich nicht glauben, obwohl ich nicht wußte, warum sie wünschen sollten, mich zu täuschen. Ich gab ihnen etwas Taback und hoffte einige Vorräthe von ihnen zu erlangen; sie sagten jedoch, daß sie keine hätten, und wir mußten daher, wie gewöhnlich, von dem Lachs zu Abend speisen. Wir stiegen das Ufer hinab und schlugen unser Nachtlager am Rande des Flusses auf.

## Zwanzigstes Kapitel.

Ein gefährlicher Pfad. — Unglaubliche Klugheit. — Schwarzer Postvorspann. — Fort Colville. — Verstecke der Indianer. — Indianische Taufe. — Die Kesselfälle. — Ringspiel. — Häuptling der Gewässer. — Todte Lachse zu Tausenden. — Widerwillen gegen gesalzenes Fleisch. — Trost einer Wittwe. — Eine Frau geeignet für die Wälder.

6. August. Wir wanderten zwölf bis funfzehn Meilen am Ufer unter den Felsenhöhen fort, welche sich vierzehn bis funfzehn hundert Fuß über unsern Häuptern empor thürmten. An einigen Stellen hingen ungeheure Lagen über unsern Pfad, die scheinbar Alles zu zermalmen drohten. Endlich kamen wir an einen hohen senkrechten, in den Fluß vorspringenden Felsen, und da das Wasser zu tief und die Strömung zu rasch war, um durch dasselbe hindurchwatend den Fuß umgehen zu können, so versuchten wir, über das lockere Stein- und Felsengeröll, das bei jedem Schritte unter uns wich und donnernd in den Abgrund rollte, das Ufer zu ersteigen. Nachdem wir unsere Pferde ziemlich dreihundert Fuß hinaufgeführt hatten, machte ich Halt und schickte Donny zu Fuß voraus, um eine nach oben führende Oeffnung zu suchen. Das Packpferd konnte sich unter seiner Last nur mit großer Mühe auf den Füßen erhalten. Mit unglaublicher Klugheit ging nunmehr eins der andern Pferde an mir vorüber, bis es seinen beladenen Gefährten erreicht hatte und half ihm, indem es seine Schulter unter die eine Seite des Gepäckes stemmte, buchstäblich dasselbe tragen, bis zu des Mannes Zurückkunft. Da wir uns überzeugten, daß es unmöglich sei, hinaufzusteigen, mußten wir zurückkehren

und wir fanden keine passende Stelle zum Emporklettern, bis wir beinahe den Ort wieder erreicht hatten, von dem wir früher ausgegangen waren.

Endlich gelang es uns, mit vieler Mühe das obere Ufer zu gewinnen, und wir betraten nun ein wildromantisches Gebiet, das hier und da mit kleinen Baumgruppen bedeckt war, die allmälig zunahmen, bis wir uns von dichten Waldmassen umgeben sahen, nachdem wir ungefähr fünfundzwanzig Meilen herumgegangen waren und gewaltig tiefe und steile Schluchten passirt hatten. Wir erreichten wieder den Strom, der Mündung eines kleinen Flusses gegenüber, an dessen Ufern wir ein paar Indianer erblickten. Sobald sie unser ansichtig wurden, schickten sie ein Canot zu uns herüber und erboten sich, beim Hinüberschwimmen der Pferde behülflich zu sein, da nach ihrer Versicherung der kürzeste und beste Weg nach Colville auf dieser Seite hinführte. Wir nahmen ihr freundliches Anerbieten an und schlugen auf dem andern Ufer neben ihnen unser Lager auf. Sowohl Donny, als auch ich, waren von der langen mühevollen Tagereise und zufolge der, durch den Mangel an genügender Nahrung hervorgerufenen Kraftlosigkeit furchtbar ermüdet. Diese Indianer waren, wie ich später erfuhr, gewöhnlich sehr unfreundlich gegen die Weißen und hatten kleinen Reisegesellschaften oft Noth gemacht, indem sie einen schweren Zoll für den freien Durchgang durch ihr Gebiet erhoben; gegen mich waren sie aber die Freundlichkeit selbst und boten mir reichlich frischen Lachs und getrocknete Beeren dar, die nach der ekelerregenden Kost, mit der wir so lange mühsam unser Leben gefristet, höchst annehmbar waren; und einer von ihnen machte mir den Vorschlag, mich als Führer nach Colville zu begleiten. Die im Laufe dieses Tages gemachte Erfahrung veranlaßte mich, freudig auf dies Anerbieten einzugehen, und lange, ehe es dunkel wurde, lag ich in einem so tiefen Schlafe, wie ihn sich nur immer der müdeste aller an Unverdaulichkeiten leidender Patienten wünschen könnte.

7. August. Ich brach sehr früh in Gesellschaft des Führers auf, und wir machten eine für diese Gegenden lange Tagereise. Wir mußten immer auf- und niedersteigen und fanden dies sehr beschwerlich. Es war ganz dunkel, als wir am Ufer des Flusses unser Lager aufschlugen.

8. August. Brachen abermals sehr zeitig auf, um vor Nacht Colville erreichen zu können; gelangten auf einen hohen, den Lauf des Columbiastromes viele Meilen übersehenden Hügel und ließen uns auf dem Gipfel nieder, um die prachtvolle Aussicht zu genießen und unsern Pferden eine kurze Rast zu gönnen. Während ich unter den Bäumen lag, erhob sich ein Wind, und zu meinem großen Erstaunen fühlte ich, daß sich der ganze Boden unter mir bewegte; zuerst dachte ich, daß es ein Erdbeben sei und erwartete, daß die ganze Hügelwand hinabgleiten würde, doch bei näherer Untersuchung fand ich, daß die Bewegung daher rührte, daß die Wurzeln der ungeheuren Bäume in dem wenig Tiefe habenden Boden in einander verflochten waren. Dies allein schützte sie dagegen, umgeweht zu werden; da die Felsen überall nahe an die Oberfläche treten. Indem der Wind die Wipfel der Bäume beugt, fallen und heben sich die Wurzeln mit der Erdoberfläche in rollender Bewegung, gleich der Meeresfluth während einer Windstille. Wir setzten unsere Reise fort, bis wir ungefähr eine Meile von den Kesselfällen (Kettlefalls) entfernt



Paul Kane, del.

PORTRAIT EINES ESKIMOS.

waren, wo wir auf die gewohnte Weise hinüberschwammen, indem wir uns am Schweif unserer Pferde festhielten, und als eben die Dämmerung hereinbrach, wurden wir von Herrn Lewis freundlich aufgenommen.

Fort Colville steht in der Mitte einer kleinen Prairie, die etwa anderthalb Meilen Breite und vielleicht drei Meilen Länge hat, und von hohen Hügeln ganz umgeben ist. Diese kleine Prairie ist in Rücksicht auf den Ackerbau äußerst schätzbar, denn sie ist in der That ein Eiland der Fruchtbarkeit, das von kahlen Felsen, sandigen Ebenen, dürren Bergen bis auf drei- bis vierhundert Meilen Stromeslänge umgeben ist, indem erst das Spokanthal im Süden das nächste kulturfähige Land ist. Ich verblieb hier bis zum 9. September, worauf ich, von Herrn Lewis begleitet, einen Ausflug von sechzig Meilen nach der presbyterianischen Mission von Walker und Eales machte und von den würdigen Leuten sehr gastfreundlich aufgenommen wurde.

Jeder dieser Missionaire hatte ein bequemes, in der Mitte einer fruchtbaren Ebene gelegenes Blockhaus, und sie schienen darin mit ihren Frauen und Kindern eine glückliche Heimath zu haben. In der Nachbarschaft gibt es zahlreiche „Caches“ von getrockneten Lachsen, die, obwohl sie monatelang an isolirten Stellen ganz unbewacht bleiben, sehr selten beraubt zu werden pflegen. Ich genoß eine Woche lang die zuvorkommende Gastfreiheit meiner Wirthe, welche die Aufmerksamkeit hatten, mich bei meinen Besuchen nach dem Spokan-Flusse und zu den Indianern der Nachbarschaft zu begleiten.

Die Spokan-Indianer sind ein kleiner, sowohl im Aeußern, wie in Gebräuchen und Sprache wenig von den Indianern zu Colville sich unterscheidender Stamm. Sie schienen alle für die Missionaire große Zuneigung und Achtung zu hegen; was aber die Bekehrungserfolge betrifft, so kann ich mir kein zuversichtliches Urtheil darüber erlauben, da ich mit der Sprache nicht hinreichend vertraut war, um eine Prüfung anzustellen, selbst wenn ich es gewünscht hätte. Ich bezweifle nicht, daß viele getauft worden sind, jedoch ist es mir ebenfalls bekannt, daß die meisten Indianer von einem Manne, den sie hochachten, einen Namen gern annehmen und ihm einen zu geben pflegen; und je mehr Förmlichkeiten mit der Handlung verbunden sind, für desto wichtiger wird sie gehalten und um desto mehr werden Andere sich veranlaßt fühlen, eine gleiche Auszeichnung zu begehren. Dagegen scheint nichts im Stande zu sein, Ackerbauer aus ihnen zu machen, denn sie treiben immer noch Jagd und Fischerei und zeigen die größte Abneigung gegen alle Handarbeit.

Am 17. September kehrte ich wieder nach Colville zurück. Das indianische Dorf liegt zwei Meilen unterhalb des Forts auf einer die Kesselfälle überschauenden Felsenhöhe. Diese Fälle sind die höchsten des Columbia-Flusses; sie sind gegen tausend Fuß breit und achtzehn Fuß hoch, und dadurch, daß die ungeheure Wassermasse über Felsentrümmer stürzt, außerordentlich malerisch und großartig. Die Indianer haben für dieselben keinen besondern Namen, sondern bezeichnen sie mit dem allgemeinen: „Tum-tum“, den sie auf alle Wasserfälle anwenden. Die Reisenden nennen sie die „Chaudières“ oder „Kettle-falls“ (Kesselfälle), wegen der zahlreichen, durch abgelöste Steine in die Felsen gebohrten runden Löcher. Diese abgesprungenen Steine werden in den Unebenheiten der Felsen unterhalb der Fälle aufgefangen und durch die gewaltige

Macht der Strömung fortwährend um und um getrieben, bis sie Löcher aushöhlen, die so vollkommen rund und glatt sind, wie die innere Oberfläche eines gegossenen eisernen Kessels. Das Dorf hat eine Bevölkerung von fünfhundert Seelen, die in der eigenen Sprache den Namen der Chualpays führt. Sie unterscheiden sich nur wenig von den Walla-Wallas. Die Hütten bestehen aus, auf Stangen ausgespannten Binsenmatten. Drei oder vier Fuß über der Erde befindet sich ein aus Stäben gemachter Fußboden, und der unter demselben ganz frei gelassene Raum ist ein zugleich kühler, luftiger und schattiger, in dem der Lachs zum Trocknen ausgehängt wird.

Diese Menschen werden von zwei Häuptlingen regiert. Allam-mak-hum Stole-luch „der Häuptling der Erde" besitzt eine große Gewalt über den Stamm, ausgenommen in dem, was die Fischerei betrifft, die ausschließlich unter der Aufsicht von See-pays, dem „Häuptling der Gewässer", steht. Er übt strenge Gerechtigkeit und straft mit Strenge jede bei seinen Untergebenen vorkommende Betrügerei oder Unrechtlichkeit. Er widersetzt sich der Neigung seines Stammes für das Spiel aufs Aeußerste, indem er denen, welche im Spiel Glück haben, sogar den Antheil an den Fischen entzieht, die jährlich ein Jeder von dem Häuptling der Gewässer zu erhalten pflegt; aber dennoch dauert die Leidenschaft für das Spiel fort, und während meiner Anwesenheit ereignete sich ein Fall, in welchem ein junger Mann Selbstmord verübte, nachdem er, sich dieser Neigung hingebend, Alles, was er besaß, verloren hatte. Ich erwähne hierbei, daß der Selbstmord bei den Indianern des Columbia-Flusses mehr vorherrscht, als in irgend einem der von mir besuchten Theile des amerikanischen Festlandes.

Ein sonderbarer Fall trug sich ungefähr ein Jahr vor meinem Besuche zu: Zwei Schwestern, Frauen eines und desselben Mannes, die beide auf einander eifersüchtig waren, gingen in die Wälder und erhängten sich, und zwar, wie man vermuthet, jede ohne Vorwissen der andern, denn man fand sie todt an weit von einander entlegenen Stellen.

Das Hauptspiel heißt Al-kol-lock und fordert bedeutendes Geschick. Man wählt ein Stück Grund mit glattem, ebenem Boden und setzt an jedes der, vierzig bis funfzig Fuß von einander entfernten Enden der gewählten Stelle eine leichte, nur ein paar Zoll hohe, aus längweise gelegten Stäben gebildete Barrière. Die beiden ganz nackten Spieler sind mit einem sehr dünnen, etwa drei Fuß langen, mit einer feinen knöchernen Spitze versehenem Speer bewaffnet; einer von ihnen faßt einen aus Horn oder irgend einem schweren Holze gefertigten Ring, der mit Bindfaden umwunden ist; dieser Ring hat ungefähr drei Zoll im Durchmesser; im innern Kreise sind in gleichen Zwischenräumen sechs Perlen von verschiedner Farbe angebracht; an jede derselben knüpft sich ein besonderer numerischer Werth. Der Ring wird am Boden entlang einer der Barrièren entgegengerollt; die Spieler folgen in einer Entfernung von zwei oder drei Ellen und werfen ihre Speere, sobald der Ring die Barrière berührt und auf die Seite niederzufallen im Begriff ist, dergestalt, daß der Ring über sie hinfallen kann. Wenn er nur einen der Speere decken sollte, so rechnet der Eigenthümer, je nach der farbigen darüber befindlichen Perle, gewöhnlich trifft es sich aber, daß durch die Gewandtheit der Spielenden

der Ring beide Speere deckt und jeder zählt dann nach der über seinem Speer liegenden Perle; darauf spielen sie nach der andern Barrière zu und so weiter, bis die eine Partei die für das Spiel festgesetzte Zahl erreicht hat.

Der zweite Häuptling heißt also Seepays, „der Häuptling der Gewässer" oder der Lachshäuptling. Ohne seine Erlaubniß darf Niemand Fische fangen. Sein großer Fischkorb oder seine Fischfalle wird einen Monat früher eingesenkt, ehe es irgend Jemand gestattet ist, für sich zu fischen. Dieser Korb ist aus starken zusammengeflochtenen Weidenstäben verfertigt und von starken Holzstäben, und wird so angebracht, daß die Lachse, wenn sie den Wasserfall hinaufspringen, gegen einen oben angebrachten Stab schlagen und in den geschlossenen Raum am Boden der Falle zurückgeworfen werden, die zu eng ist, um einen zweiten Sprung zu gestatten.

Die Lachse fangen gegen den funfzehnten Juli an, stromaufwärts zu schwimmen und kommen beinahe zwei Monate lang in fast unglaublicher Anzahl heran; sie bilden in der That eine dichte Menge, die bei dem merkwürdigen in die Höhespringen an den Wasserfällen, das um Sonnenaufgang beginnt und bei Einbruch der Nacht aufhört, mehr einer Vogelschaar als sonst irgend etwas Anderem ähnlich sieht. Der Häuptling sagte mir, daß er im Laufe eines Tages 1700 Lachse gefangen, von denen jeder im Durchschnitt 30 Pfund wog. Die Durchschnittszahl der täglich in dem Korbe des Häuptlings gefangenen Fische beträgt wahrscheinlich gegen vierhundert. Der Häuptling vertheilt die dergestalt während der Saison gefangenen Fische an seine Leute, von denen jeder, bis auf das kleinste Kind sogar, einen gleichen Antheil empfängt.

Wenn die Lachse, nachdem sie während einer Strecke von siebenhundert bis achthundert Meilen die vielen ihrer Reise vom Meere her hindernd entgegentretenden Stromschnellen überwunden, die Kesselfälle erreichen, werden sie so matt, daß ihre Kräfte den Bemühungen, diese Fälle zu überspringen, oft nicht mehr gewachsen sind, und sie daher gegen die vorspringenden Felsen so heftig mit der Nase anschlagen, daß sie betäubt und häufig todt zurückfallen und stromabwärts zurückfluthen, worauf sie etwa sechs Meilen weiter unten von einem andern nicht unter der Botmäßigkeit des Lachshäuptlings stehenden Indianerlager, das natürlich keinen Anspruch an die Beute seines Korbes hat, aufgelesen werden. Von diesen vom Meere heraufkommenden Lachsen kehrt keiner je ins Meer zurück; sie bleiben im Flusse, wo sie zu Tausenden, ja in solcher Anzahl sterben, daß, wenn wir im Herbst stromabwärts fuhren, wir sie überall, wo stilles Wasser war, in solcher Menge todt herumschwimmen oder ans Ufer ausgeworfen fanden, daß sie buchstäblich die Luft verpesteten.

Die jungen Fische kehren im Frühjahr in das Meer zurück. Sonderbar ist es, daß in den Magen der im Columbia-Flusse gefangenen Lachse nie auch nur das Geringste gefunden worden ist; und daß es noch keinem Angler gelungen ist, sie durch Fliegen oder irgend eine Art Köder anzulocken, wiewohl die geschicktesten unter ihnen mannigfache Versuche angestellt haben.

Nach Verlauf eines Monats gibt der Lachs-Häuptling sein ausschließliches Vorrecht auf, da die Fische alsdann mager und unbedeutend werden, und gestattet das Fischen Allen, die es wünschen. Zu diesem Zweck bedienen sich

Einige ähnlich verfertigter, aber kleinerer Körbe als derjenige des Häuptlings ist; Andere wenden den Speer an, in dessen Handhabung sie sehr geschickt sind; denn ein gewöhnlicher Speermann fängt auf diese Weise gegen zweihundert an einem Tage; Andere wiederum fischen vermittelst eines kleinen Handnetzes in den Stromschnellen, wo die Fische sich drängen und der Oberfläche nahe sind. Diese Netze gleichen einigermaßen unsern gewöhnlichen Garnsäcken, sind aber erfinderisch eingerichtet, indem der Fisch, sobald er hineinkommt, durch seine eigenen Bemühungen sich zu befreien, einen kleinen Stab losmacht, der die Oeffnung des Netzes so lange offen hielt, als es leer war. Das Gewicht des Lachses zieht dann dieselbe wie bei einer Börse zusammen und sichert die Beute.

Lachs bildet fast die einzige Nahrung der Indianer des niedern Columbia-Flusses, da der zweimonatliche Fischfang einen Vorrath liefert, welcher für das ganze Jahr hinreicht. Sie bereiten die Fische zur Aufbewahrung, indem sie sie längs dem Rücken aufschlitzen und dann jede Hälfte nochmals, so daß die Streifen dünn genug werden, um leicht zu trocknen, was im Allgemeinen vier Tage erfordert*). Der Lachs wird alsdann in Binsenmatten eingenäht, die ungefähr neunzig bis hundert Pfund enthalten und auf Gerüste gelegt, um die Hunde fernzuhalten. Man könnte hier leicht, wenn man es wünscht, unendlich größere Mengen fangen; doch der Häuptling machte gegen mich die rücksichtsvolle Bemerkung, daß, wenn er alle heraufkommende Fische auffangen wollte, nichts für die Indianer am obern Theile des Flusses übrig bleiben würde; daher begnügen sie sich damit, für ihren eigenen Bedarf zu sorgen.

Einige Tage ehe wir Colville verließen, wurde mir mitgetheilt, daß die Chualpays im Begriff stünden, einen Skalp-Tanz zu feiern; ich nahm also mein Skizzenbuch und ging nach ihrem Lager, wo ich erfuhr, daß eine kleine Schaar von einem Jagdausflug in die Berge heimgekehrt sei und von einem befreundeten Stamme die Kopfhaut eines Schwarzfuß-Indianers (Blackfoot-Indian) als Geschenk mitgebracht habe. Dies war ihnen ein Geschenk von unschätzbarem Werthe, da einer ihres Stammes vor zwei oder drei Jahren von einem Schwarzfuß-Indianer getödtet worden, und sie nicht im Stande gewesen waren, irgend eine Rache für diese Unbill zu nehmen. Der Wittwe und der Freunde Kummer sollte nun durch diese Kopfhaut beschwichtigt werden. Sie wurde also auf einen kleinen Reifen gespannt, und dieser an einen Stab, der den Griff bildete, befestigt, und von der Wittwe an eine Stelle getragen, an welcher man ein großes Feuer angezündet hatte; dort fing die Wittwe an zu tanzen und zu singen, indem sie dabei die Kopfhaut heftig herumschwenkte und stieß, während acht scheußlich gemalte Weiber um sie und das Feuer singend herumtanzten. Die übrigen Mitglieder des Stammes bildeten ringsherum einen Kreis, ebenfalls singend und die Trommeln dazu schlagend.

Nachdem ich ungefähr vier bis fünf Stunden dem Schauspiel zugesehen, kehrte ich, da ich weiter keine Abwechselung und keine Wahrscheinlichkeit einer

*) Ich habe nie bemerkt, daß Indianer irgend eines Stammes sich des Salzes bedienten, um Lebensmittel aufzubewahren; sie zeigen alle den größten Widerwillen gegen Salzfleisch.

baldigen Beendigung wahrnahm, wieder zurück, tief überzeugt von der Aufrichtigkeit eines Grames, der so lange eine so große Eintönigkeit auszuhalten vermochte.

Mein gütiger Wirth, Herr Lewis, konnte jetzt nicht mehr mit mir herumstreifen, da er die Vorbereitungen für die Weiterbeförderung der heimkehrenden Brigade zu beaufsichtigen hatte. Sowohl er selbst, als seine Cree-Gattin bemühten sich höchst zuvorkommend, meiner Ausrüstung mit allen kleinen, ihnen zu Gebote stehenden Artikeln nachzuhelfen. Madam Lewis war eine treffliche Frau für einen Handeltreibenden, da sie viel Energie und Entschiedenheit mit natürlicher Herzensgüte verband. Mehre Jahre früher, ehe ich sie kennen lernte, hatte sie ihrem Gatten den Arm, ein wenig unter dem Ellbogen, mit einem gewöhnlichen Messer amputirt und ihn so gut verbunden, daß er bald ohne weitern Beistand geheilt war. Die zufällige Entladung seiner Flinte, durch welche der Arm so zerschmettert ward, daß der Versuch, ihn zu retten, ein hoffnungsloser gewesen sein würde, hatte ihre wundärztliche Hülfe nothwendig gemacht.

---

# Einundzwanzigstes Kapitel.

Schreckliche Kunde. — Furchtbares Trauerspiel. — Ein liebevoller Gatte. — Freudige Ueberraschung. — Der Stromfall der Todten. — Der entdeckte Menschenfresser. — Honigmonat im Westen. — Die letzte Umarmung. — Capote blanc. — Bootlager. — Ein geplagtes Pferd. — Ein vom Sturm fortgefegter Wald. — Der angeschwollene Athabasca. — Schuhe von der Länge des Körpers. — Uebergang über den Casparsee — Ueberall Schwierigkeiten. — Steigen des Flusses. — Hungernlassen der Hunde. — Es wird auf eine Eisbrücke gewartet. — Fort Assiniboine. — Auf Leid folgt Freude.

21. September. Heute Abend kamen zwei Männer von Walla-Walla und man wird sich wohl eine Vorstellung von dem Schrecken und Gram machen können, die mich erfaßten, als dieselben mir das traurige Schicksal Derer verkündigten, in deren Mitte ich noch vor kurzem als ein liebgewonnener Gast geweilt hatte. Es ging aus den Berichten hervor, daß die bereits erwähnte Kriegerschaar die Masern heimgebracht hatte, und daß dieselben sich unter dem benachbarten Stamme, vorzugsweise jedoch bei den Kye-uses verbreitete. Dr. Whitman that als Arzt alles Mögliche, um dem Fortschritt der Krankheit zu steuern, jedoch starben sehr Viele in Folge der unvernünftigen Lebensweise, von der er sie nicht zurückbringen konnte. Zu der Zeit bestand des Doctors Familie aus ihm selbst, seiner Gattin und einem Neffen, wozu noch drei Dienstboten und mehre Kinder kamen, die er menschenfreundlich angenommen, nachdem sie durch den Tod ihrer, auf dem Wege nach Oregon verstorbenen Eltern als Waisen zurückgeblieben, und außerdem ein spanischer Halfbreed-Knabe, den er mehre Jahre lang erzogen. Auch mehre Emigranten-Familien hielten sich gerade dort auf, um sich und ihrem Vieh Ruhe und Erquickung

zu gönnen. Die Indianer vermutheten, daß der Doctor das Fortschreiten der Krankheiten hätte hemmen können und wurden in diesem Glauben durch den spanischen Halfbreed-Knaben bekräftigt, der einigen unter ihnen erzählte, daß er gehört habe, wie der Doctor, nachdem sie sich zu Ruhe begeben, zu seiner Frau gesagt habe, daß er ihnen schlechte Arznei geben und alle Indianer tödten wolle, um sich ihr Land anzueignen. Zufolge dieser Aussage machten sie einen Plan, den Doctor, seine Frau und alle männlichen Mitglieder des Etablissements zu vernichten. Ungefähr sechzig aus ihrer Mitte bewaffneten sich in dieser Absicht und kamen in sein Haus. Die Insassen argwöhnten kein feindliches Vorhaben und waren daher gänzlich unvorbereitet, Widerstand zu leisten oder die Flucht zu ergreifen. Der Doctor Whitman und seine Gattin saßen zur Nachmittagszeit mit ihrem Neffen im Parlour, als die Häuptlinge Til-au-kite und To-ma-kus ins Zimmer traten und, sich an den Doctor wendend, ihm sehr kaltblütig erklärten, daß sie gekommen seien, ihn zu tödten. Der Doctor hielt es für unmöglich, daß sie irgend eine feindliche Gesinnung gegen ihn hegen könnten, und sprach dieses gegen sie aus; aber während er redete, zog To-ma-kus einen Dolch unter seinem Kleide hervor und stieß ihn tief in des Doctors Hirn. Der unglückliche Mann fiel todt vom Stuhle. Madam Whitman und ihr Neffe flohen die Treppe hinauf und schlossen sich in einem Oberzimmer ein.

Inzwischen erhob Til-au-kite das Kriegsgeschrei, welches seiner außerhalb stehenden Schaar als Signal diente, das Werk der Vernichtung zu beginnen, und sie gingen daran mit einer Wildheit und einem Geheul, die sie zu eben so vielen Teufeln stempelten. Madam Whitman, welche das Schreien und Stöhnen der Sterbenden hörte, sah zum Fenster hinaus und wurde von dem Sohne des Häuptlings durch die Brust geschossen, jedoch nicht tödtlich verwundet. Eine Schaar stürzte jetzt die Treppe hinauf, tödtete den Neffen auf der Stelle und schleppte die Frau an den Haaren hinunter vor das Haus, wo sie sie mit ihren Tomahawks und Messern schrecklich verstümmelten.

Ein Mann, dessen Frau krank zu Bette lag, war gleich im Anfang des Kampfes in ihr Zimmer gerannt, hatte sie auf den Arm genommen und, von den Indianern unbemerkt, nach dem dichten Gebüsch getragen, womit der Fluß eingefaßt ist, und war von da mit seiner Last in der Richtung von Fort Walla-Walla geeilt. Nachdem er funfzehn Meilen zurückgelegt, war er so erschöpft, daß er sie nicht weiter zu tragen vermochte und legte sie in einem dichten Klumpen Gebüsch am Rande des Flusses nieder, und lief nach dem Fort, um Beistand zu holen. Gleich nach seiner Ankunft schickte Herr M'Bain Männer in seiner Begleitung aus, um sie einzuholen. Sie hatte zum Glück bis auf den Schreck nicht weiter gelitten. Die Zahl der Getödteten, Herrn und Madam Whitman eingeschlossen, belief sich auf sechzehn. Die andern Frauen und Kinder waren von den Indianern fortgeführt, und Til-au-kite's Sohn und ein anderer Mann nahmen sofort zwei derselben zu Frauen. Ein, in einer kleinen zum Etablissement gehörigen Mühle beschäftiger Mann wurde verschont, um die Mühle für die Indianer im Gange zu halten.

Den Tag nach diesem schrecklichen Trauerspiel machte ein vorüberziehender katholischer Priester, der von dem Gemetzel nichts gehört hatte, dort Halt und

bat sich, da er die um das Haus gestreuten verstümmelten Körper sah, die Erlaubniß aus, sie zu beerdigen, was er denn auch nach dem Ritus seiner Kirche ausführte. Die Erlaubniß ward ihm um so bereitwilliger ertheilt, als diese Indianer gegen die katholischen Missionaire freundliche Gesinnungen hegen. Nachdem der Priester den Ort verlassen, begegnete er fünf oder sechs Meilen weiter einem Missionsbruder des Verstorbenen, einem Herrn Spalding, dessen Wirkungskreis, in einer Entfernung von etwa hundert Meilen, an einem Punkte des Flusses Coldwater lag. Er theilte ihm das traurige Schicksal seines Freundes mit und rieth ihm, so weit als möglich zu fliehen, da er sonst, aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenfalls ein Opfer werden würde. Er gab ihm einen Theil seiner Vorräthe und Herr Spalding eilte, sehr besorgt um die Sicherheit seiner eigenen Familie, heimwärts; unglücklicherweise lief ihm sein Pferd in der Nacht davon, und erst nach sechstägiger mühseliger Fußreise erreichte er auf Irrwegen endlich das Flußufer, aber an der seinem Hause gegenüberliegenden Seite.

In der Stille der Nacht, halbverhungert, denn er hatte drei Tage nichts gegessen, schiffte er sich, da Alles in der Nähe seines Hauses ruhig schien, vorsichtig in einem kleinen Canot ein und ruderte hinüber. Doch kaum war er gelandet, als ein Indianer ihn faßte und nach seinem Hause schleppte, wo er seine ganze Familie gefangen und die Indianer in vollem Besitze der Räumlichkeit fand. Diese Indianer gehörten nicht zu demselben Stamme, der Dr. Whitmans Familie vernichtet hatte und hatte auch an dem Verbrechen keinen Theil; da sie indessen davon gehört hatten und fürchteten, daß die Weißen ihre Rache auf sie ausdehnen könnten, so hatten sie sich der Familie des Herrn Spalding in der Absicht bemächtigt, sie als Geißel, um ihrer eigenen Sicherheit willen, festzuhalten. Der Familie war kein Leid widerfahren, und Herr Spalding war nur zu froh, daß es nicht schlimmer stand.

Herr Ogden, der Hauptfaktor der Hudsons-Bay-Gesellschaft an dem Columbia-Flusse, kam, als er von der Schreckensthat hörte, nach Walla-Walla und kaufte, wiewohl das Ereigniß auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten sich zugetragen und die Beschädigten kein anderes Anrecht auf den Schutz der Compagnie besaßen, als das, welches die Menschlichkeit ihnen zusprach, dennoch sofort die sämmtlichen Gefangenen los, von denen man später die Einzelheiten des Gemetzels erfuhr. Die Indianer erboten sich im Laufe der mit Herrn Ogden gepflogenen Unterhaltungen, die Gefangenen umsonst freizugeben, wenn er die Gewährleistung übernehmen wollte, daß die Vereinigten Staaten keinen Krieg mit ihnen anknüpfen würden; doch konnte er dies natürlich nicht versprechen.

Am 22. September nahmen wir, da unsere beiden, mit je sechs Leuten bemannten Boote ganz reisefertig waren, von unserm gütigem Wirthe und seiner Familie Abschied und schifften uns wieder auf dem Flusse ein. Wie gewöhnlich bei der Abreise aus einem Fort, brachen wir erst gegen Abend auf und machten zehn Meilen davon bei Day's Encampment (Tageslager) wieder Halt. Wir hatten keine „Regale“, da diese Leute nicht ins Innere gingen. Sie trugen nur die Expressen nach Boot-Encampment (Boot-Lager), wo sie mit den Expressenträgern von der Ostseite der Berge, mit denen ich zurückgehen sollte, Packete austauschen.

23. September. Heute legten wir die „Little Dalles“ sicher zurück. Sie sind ungefähr zwanzig Meilen von den Kesselfällen entfernt und bilden im Verlaufe voller tausend Meilen den schmalsten Theil des Columbia-Flusses. Er tritt hier zu einer hundertundfunfzig Fuß breiten, zu beiden Seiten von hohen Felsen eingeschlossenen Wasserenge zusammen, durch welche die Fluth mit schrecklicher Heftigkeit hinbraust und Wirbel bildet, welche die größten Stämme des Waldes hinunterschlingen und nachmals mit furchtbarer Gewalt auswerfen. Dies ist einer der gefährlichsten Punkte, den die Boote passiren müssen. Wenn es stromaufwärts geht, werden die Boote alle ausgeladen, und die Fracht muß ungefähr eine halbe Meile weit über die Gipfel der hohen und zerklüfteten Felsen getragen werden. In jedem Boote bleibt ein Mann mit einer langen Stange, mit welcher er es von den Felsen abstößt, während die andern es mit langen Schlepptauen die Strömung hinaufziehen.

Im vorigen Jahre wurde ein Mann, der sich auf der äußersten Seite des Seiles befand, durch irgend ein plötzliches Anziehen desselben, über die Felsen geschnellt und verschwand sofort. Stromabwärtsfahrend bleiben dagegen Alle in den Booten und die Lenker, welche sie durch diesen gefährlichen Engpaß führen, beweisen den größten Muth und die größte Geistesgegenwart in Augenblicken, wo das geringste Versehen bei der Leitung der schwachen Barke die in ihr Sitzenden der gewissen Vernichtung zutreiben würde. Wenn sie die Höhe der Stromschnellen erreicht haben, steigt der Lenker aus und nimmt von den Felsen die Wirbel in Augenschein. Wenn sie sich füllen oder „machen“, wie die Bezeichnung ist, lassen die Männer ihre Ruder so lange ruhen, bis sie auszuwerfen anfangen, worauf der Lenker augenblicklich wieder einsteigt, das Boot abstößt und mit Blitzesschnelle durch die gefährliche Pforte schießen läßt. Zuweilen werden die Boote in dem Wirbel mit schrecklicher Geschwindigkeit im Kreise herumgedreht, so daß es unmöglich ist, sie zu lenken, und der Abgrund die unglückselige Mannschaft verschlingt.

24. September. Das Wetter war schön und wir kamen rasch vorwärts. Ich schoß heute den größten Wolf, den ich je gesehen; er schwamm über den Fluß, von uns weg.

25. September. Bei Tagesanbruch war es dunkel und bewölkt, und bald fing es an, heftig zu regnen; der Wind war indessen günstig; wir hißten daher unser Segel auf und ließen uns in einen offenen See treiben, der gegen drei Meilen breit und zwölf Meilen lang war.

26. September. Es regnete die ganze Nacht heftig und ununterbrochen, und am Tage hingen schwere Nebelwolken über uns, doch setzten wir unsere Reise fort und kamen in einen zweiten sogenannten See.

27. September. Wir sind immer noch in den Seen. Der Tag war heller und wir konnten die uns umgebende Landschaft unterscheiden, die aus ungeheuren Bergen zu bestehen schien, deren Spitzen sich bis in die Wolken übereinander thürmten. Das Land schien kahl und nicht kulturfähig. Die Cedern sind von gewaltiger Größe; einige derselben haben einen Umfang von nicht weniger als dreißig bis vierzig Fuß. Man erzählte mir von einer, die funfzig Fuß maß, die ich jedoch nicht zu sehen bekam. Ich versuchte an die obere Seite von einer hinanzureichen, die entwurzelt am Boden lag, und

konnte nur mit dem Ende meiner Flinte bei ganz ausgestrecktem Arm hinanlangen.

28. September. Wir machten recht lebhaft Jagd auf einen Bergziegenbock, der sich in der Ferne auf einer in den See hineinreichenden Landspitze sehen ließ. Nachdem wir gelandet, verfolgte ich ihn mit drei oder vier Indianern und war nach langem Jagen endlich so glücklich, ihn zu erlegen. Er lieferte uns ein köstliches Mahl. An Größe und Gestalt glich er einigermaßen der zahmen Ziege, war aber mit weißer Wolle, die der Schafwolle ähnlich sah, bedeckt, die Hörner sind klein, gerade, spitz und von schwarzer Farbe.

29. September. Um 5 Uhr Nachmittags hatten wir die Seen hinter uns, und waren nun auf Wasser, das mehr den Namen Fluß verdient. Der Regen stürzte fast den ganzen Tag in Strömen auf uns herab, während wir in der Ferne die Bergesgipfel sich mit Schnee bis zu einer scharfbezeichneten Linie decken sahen, von welcher ab derselbe in Regen überzugehen schien.

30. September. Brachen um 6 Uhr Morgens auf unter heftig herabströmenden Regen, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Wir machten Halt, um in einem an Birken sehr reichen Walde einige Ruder zu schneiden; denn das Birkenholz ist das einzige zu diesem Zweck geeignete und wird weiter unten am Columbia nicht angetroffen; auch große Cedern waren in Menge vorhanden.

1. October. Der Morgen war schön und klar und die Temperatur sehr angenehm; ich konnte das Boot verlassen und einige Meilen dem Ufer entlang spazieren gehen, was meinen Beinen sehr zur Erholung gereichte. Ich befand mich da auf einer mit dem Ufer meilenweit parallel und gewöhnlich nur einige Klaftern davon entfernt hinlaufenden Sandbank, die den Namen „Grand Batteur" führt. Die Steilheit des Stromufers und die Dichtheit des Unterholzes hatte uns während der letzten drei Tage gezwungen, in den Booten zu bleiben; kein Wunder also, daß der Spaziergang mir Genuß gewährte. Wir sahen einige sehr große Haufen aufgethürmten Floßholzes, welche von den Canadiern „Aumbereaux" genannt werden. Diese Haufen bestehen aus Bäumen von jeglicher Größe, am häufigsten sind jedoch sehr große, welche auf dem Flusse herabschwimmen und durch die Gewalt des Eises, wenn sich ihnen ein Hinderniß entgegenstemmt, hoch aufeinander gethürmt werden. Ich amüsirte mich damit, im Vorübergehen einige anzuzünden und ein ungeheures Feuer zurückzulassen, dessen Rauch wir tagelang hinter uns wahrzunehmen vermochten.

2. October. Es regnete wieder den ganzen Tag sehr heftig. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem Vergnügen zu machen, das man empfindet, wenn man sich um ein großes Feuer lagern kann, nachdem man in einem offenen Boote auf dem Columbia den ganzen Tag in heftig strömendem Regen gesessen hat; wenn selbst der Regen nicht aufgehört haben sollte, so entfernt die belebende Wärme des Feuers in diesen uncivilisirten Lebenszuständen doch alles Unbehagen, das bloße Feuchtigkeit hervorbringt. Wir kamen durch eine drei bis vier Meile lange, sehr rasch hinbrausende Wasserströmung, „Upper little Dalle" genannt. Einer der Indianer brachte etliche weiße Beeren, die er mit Begierde aß, während ich sie sehr ekelhaft fand. Mir ist im Laufe aller meiner Reisen keine Art Beeren vorgekommen, welche zu essen die Indianer sich etwa

gescheut haben möchten, noch habe ich jemals gefunden, daß sie ihnen schlecht bekommen wären.

3. October. Sah vier Carriboos, eine Hirschgattung von gewöhnlicher Größe. Wir machten Jagd auf sie, jedoch ohne Erfolg, da sie uns spürten, ehe wir uns ihnen auf Schußweite nähern konnten. Wir begegneten dem indianischen Häuptling „der Seen“ und erlangten von ihm etwas Bären- und Hirschfleisch, wovon er einen reichlichen Vorrath zu besitzen schien. Einige einer kleinen Gattung angehörende Hunde waren in der Nähe seiner Hütte an die Büsche festgebunden, damit sie nicht auf ihre eigene Rechnung Jagd machten und alles Wild vertrieben. Der Häuptling sagte mir, daß er, wenn er Lust hätte, mit ihnen zu jagen, nur eine frische Wildspur zu suchen und die Hunde darauf zu führen brauchte, er könne dann sich schlafen legen, denn die Hunde verfehlten niemals, das Wild aufzufinden und der Stelle, wo er läge, zuzutreiben. Wir sahen einige dieser Hunde, welche, wie es schien, sich auf der Fährte irgend eines Wildes befanden, volle zwölf oder vierzehn Meilen von der Hütte des Häuptlings.

4. October. Der Häuptling nebst Frau und Tochter begleiteten uns in ihrem Canot, in dem sie zehn bis funfzehn Meilen mit großer Gewandtheit ruderten. Sie machen ihre Canots aus Fichtenrinde und sind die einzigen Indianer, welche sich derselben zu diesem Behuf bedienen; sie haben eine eigenthümliche und dabei sehr schöne Form und gleiten die Stromschnellen im Verhältniß zu ihrer Größe sicherer hinab, als irgend welche andersgestalteten. Der Häuptling und seine Damen frühstückten mit uns und nahmen dann Abschied.

Wir schlugen unser Lager für die Nacht unterhalb des „Dalle des Morts“ (Stromfall der Todten) auf, dessen Namen von folgendem Ereigniß herrührt. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren mußten drei Männer, ein Irokese, ein Halfbreed und ein Franzose aus Canada, die ein Boot zu leiten hatten, diese schreckliche Stromschnelle hinunter. Da sie sich fürchteten, es hinabgleiten zu lassen, so knüpften sie ein langes Tau an den Bug und versuchten vermittelst desselben vom Ufer aus, auf das sie sich selbst begeben, es allmälig über den schäumenden Strom hinabzuführen. Das Boot wich aus seiner Richtung und rannte um einen Felsen herum, und alle ihre Bemühungen, es zurückzubringen, oder selbst durch die siedende Brandung den Felsen zu erreichen, blieben fruchtlos. Die Leine, welche an der scharfen Kante des Felsens hin- und herrieb, zerriß bald; das Boot wurde von den wirbelnden Strudeln erfaßt und mit seiner ganzen Ladung zerschellt.

Nun gingen sie zu Fuß an dem rauhen beschwerlichen Stromufer fort, ohne Nahrung, ohne Flinten und Munition; nicht einmal eine Decke hatten sie zu retten vermocht, die sie gegen die strenge Witterung hätte schützen können. Als die Nacht herankam, lagerten sie sich fröstelnd und halb verhungert, nachdem sie nicht weiter, als drei Meilen über die Hindernisse, die ihnen am Ufer entlang bei jedem Schritte den Weg versperrten, hatten hinwegkommen können. Am nächsten Tage rückten sie mit ebenso geringem Erfolge vorwärts. Sie wußten wohl, daß, wenn sie auch ein Floß bauten, dasselbe auf dieser Strecke des Columbia-Flusses wegen der vielen rasch aufeinander folgenden Strom-

schnellen nicht lange aushalten würde. So setzten sie in diesem hungernden Zustande ihre langsame Wanderung bis zum dritten Tage fort, worauf der Halfbreed seine Gefährten verließ. Er fürchtete, sie möchten ihn tödten, um ihn zu verspeisen, und ward wahrscheinlich eine Beute der Wölfe, denn man hat nie wieder von ihm gehört. Die andern Beiden legten sich nieder und der Irokese ersah sich einen passenden Moment, stand in der Nacht auf und schlug seinem Gefährten mit einem Stocke das Gehirn ein. Nachdem er seinen ersten Heißhunger an einem Theile des Körpers gestillt, ging er methodisch zu Werke, schnitt das Uebrige in Streifen und dörrte sie an der Sonne in der Weise, in welcher das Büffelfleisch bereitet wird. Hier blieb er drei Tage und trocknete das Fleisch, das er in ein Päckchen zusammenband und setzte dann mit demselben seine Reise am Flußufer fort, bis er an den Anfang des „Oberen Sees" gelangte, wo er ein Floß verfertigte; auf das er sein gedörrtes Fleisch legte, welches er mit Fichtenrinde bedeckte. Dann setzte er sich selbst darauf und ruderte den See hinunter.



Er war noch nicht weit gekommen, als er einem Canot begegnete, das von einem der Forts am Spokan=Flusse abgesandt worden war, um die Männer zu suchen, da ihre lange Abwesenheit auffiel. Die neuen Ankömmlinge fragten gleich, was aus seinen beiden Gefährten geworden sei; er gab zur Antwort, daß sie ihn verlassen hätten, und berichtete zugleich den Verlust des Bootes. Sie nahmen ihn in ihr Canot auf; indessen bemerkte einer der Männer die auf dem Floß befindliche Rinde und wünschte sie unter sich in das Canot zu legen; der Irokese schob das Floß mit ersichtlichen Zeichen der

Verwirrung ab, was jenem nicht entging, und ihn veranlaßte, hinanzurudern und die Rinde abzuheben, unter der er das getrocknete Fleisch und dabei einen menschlichen Fuß entdeckte. Auf die Frage, wie er zu dem getrockneten Fleische gekommen, antwortete der Irokese, daß er einen über den Fluß schwimmenden Wolf getödtet.

Der Fuß sammt dem Fleische ward heimlich in einen Sack gethan, der einem der Männer gehörte, jedoch nahm der Mörder die Handlung wahr und warf Nachts, als Alle schliefen, den Sack und seinen Inhalt in den Fluß. Die Leute stellten sich, als ob sie den Verlust nicht bemerkt hätten, setzten ihre Reise nach Fort Spokan fort und lieferten daselbst den Irokesen an Herrn M'Mullar, den Verwalter desselben aus, indem sie ihm die einzelnen Umstände erzählten. Der Indianer ward bald darauf nach einem entfernten Posten in Neucaledonien geschickt; theils zur Strafe, theils aber auch, um ihn los zu werden, da ein Voyageur mit Keinem gern verkehrt, von dem es bekannt ist, daß er Menschenfleisch gegessen. Ich war vor diesem Ereigniß mehre hundert Meilen mit dem Sohne desselben Mannes gereist, dessen Benehmen stets gut gewesen war, wiewohl ich nicht leugnen kann, daß in seinem Aeußern etwas Abstoßendes lag, so daß ich ihn in einer ähnlichen Situation, wie die erwähnte, nicht gern zum Gefährten gehabt haben würde.

5. Oct. Es regnete den ganzen Tag und die ganze Nacht so heftig, und der Fluß war dermaßen angeschwollen, daß wir an der Möglichkeit, die Boote die Stromschnellen hinauf zu ziehen, verzweifelten und deßhalb bis zum andern Morgen auf unserm Lagerplatze blieben.

6. Oct. Der Morgen war lieblich. Sehen einige Carriboos, können jedoch nicht bis auf Schußnähe an sie herankommen. Wir hatten eine herrliche Aussicht auf die Rocky=Mountains in ihrer azurblauen Erhabenheit. Die Fluth nahm bald hinreichend ab, um uns die Auffahrt in den Stromschnellen zu gestatten: es kostete uns indessen den ganzen Tag, die Boote mittelst Schlepptau hinauf zu ziehen, wenngleich die Strecke nicht mehr als drei Meilen beträgt; denn wir mußten sie, da sie dabei so sehr herumgeworfen und gezerrt wurden, ans Land ziehen und den Boden mit dem Harze, das aus den Fichten herausschwitzt, einschmieren.

Während die Männer bei dieser Arbeit beschäftigt waren, benutzte ich den Aufenthalt und nahm die Stromschnellen von einem Punkte auf, wo man auf sie hinabschaut. Unser Steuermann, der dabei gegenwärtig war, erzählte mir eine traurige Begebenheit, welche sich an dieser Stelle zugetragen und die ich so viel als möglich mit seinen eigenen Worten wiedergeben will. „Vor ungefähr vier Jahren,“ sagte er, „ging ich über die Rocky=Mountains mit einer aus vierzig Personen bestehenden Reisegesellschaft. Als wir nach „Boot Encampment“ kamen, schifften wir uns in zwei Booten ein; das eine, welches ich steuerte, hatte zwei und zwanzig Menschen an Bord, darunter einen Herrn, der behufs botanischer Forschungen in das Innere geschickt war. Auf seinem Wege nach Saskatchawan war er mit einer jungen Halfbreed=Dame zusammengekommen, welche eine Reise über die Berge und den Columbia hinab vorhatte, um einige Freunde zu besuchen. Sie waren noch nicht weit zusammengereist, als eine gegenseitige Neigung sie veranlaßte, in Ed=

monton Mann und Frau zu werden. Obwohl wenige Paare auf der Welt eine Reise über die Berge zu einem Ausflug für die Flitterwochen wählen würden, so ertrugen sie alle Beschwerden und Mühen mit Heiterkeit und waren in dem gegenseitigen Beistande und der Zuvorkommenheit gegen ihre Gefährten ganz glücklich.

Wir hatten noch zwei oder drei Frauen bei uns, und ich hatte meine eigene etwa zehnjährige Tochter mit, die ich zu meiner Frau nach Vancouver-Fort bringen wollte. Ich hatte sie zwei oder drei Jahre zuvor auf der Ostseite der Berge bei einigen Verwandten gelassen, da ich, als ich mit meiner Frau reiste, nicht im Stande gewesen war, sie mit hinüber zu nehmen. Wir hatten auch einen zur Kompagnie gehörenden Mann, Namens M'Gillveray, mit einem kleinen Hunde bei uns; die Uebrigen waren der Mehrzahl nach Voyageurs.

Als ich auf der Höhe der Stromschnellen anlangte, fand ich, daß das zweite Boot, in dem sich der Hauptführer befand, weiter gefahren war, und ich dachte daher, daß die Stromschnellen gerade in der passenden Verfassung wären, um hinabzugleiten, das heißt, daß die Wirbel eben im Auswerfen und nicht im Füllen begriffen wären, was abwechselnd geschieht. Ich fuhr deßhalb ohne Aufenthalt vorwärts; aber mitten auf der Fahrt, wo es ganz unmöglich ist, das hinabschießende Boot zum Stillstand zu bringen, bemerkte ich, zu meinem größten Schrecken, daß die Wirbel sich füllten. Einen Augenblick später hoben sich die kräuselnden Wellen über den Rand des Bootes und füllten es sofort. Ich rief Allen zu, still zu sitzen und sich an den Bänken fest zu halten, da das Boot wegen der Beschaffenheit der Ladung nicht ganz sinken würde und ich sie in diesem Zustande ans Ufer bringen könnte. So legten wir mehr als eine Meile in Sicherheit zurück, als das Boot an einer Felsenlage ganz nahe vorbeiging. Der Botaniker, der sein Weib im Arme hielt, versuchte, da er das Boot so nahe an den Felsen kommen sah, einen plötzlichen Sprung, um das Ufer zu erreichen, aber das mit Wasser gefüllte Boot gab dem doppelten Gewicht der beiden Gatten nach und sie versanken Einer im Arm des Andern, das Boot schlug vollständig um mit dem Boden nach oben; mir und noch einem Manne gelang es indessen, uns hinauf zu schwingen und so wurden wir sicher hinabgetragen. Es kam uns vor, als ob wir im Innern des Bootes ein Geräusch vernähmen, und mein Gefährte, der ein guter Schwimmer war, tauchte unter und kam zu meiner unbeschreiblichen Freude bald mit meiner kleinen Tochter empor, die auf eine fast wunderbare Weise erhalten worden, indem sie sich zwischen dem Gepäck festgeklemmt befunden und durch die Luft, welche das Boot beim Umschlagen aufgefangen, vor dem Ersticken geschützt war. Wir erreichten bald das Ufer: M'Gillveray und noch vier Mann retteten sich durch Schwimmen; die übrigen vierzehn waren ertrunken; wir gingen gleich daran, die Todten aufzusuchen und hatten sie bald Alle herausgezogen; der unglückliche Botaniker und sein Weib hielten sich noch fest umschlungen und wir hatten das Herz nicht, diese Umarmung zu lösen, sondern begruben sie, wie wir sie gefunden, in einem Grabe. Wir fanden später M'Gillveray's kleinen Hund, der seines Herrn Mütze fest zwischen den Zähnen hielt."

7. Oct. Wir schifften uns am Morgen ein und setzten unsere Reise unter fortwährendem keineswegs angenehmen Sprühregen fort.

8. Oct. Das Wetter hellte sich auf und wir sahen eine Menge Carriboos. Doch wie gewöhnlich waren sie zu schlau, um einen Schuß anzubringen. Vor Einbruch der Nacht legten wir die St. Martin-Stromschnellen zurück.

9. Oct. Wir kamen heute nur wenig vorwärts, da wir uns durch zahlreiche umgestürzte und in den Fluß ragende Bäume Bahn hauen mußten, welche unsere Fahrt am Ufer entlang hemmten, zu der wir uns durch die heftige Strömung mitten im Fluß genöthigt sahen.

10. Oct. Am Vormittag bemerkten wir eine Spur von Menschenfüßen im Ufersand, was uns sehr in Erstaunen setzte, da keine Indianer in diese Gegend kommen, und als wir uns „Boot Encampment" näherten, was etwa um 2 Uhr p. m. sein mochte, sahen wir aufsteigenden Rauch. Diese Umstände ließen uns hoffen, daß die Brigade aus dem Osten mit dem Expressen angekommen sei; wir sahen uns aber sehr getäuscht, indem wir fanden, daß es weiter Niemand war, als mein alter Freund Capote Blanc, der Shoshawz-Häuptling aus Jasper-Haus und zwei Indianer, welche zum Jagen herübergekommen waren. Hier schlugen wir ein passendes Lager auf und zogen unsere Boote trocken und hoch auf den Sand. Capote Blanc hatte mit glücklichem Erfolg gejagt und war mit einem tüchtigen Vorrath von getrocknetem Elennthierfleisch und Biberschwänzen versehen, wovon er uns reichlich lieferte und wofür er einige Kleinigkeiten und Schießbedarf in Tausch nahm.

Es blieb uns jetzt nichts weiter zu thun übrig, als einen Versuch zu machen, unsere Zeit so angenehm zuzubringen, als die Umstände erlaubten, bis die Brigade von der Ostseite der Berge angekommen sein würde. Die Männer brachten den Tag hauptsächlich im Spiel und mit allerhand Zauberformeln zu, durch welche sie die Ankunft der Brigade zu beschleunigen wähnten: so errichteten sie Kreuze, die mit einem Arm nach der Gegend wiesen, von wo sie erwartet wurde. Auch bereiteten sie einen „Lobstick", wie sie es zu nennen pflegen. Zu diesem Zwecke wird ein hoher Baum gewählt, dessen Wipfel recht dichte Zweige hat; alle tiefern werden sorgfältig weggeputzt; darauf schneidet man auf einer Seite eine glatte Fläche und die Person, welcher zu Ehren der Baum zugestutzt worden, wird aufgefordert, ihren Namen einzuschneiden; wenn das geschehen ist, werden drei Salven blinder Schüsse abgefeuert, drei Lebehochs ausgebracht und die Stelle wird fortan als Lagerplatz mit dem Namen der so geehrten Person bezeichnet. Bei vorliegendem Falle hatte ich die Ehre, meinen Namen auf den „Lobstick" einzuschneiden. Wir hatten beinahe anhaltenden Regen mit Schneeflocken vermischt, wodurch uns fast während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes die Aussicht auf die Berge getrübt wurde. Ich machte es jedoch möglich, einige wenige helle Stunden zum Zeichnen zu benutzen.

Wir fanden hier sehr wenig Wild; und es gelang den Männern nur, einige Marder in die Falle zu locken. Die Besorgniß fing an, sich unser zu bemächtigen, daß der Brigade, die mit uns zusammentreffen sollte, ein Unglück zugestoßen sei. Ich versuchte, einige der Männer zu überreden, mich über die Berge zu begleiten, sie wollten jedoch nicht mit mir gehen, und so

war ich genöthigt, bei den andern zu bleiben. Boot-Encampment — Bootlagerplatz — ist so benannt worden, weil es an dem Punkte sich befindet, wo das Wasser schiffbar zu werden beginnt. Drei Flüsse kommen hier zusammen und bilden den Anfang des nördlichen Armes des Columbia, und die Erweiterung des Flusses ist daher sehr plötzlich.

28. Oct. Gegen drei Uhr Nachmittags langte ein Clerk der Compagnie an und verkündigte, daß er der östlichen Brigade vorausgeeilt sei, die am nächsten Tage unter dem Befehl des Herrn Low folgen würde; das war uns eine rechte Freudenbotschaft, da wir unsere trübselige Lage herzlich satt hatten.

29. Oct. Herr Low und seine Reisegesellschaft kamen heute Morgen mit ungefähr fünfzig bis sechzig mit Vorräthen und den Provisionen für Rußland beladenen Pferden. Sie hatten neun Tage gebraucht, um von Jasper's Haus herüber zu kommen. Herr Low schien zu bezweifeln, daß wir mit denselben Pferden zurück könnten; doch mich kümmerte es wenig, ob wir Pferde hatten oder nicht, wenn ich nur fortkam, denn ich war meiner langen Unthätigkeit vollkommen müde; auch meine Vorräthe fingen an, abzunehmen und der Beamte erbot sich nicht, sie zu vervollständigen, so daß mir weiter keine Wahl blieb, als so schnell wie möglich über die Berge zu eilen.

30. Oct. Heute reiste Herr Low nach Fort Vancouver mit den Booten ab, welche mich hergebracht hatten und ließ mir vier Indianer, welche ihn von der Ostseite herbegleitet hatten, um die Pferde zurück zu nehmen und uns über die Berge zu führen.

31. Oct. Der Morgen war herrlich und wir brachen gegen 10 Uhr auf; wir beluden fünfzehn von den sechsundfünfzig Pferden, welche Herr Low mitgebracht hatte und kamen den ersten Tag bis Grande-Batturn, wo wir unser Lager aufschlugen.

1. Nov. Wir passirten Pointe des Bois, eine Strecke von zehn Meilen so ziemlich auf dem schlechtesten Wege, auf dem ich je gereist bin, da er von so vielen Pferden, die kurz vorher darauf gegangen, ganz zerwühlt war. Mein Pferd blieb in einem schlammigen Loche stecken und sank bis an den Kopf hinein und nur mit großer Mühe gelang es einem der Männer und mir, es lebend herauszuziehn. Das Steckenbleiben der Pferde im Schlamm, das Abfallen der Packete, das Anrufen der Thiere in der Cree-Sprache und das Fluchen auf dieselben im Französischen, denn in den indianischen Sprachen gibt es keine Flüche, Alles vereinigte sich, um den Tag zu dem geschäftigsten, langweiligsten, geräuschvollsten und unangenehmsten meines Lebens zu machen. Das kam großentheils daher, daß wir so wenig Männer zur Beaufsichtigung der Pferde hatten, welche nicht auf dem Wege bleiben wollten und über Stock und Stein durch die dichten Wälder rannten. Endlich kamen wir am Fuße der Grande Côte an und schlugen dort, recht gründlich müde, unser Lager auf; das Pferdetreiben aber hatten wir recht herzlich satt bekommen.

2. Nov. Wir reisten eine Stunde vor Tagesanbruch ab, um die gewaltige Grande Côte zu ersteigen und bald wurde der Schnee mit jedem Schritte tiefer. Eins unserer Pferde fiel einen Abhang von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß mit einer schweren Ladung auf dem Rücken hinunter und verschob merkwürdiger Weise weder sein Gepäck, noch verletzte es sich; es dauerte nicht

lange, da ging es so wohl wie zuvor mit im Zuge; nur sah es freilich etwas verstört aus. Der Schnee ging nun den Pferden bis an den Leib und wir arbeiteten uns mühsam durch und erreichten den Gipfel, als eben die Sonne am Horizont hinabsank; indessen konnten wir hier nicht Halt machen, da kein Futter für die Pferde da war; wir mußten deshalb vorwärts bis über des Committee's Punsch-Bowle hin weg, die ich schon beschrieben habe.

Die Kälte war in dieser hohen Region, wie man sich wohl denken kann, sehr streng. Obwohl die Sonne den ganzen Tag im hellsten Glanze leuchtete, fror mein langer Bart doch zu einer Eismasse zusammen; erst lange nach Dunkelwerden kamen wir nach Campment de Fusci und hatten keine andere Stelle getroffen, welche Futter für die Pferde geboten hätte; ja auch hier mußten sie den Schnee mit den Hufen wegscharren, um dazu gelangen zu können.

Einige Jahre früher hatte sich hier ein sehr trauriges Ereigniß zugetragen. Während eine Gesellschaft über die Berge stieg, war eine Dame, welche ihrem Gatten entgegenreiste, zurückgeblieben, und man hatte es nicht bemerkt, bis die Gesellschaft auf einem Lagerplatze Halt gemacht hatte. Sofort wurden Männer ausgesandt, um sie zu suchen; nach einigen Stunden fanden sie ihre Spur im Schnee und verfolgten dieselbe, bis sie an einen senkrechten, über einen brausenden Strom hängenden Felsen kamen; hier hörte jede Spur von ihr auf, und ungeachtet aller Bemühungen ist ihre Leiche nie gefunden worden. Es war kaum zu bezweifeln, daß sie vom Wege abgekommen und über den Abgrund in den Strom gestürzt sein mußte, der ihren Körper bald in Schluchten getrieben haben mochte, in welche kein menschlicher Fuß dringen konnte.

3. November. Die vergangene Nacht war die kälteste (wenn ich nach meiner Empfindung urtheile), die ich je erlebt; da ich kein Thermometer bei mir hatte, so weiß ich den Kältegrad nicht anzugeben; doch bin ich überzeugt, daß es kälter war, als in einer spätern Nacht, wo das Weingeist-Thermometer auf 56 Grad unter Null stand; eine so niedrige Temperatur, daß Quecksilber gefroren und nutzlos geworden wäre. Ich versuchte, mich aufzuthauen, indem ich etwas Schnee über dem Feuer schmelzen ließ; aber das Wasser fror an meinem Haupthaar und Barte, obgleich ich, so nah als ich es auszuhalten vermochte, an einem hellbrennenden Feuer stand; und ich mußte wirklich mein Gesicht sengen, ehe ich das Eis an demselben zum Aufthauen brachte. Wir kamen jetzt durch die „Grande Batture" und fanden zu unserm großen Troste, daß die Tiefe des Schnees abnahm, jemehr wir hinabstiegen. Es gelang uns „Campment de Regnalle" vor Abend zu erreichen und wir blieben über Nacht da.

4. November. Wir frühstückten und reisten lange vor Tagesanbruch weiter, und rückten bis gegen Mittag eine gute Strecke vor, bis wir einen wilden Landstrich erreichten, der, wie es schien, ein paar Jahre früher von irgend einem furchtbaren Orkan heimgesucht worden, welcher viele Meilen in der Runde den ganzen Wald entwurzelt hatte, so daß auch nicht ein einziger Baum stehen geblieben war; ein junger Baumwuchs sproß jetzt zwischen den gefallenen Stämmen des alten Waldes empor. Die heftige Bewegung in einer so kalten reinen Atmosphäre hatte uns so hungrig gemacht, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, Halt zu machen und etwas Speise

zu kochen, ehe wir das vor uns ausgebreitete verworrene Labyrinth betraten. Dies geschah zum ersten Mal, denn das Tageslicht war zu kostbar, um es sitzend zu vergeuden, und die Gefahr, von einem der schrecklichen hier so häufigen Schneestürme ereilt zu werden, so drohend, daß wir es vorzogen, mit dem äußersten Aufgebot unserer Kräfte vorwärts zu bringen. Der Schnee liegt in dieser Gegend oft zwanzig bis dreißig Fuß und ein einziger Sturm hätte wenigstens den Verlust unserer Pferde und unseres Gepäcks veranlassen können, sogar wenn wir vermocht hätten, uns selbst durch Verfertigung von Schneeschuhen zu retten. Die Versuchung, durch welche des Landes kundige Männer veranlaßt werden konnten, wegen des Mittagsessens Halt zu machen, mußte also wohl keine geringe sein; aber der Hunger besitzt viel Ueberredungskraft und gab diesmal den Ausschlag. Nach dem Essen drangen wir mit erneuter Kraft vorwärts, jedoch vermochten wir die Pferde nur mit großer Mühe durch die gestürzten verworrenen Wälder zu bringen, und erreichten „Grand Traverse" erst mit Einbruch der Nacht. Dort trafen wir drei Männer, die man uns entgegengeschickt hatte, um uns beim Treiben unserer sechzig Pferde beizustehen, welche bis jetzt noch alle wohlbehalten waren.



5. November. Am Morgen fanden wir, daß der Athabasca-Fluß die Ufer überschwemmt hatte, und ein heftiger Schneesturm war eingetreten; dessenungeachtet ließen wir uns nicht abhalten, den rasch dahinfließenden Strom zu durchwaten, obwohl der Schnee uns mit solcher Gewalt in die Augen geblasen wurde, daß wir das gegenüberliegende Ufer nicht unterscheiden konnten. Das Wasser stieg fast über den Rücken der Pferde, und das meine Skizzen und Seltenheiten enthaltende Packet mußte auf den Schultern der hindurchreitenden Männer getragen werden, um es über dem Wasser zu erhalten. Nachdem wir durch den Fluß gewatet waren, gingen wir über La Rouge's Prairie und schlugen unser Lager genau an derselben Stelle auf, an der ich vor einem Jahre gerade an demselben Tage geschlafen hatte.

6. November. Der Wind blies ungeheuer kalt, und wir mußten am Rande eines sieben bis acht Meilen langen Sees entlang wandern, über welchen der Schnee gewaltsam uns ins Gesicht getrieben wurde. Die Kälte nahm dermaßen zu, daß wir abzusteigen und die Pferde vor uns herzutreiben genöthigt waren. Mein beinahe zweijähriger Bartwuchs machte mir viel Noth, da der gefrierende Athem das Eisgewicht fühlbar machte; sogar meine Nasenlöcher verstopften sich, und ich mußte nothgedrungen durch den Mund athmen.

Glücklicherweise traf ich eine indianische Hütte, die mir Gelegenheit bot, mich aufzuthauen, worauf ich den übrigen Weg bis Jaspar's Haus verhältnißmäßig behaglich zurücklegen konnte. Dort vergaßen wir bald unsere Qual bei einem guten Stück vom Bergschaf, das wirklich köstlich ist, selbst wenn keine solche Entbehrungen und Beschwerden es würzen, wie die, welche wir zu ertragen gehabt hatten.

Dieser Ort ist vollständig von hohen Bergen umgeben, von denen einige ganz nahe an das Haus herantreten und andere wieder meilenweit entfernt sind, und es ist heftigen Stürmen ausgesetzt, die mit furchtbarer Wuth durch die Bergschluchten fegen. Die Kälte, welche diesen Winter ungewöhnlich streng war, hatte eine große Menge Bergschafe in die Thäler getrieben. Ich habe einmal fünf große Heerden gezählt, die zu gleicher Zeit in verschiedenen Richtungen vom Hause grasten, und die Indianer brachten täglich einige dieser Thiere, so daß wir ganz prächtig speisten. Es sind dieselben Schafe, die gewöhnlich mit dem Namen „Big Horn" (großes Horn) bezeichnet werden.

Ich machte eine Zeichnung von einem ungeheuer großen Widderkopfe, seine Hörner waren ähnlich geformt, wie die unseres Hauswidders, maßen aber zweiundvierzig Zoll in der Länge. Diese Schafe sind bedeutend größer, als unser Hausschaf; ihr Fließ gleicht, was Textur und Farbe betrifft, dem rothem Hirsch, ist jedoch etwas dunkler. Wir waren nunmehr genöthigt, unsere Männer zur Verfertigung von Schneeschuhen anzuhalten, da die fernere Reise über tiefen Schnee zurückgelegt werden mußte. Das Birkenholz, aus welchem sie gemacht werden, wächst nicht in der Nähe von Caspar's Haus, und die Leute mußten zwanzig Meilen weit gehen, um es zu holen. Den 14. Nov. waren endlich Schlitten und Schneeschuhe fertig, mit Mühe und Noth erlangte ich zwei elende Hunde von den Indianern, die nebst einem, den mir Herr Colin Frazer lieh, den Schlitten mit meinem Gepäck und den Mundvorräthen ziehen sollten. Ich hatte zwei Männer zur Verfügung: einen Indianer und einen

Halfbreed. Sie und noch sieben andere waren mit Herrn Low von Edmonton gekommen und hatten auf mich warten sollen; doch da wir so lange ausblieben und das Wetter so kalt geworden war, hatten die Sieben, ein längeres Abwarten fürchtend, die Reise ohne mich angetreten. Wären die Beiden dem Beispiele ihrer Gefährten gefolgt, so hätte ich mich genöthigt gesehen, einen trübseligen Winter in dem mit den nothdürftigen Bequemlichkeiten so kärglich ausgestatteten Jaspar-Haus zuzubringen.

15. November. Früh am Morgen machten wir uns reisefertig und zogen Schneeschuhe von fünf bis sechs Fuß Länge an — das Paar, welches ich trug, hatte gerade mein Maß, nämlich fünf Fuß eilf Zoll. Da wir so wenig Hunde hatten, konnten wir nicht viel Lebensmittel mitnehmen, sondern mußten uns auf unsere Jagdflinten verlassen, die auf der Reise nachhelfen sollten.

Ungefähr funfzehn bis sechzehn Meilen von Jaspar's Haus kamen wir an eine indianische Hütte, welche wir von einer Frau und fünf Kindern bewohnt fanden. Der Mann war auf die Jagd gezogen. Sie war so artig und freundlich und die Hütte so bequem, daß wir uns veranlaßt fühlten, zu bleiben; insbesondere auch deshalb, weil es unser erster Tag in Schneeschuhen war und wir durch diesen Aufenthalt uns die Mühe sparten, selbst ein Lager aufzuschlagen. Der Jäger kam spät am Abend zurück und hatte vier Schafe



getödtet, von denen er eins auf den Schultern heimbrachte. Wir machten uns Alle an dessen Zubereitung; die Hausfrau kochte, so viel ihr Kessel fassen wollte, und das Uebrige steckten die Männer an Stäbe und brieten es. Darauf ging die ganze Gesellschaft kühn ans Werk und verspeiste das ganze Schaf, das noch dazu kein kleines war. Der Jäger sagte uns, daß er an diesem Tage vierunddreißig Schafe gesehen habe, und daß er sich keines Winters entsinnen könne, wo so viel Schafe von den Bergen herabgekommen wären. Er erwies sich als ein sehr angenehmer Wirth und unterhielt mich den ganzen Abend mit Erzählungen aus seinen Jagderlebnissen. Meine freundliche Wirthin bereitete mir ein Nachtlager von Schaffellen, und es war dies das bequemste, in dem ich seit Monaten geschlafen hatte.

16. November. Früh vor Tagesanbruch genossen wir unser Frühstück, schirrten unsere Hunde an und drangen durch einige sehr dichte Wälder vor. Wir kamen auf den zwölf Meilen langen Jaspar's See; der Wind wehte, wie immer, wenn er überhaupt weht, mit der Gewalt eines vollständigen Orkans. Glücklicherweise kommt er stets von den Bergen her, denn gegen solchen Sturm und solches Schneegestöber hätten wir nicht auf dem blendenden Eise über den See gehen können Unter den obwaltenden Umständen wurden wir vom Winde weiter getrieben und konnten nur durch Hinlegen anhalten; unser Schlitten flog zuweilen vor den Hunden her, während wir von Schneewolken eingehüllt waren, die auf eine Entfernung von mehr als einigen Yards uns nichts mehr unterscheiden ließen.

Als wir ungefähr auf halbem Wege über den See waren, bemerkten wir zwei Indianer, welche in einer unsern Weg durchschneidenden Richtung darüber hin reisten, und offenbar mit großer Anstrengung sich auf der rechten Bahn erhielten. Als wir zusammentrafen, setzten wir uns Alle nieder zu einer gemeinschaftlichen Pfeife. Wenn die Indianer auf Eis oder hartgefrorenen Schnee kommen, wo die Schneeschuhe abgenommen werden müssen, nehmen sie ebenfalls ihre Moccassins ab und reisen barfuß; hierdurch schonen sie ihre Moccassins, und wenn sie sich niedersetzen, legen sie dieselben trocken an und hüllen ihre Füße in ihre Pelze. Dem Unerfahrenen müßte dieses Barfußgehen auf dem Eise bei so durchdringender Kälte gefährlich erscheinen; aber die Füße derer, die daran gewöhnt sind, leiden wirklich auf diese Weise weniger, als sie durch das Eis leiden, welches sich bei schnellen und anhaltenden Reisen auf der Innenseite der Moccassins bildet und, indem es in kleine Stückchen platzt, die Füße wund schneidet. Nachdem wir über den See waren, gingen wir etwa fünf Meilen am Fluß hinab und schlugen dann unser Lager auf.

17. November. Die Nacht war entsetzlich kalt gewesen, wir fühlten uns indessen, als wir früh aufbrachen, Alle wohl und in trefflicher Stimmung. Diese Empfindungen wurden jedoch bald durch die peinlichen Beschwerden gedämpft, welche wir zu überwinden hatten. Da wo die Strömung heftig ist, wird das Eis rauh zerklüftet und unsicher, und wird in Hügeln zu einer bedeutenden Höhe gehoben, indessen die Massen von der Strömung über einander gedrängt werden. Einige der Hügel, die wir antrafen, waren so gewaltig, daß wir anfangs an der Möglichkeit, sie zu übersteigen, zweifelten sogar in den Höhlungen mußten wir langsam vorschreiten und unsern Weg

mit langen Stäben untersuchen, um uns von der Festigkeit des Weges zu überzeugen. Dies war nöthig wegen der häufig vorkommenden flachen Eisfelder, die sich über der gewöhnlichen Wasserhöhe bilden und unterhalb keine Stütze haben, und daher leicht nachgeben, so daß der Reisende dann entweder in den tief unterhalb befindlichen Strom, oder auf eine andere Eislage fällt. Solche gefährliche Stellen entstehen dadurch, daß große Eismassen gegen die Felsen, oder in irgend einer Biegung des Flusses zusammengepreßt werden und das Wasser anstauen, auf dessen Fläche sich eine dünne Eisrinde bildet. Sobald das Wassergewicht dem Damm zu schwer wird, gibt er nach und wird fortgeführt; das Wasser sinkt und läßt oben die Decke ohne Stütze von unten her; und wenn dieselbe mit Schnee bedeckt ist, kann man sie nur durch das Befühlen mittelst eines Stabes von festem Eise unterscheiden.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als einer der Männer an einer solchen Stelle durchbrach; glücklicherweise fiel er indessen nicht ins Wasser und wir holten ihn bald heraus. Unsere Hunde waren jetzt beinahe unnütz, da sie den Schlitten auf der unebenen Fläche nicht ziehen konnten; wir mußten denselben mit unsern Stangen hinter ihnen herschieben, und oft Hunde, Schlitten und Gepäck an den senkrechten Eistämmen (oder Bourdigneaux, wie sie von den Reisenden genannt werden), mit welchen unser Weg fortwährend durchschnitten war, hinauf- und hinabheben. In dieser Gegend war es unmöglich, den Fluß zu verlassen, da der Boden an beiden Seiten so zerrissen, und der Wald so dicht und verworren war, daß wir hätten verhungern müssen, lange ehe wir uns hätten durcharbeiten können. Eine Stunde vor Sonnenuntergang brach ich unglücklicherweise ein, und nur mit der äußersten Anstrengung entging ich der Gefahr, von dem hier mit der Schnelligkeit eines Mühlenbaches rauschenden Strome hinabgezogen zu werden; zum Glück verlor ich weder meine Stange, noch meine Geistesgegenwart, und so hatten die Männer Zeit, heranzukommen und mir herauszuhelfen; sobald ich jedoch aus dem Wasser war, wurden meine Kleider vollkommen steif, und wir waren genöthigt, Feuer zu machen und unser Nachtlager aufzuschlagen.

18. November. Unsere Prüfungen schienen jetzt mit jedem Schritte zuzunehmen; es war uns jedoch keine Wahl mehr gelassen; daher trösteten wir uns mit der Betrachtung, daß Niemand weiß, was er zu tragen vermag, bis er geprüft wird, und bereiteten uns zu einem frühen Aufbruch vor. Unsere erste Noth bestand darin, daß der Hund, den Herr Frazer mir geliehen hatte (noch dazu der beste Hund, den wir hatten), verschwunden war; er hatte den Strick, mit dem er angebunden worden, zernagt und war nach Hause gerannt. Dies war ein wesentlicher Verlust; denn erstens nützte er uns, indem er den Schlitten zog, und zweitens wußten wir ja nicht, ob wir nicht etwa in die Nothwendigkeit versetzt werden würden, ihn verspeisen zu müssen, denn unsere Vorräthe schmolzen sehr zusammen, und wir trafen nur wenige Kaninchen, ohnehin das einzige, was zu dieser Jahreszeit auf dem Wege vorzukommen pflegt.

Zunächst bot sich uns die schwere Aufgabe, den Grand Rapid zu passiren; der Fluß war nämlich beinahe vier Meilen weit durch zehn bis vierzehn Fuß hohe Bourdigneaux versperrt. Ueber diese ununterbrochene Masse von Eis-

klippen kletterten wir mit unendlicher Mühe; unsere Glieder waren ganz zerschlagen von dem wiederholten Hinfallen, und unsere Füße wund und zerschnitten von den scharfen Kanten der zerbrochenen Eisschollen, über welche wir gingen. Endlich schlugen wir, von Müdigkeit und Schmerz überwältigt, unser Nachtlager auf. Der Muth hatte uns, da wir so langsam vorwärts kamen, fast verlassen, denn wir hatten den ganzen Tag nicht mehr als zehn bis zwölf Meilen zurückgelegt.

In der Nacht wurden wir durch ein gewaltiges Krachen zwischen den Eismassen geweckt, das durch das Steigen des Flusses hervorgebracht wurde. Ich konnte die Besorgniß nicht unterdrücken, daß wir, da unser Lager so nahe war, von den Eisschollen zermalmt werden könnten; indessen waren die Männer zu müde, um sich zu bewegen, und ich war zu müde, um hin- und herzureden und so schliefen wir weiter.

19. November. Als wir am Morgen aufstanden, fanden wir, daß das Wasser das Eis überfluthet hatte, und wir sahen uns genöthigt, einen Umweg durch die Wälder zu machen. Wir fanden das Gebüsch und die gestürzten Bäume so dicht, daß wir einen Weg durchhauen mußten, um unsere zwei Hunde und den Schlitten vorwärts zu bringen. Wir brauchten drei Stunden, um eine Meile vorzudringen, ehe wir wieder an die Bourdigueaux gelangten, die wir, im Vergleich mit dem verwirrten, undurchdringlichen Baumwuchs und Strauchwerk, das sich fast die ganze Flußlänge hin am Ufer entlang zieht, beinahe freudig begrüßten. An diesem Tage litt ich sehr viel; meine Füße waren von den gefrorenen Schnüren der Schneeschuhe so durchschnitten, daß ich bei jedem Schritte eine Blutspur im Schnee zurückließ. Als wir zur Nacht uns lagerten, wurde es so kalt, daß wir nur wenige Minuten hintereinander schlafen konnten: wie groß wir auch das Feuer machten, war es doch immer nur genügend, um den ihm zugekehrten Theil des Körpers zu erwärmen, und wir mußten uns immer hin- und herdrehen, um uns vor dem Erfrieren zu schützen.

20. November. Diesen Morgen merkte ich, daß ich von dem Uebel befallen war, welches von den Reisenden „mal de racquet" genannt wird. Von diesem Uebel werden diejenigen, die an den Gebrauch von Schneeschuhen nicht gewöhnt sind, ergriffen, wenn sie zum ersten Mal darin wandern. Man fühlt es über der Spanne; ich kann den heftigen Schmerz nicht anders schildern, als indem ich sage, daß man ein Gefühl hat, als ob die Knochen zerbrochen wären und bei jeder Bewegung mit den scharfen Kanten gegen einander rieben.

21. November. Am Morgen fanden wir, daß das Eis im Flusse in geringer Entfernung unterhalb unseres Lagerplatzes sich berghoch mit großem Geräusch anstaute, und waren wiederum gezwungen, einen kleinen Umweg durch die Wälder zu nehmen. Als es uns mit vieler Mühe gelungen war, auf demselben zum Fluß zurückzukehren, fing es stark zu schneien an und schneite den ganzen Tag ununterbrochen fort; dessenungeachtet und trotz dem „mal de racquet", das mir große Schmerzen verursachte, drangen wir vorwärts und machten, von der bittern Nothwendigkeit getrieben — denn unsere Mundvorräthe nahmen zusehends ab — doch eine tüchtige Tagereise. Bis hierher hatten wir unsere Hunde täglich gefüttert, aber mein Führer rieth uns, es ferner

nicht zu thun, denn er wußte, daß Hunde in einigen Fällen zwanzig Tage lang ohne Nahrung gereist waren, und jede Unze war jetzt zu kostbar, um sie ihnen zu geben, selbst wenn sie hätten sterben müssen; die armen Thiere wurden also ohne Abendbrod angebunden, und wir versuchten, uns mit der Hälfte unseres gewöhnlichen Antheils zu begnügen.

22. November. Der Schnee dauerte immer noch fort und wurde so überaus tief und locker, daß er unser Fortkommen bedeutend erschwerte; wir kämpften jedoch männlich weiter und kamen über Baptiste River, ehe wir für die Nacht anhielten, die uns, wahrscheinlich infolge des Schnees und der ruhigen Atmosphäre, nicht so kalt wie gewöhnlich schien.

23. November. Der Schnee fiel nicht mehr, lag aber sehr tief und in lockern Flocken auf dem Boden, so daß er die Schneeschuhe überdeckte und sehr zur Vermehrung des Gewichts beitrug. Mir war dies, wegen des Zustandes meiner Knöchel, nach zwei- oder dreistündigem Gehen sehr peinlich; jedoch war das Wetter klar und schön, und der helle Sonnenschein schien, so lange er dauerte, erheiternd auf uns einzuwirken, und wir konnten, als wir zur Nacht Halt machten, berechnen, daß wir zum wenigsten fünfunddreißig Meilen zurückgelegt hatten. Da wir keinen Kaninchen begegnet waren, so mußten wir uns in unserer Nahrung sehr beschränken und unsere Hunde hungern lassen.

24. November. Heute kamen wir wieder an eisfreies Wasser und mußten abermals einen Umweg von anderthalb Meilen durch die Wälder machen; der indessen, da dieselben etwas offener waren, nicht ganz soviel Schwierigkeiten bereitete. Als wir wieder an den Fluß gelangten, befanden wir uns auf einem hohen Uferhang, an dem wir unsere Schlitten nebst Gepäck hinabließen und dann die Hunde hinterherwarfen. Was uns selbst betrifft, so kletterten wir anfangs, rollten dann zur Abwechselung ein wenig und fielen dann die noch übrige Strecke hinunter, der Schnee war jedoch so tief, daß wir keinen Schaden nahmen und, nachdem wir uns mit einiger Mühe unten herausgegraben, die Reise auf dem Flusse fortsetzten.

25. November. Ehe wir noch lange gewandert waren, erreichten wir eine Stelle des Flusses, an welcher die Strömung so heftig war, daß das Eis in zerbrochenen Schollen um und um gewälzt wurde. Von beiden Seiten waren wir von hügelhohen, für uns nicht erklimmbaren Ufern eingeschlossen, und da es bei den Reisen im Innern des Landes Regel ist, nie umzukehren, so blieb uns nichts übrig, als unter dem Schutze der Hügel in der Hoffnung unser Lager aufzuschlagen, daß die strenge Nachtkälte die Eismassen hinreichend binden würde, um uns am Morgen den Uebergang zu gestatten.

Als die Männer, nachdem unser Lager fertig war, bemerkten, daß ich so sehr von dem „mal de racquet“ zu leiden hatte, empfahlen sie mir, auf der Spanne zu schröpfen und erboten sich freundlich, die Operation, die mit einem scharfen Feuerstein gemacht wird, auszuführen; ich fürchtete jedoch, daß der Frost in die Wunden kommen würde und weigerte mich, wiewohl ich vollkommenes Vertrauen in ihre Kenntniß der in einem solchen Falle besten Mittel setzte. Es war uns nicht gelungen, im Laufe unserer Reise auch ein einziges Thier zu schießen und wir blickten mit traurigen Vorgefühlen auf unsere zu-

sammengeschmolzenen Vorräthe. Unsere armen Hunde sahen so verwildert und verhungert aus, daß wir ihre Köpfe dicht an die Bäume festbinden mußten, weil wir besorgten, daß sie sonst die Stricke zernagen und davonlaufen würden.

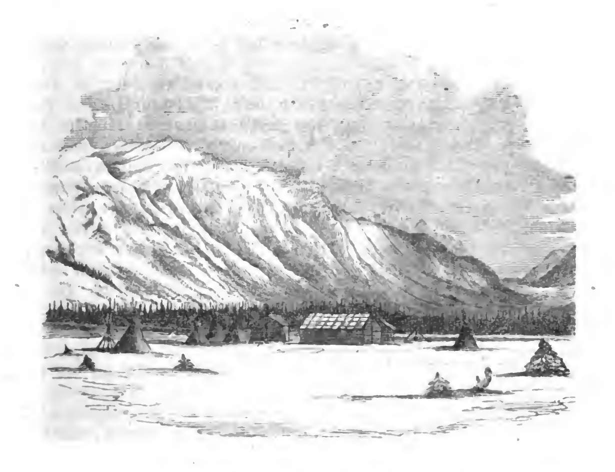
26. November. Am Morgen fanden wir das Eis eben fest genug, um die Reise fortsetzen zu können, doch zugleich noch so schwach, daß wir uns sehr in Acht nehmen mußten. Unsere langen Schneeschuhe trugen uns sicher, da sie eine so große Oberfläche deckten; aber die Hunde und der Schlitten brachen durch das dünne Eis, und wir würden Alles verloren haben, wenn die Indianer nicht einen Strick an den Schlitten befestigt und festgehalten hätten, mittelst welches sie ihn wieder herauszogen. Als wir diese Schwierigkeit überwunden, fanden wir das Eis besser, als gewöhnlich, und vermochten im Ganzen vierzig Meilen zurückzulegen, ehe wir unser Lager aufschlugen.

27. November. Wir kamen heute bis gegen Mittag recht gut vorwärts, dann aber wurde mir das „mal de racquet" so schmerzlich, daß ich den Versuch machte, ohne Schneeschuhe zu gehen; ich war aber noch nicht lange durch den Schnee gewatet, als ich durch das Eis brach. Glücklicherweise kam ich leicht heraus; indessen war ich ganz durchnäßt und ging, da unsere sämmtlichen Vorräthe fast verzehrt, wir Alle aber hungrig waren, in meinen nassen Kleidern weiter, und verließ mich darauf, daß die heftige Bewegung mich warm halten würde. Ich litt auch wirklich nicht von der Kälte, aber das Gefrieren meiner ledernen Beinkleider rieb meine Beine und machte mich sehr unbehaglich. Wir schlugen nach hartem Tagewerk unser Lager auf und verspeisten den letzten Rest unserer Vorräthe, da wir starke Hoffnung hatten, Fort Assiniboine am nächsten Tage zu erreichen.

28. November. Wir brachen gegen drei Uhr Morgens auf — früher als wir gewöhnlich abzureisen pflegten — denn wir hatten nichts mehr zu kochen und kein Frühstück zu verzehren. Ich fing an zu fühlen, daß mich die Entbehrungen und Beschwerden ernstlich mitnahmen. Das „mal de racquet" folterte mich bei jedem Schritte; die Sohlen meiner Füße waren schrecklich zerschnitten und verwundet durch das Eis, das sich jeden Tag einen Achtelzoll dick durch das Gefrieren des Schweißes im Innern meiner Strümpfe bildete. Es zerbricht in kleine Stückchen und es ist so, als ob man lauter scharfen Kies in den Schuhen hätte. Ich war durch den Mangel an Nahrung kraftlos, doch hielt mich die Hoffnung, einen sichern Zufluchtsort zu erreichen, aufrecht, und ich arbeitete mich, ohne zu erschlaffen, wenngleich langsam, über die heute sehr zahlreichen Bourdigneaux hinweg. Endlich zwang uns die Ermüdung und Schwäche dennoch ziemlich weit von dem Fort Halt zu machen. Wir berathschlagten lange an unserm Lagerfeuer, ob wir die Hunde essen sollten oder nicht — ihre Magerkeit rettete sie jedoch — denn beide würden noch keine für uns hinreichende Mahlzeit geliefert haben; außerdem konnten sie immer noch den Schlitten ziehen, und das war in unserm schwachen Zustande sehr zu berücksichtigen; auch wußten wir, daß wir, wenn uns kein Unfall traf, das Fort am nächsten Tage erreichen müßten; doch wären die Hunde jung und nur einigermaßen in leidlicher Verfassung gewesen so wären sie sicherlich in den Topf spaziert.

29. November. Wir brachen wiederum sehr früh auf, da uns der Hunger

zeitiger als gewöhnlich weckte. Auf den Reisen in diesen nördlichen Gegenden gilt es allgemein als Regel, gleich nach dem Erwachen aufzubrechen und in einem Zuge zu wandern, bis man erschöpft ist. Der Tag ist in dieser Jahreszeit so kurz (er dauert höchstens vier bis fünf Stunden), daß sein Licht wenig in Anschlag kommt; dasjenige, das der Schnee verbreitet, und das Nordlicht lassen den Reisenden jederzeit sehen. Unser Weg war im Vergleich zu dem bereits überstandenen nicht sehr schlecht; dennoch rückten wir, zufolge unserer Schwäche, langsam vor und erreichten erst gegen vier Uhr Nachmittags das Fort Assiniboine, nachdem wir in funfzehn Tagen 350 Meilen zurückgelegt hatten.



Kaum waren wir angekommen, als alle Hände sich an die Zubereitung der Speise machten; es war unser Glück, daß dieser Posten immer reichlich mit Weißfischen versorgt ist (fast die einzige Nahrung, die man hier hat), die in großer Menge in einem kleinen See, Namens M'Leods-See, in der Nähe des Forts gefangen werden. Ich habe nie so große gesehen, als die hier gefischten. Sie wiegen im Durchschnitt sechs bis sieben Pfund und einer, den ich wiegen sah, hatte in der That das bedeutende Gewicht von achtzehn Pfund erreicht.

Ich weiß nicht mehr, ob es dem Hunger, der mich plagte, oder der wirklichen Güte des Fisches zuzuschreiben war, aber sicherlich schien er mir der köstlichste, den ich je genossen, und selbst in meinen Träumen umschwebte mich noch viele Tage darauf die Erinnerung an jenes Festmahl. Eine der Frauen

widmete sich der etwas starken Aufgabe, meinen Appetit zu befriedigen, während meine zwei Männer auf eigene Hand kochten, da sie glaubten, daß Niemand es schnell genug ausführen würde; kein Koch, dem sein Ruf am Herzen lag, hätte Fische in dem rohen Zustande aufgetischt, in welchem sie die ersten zwei oder drei verschlangen. Ich, meinerseits, beherrschte mich und ließ der Frau Zeit, die meinigen zu bereiten. Nachdem ich meine Füße in reine Stücke Wollenzeug (die einzigen Strümpfe, welche man im Innern des Landes trägt) gewickelt und ein Paar reine trockene Moccassins angelegt hatte, dachte ich an die armen Hunde, nahm etwas rohen Fisch und ging hinaus, um sie zu füttern. Es war beinah wunderbar, welch' große Klumpen Fisch sie verschlangen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie zu kauen. Ihre Erscheinung nach der Mahlzeit war höchst lächerlich, indem ihre Bäuche wie aufgedunsene Blasen aufquollen, während ihr übriger Körper noch das dürre, durch langes Hungern verursachte Aussehen beibehielt.

Als ich von meinem Barmherzigkeitswerke zurückkehrte, fand ich, daß die gute Frau keine Zeit verloren hatte, und bald saß ich auf einem Haufen Büffelhäuten vor einem guten Feuer und machte mich an das üppigste Mahl, das mir je zu Theil geworden. Ich hatte weder Branntwein noch Wein, weder Kaffee noch Thee — nichts als klares Wasser zum Trinken; auch hatte ich weder Harvey=Sauce, noch Catsup, noch Butter, noch Brod oder Kartoffeln, oder sonst irgend ein Gemüse. Ich hatte nichts als Fische und weiter keine Abwechselung, als daß einige über den Kohlen geröstet und andere gekocht waren; aber ich hatte tagelang die strengste Kälte ausgehalten und war nun erlöst; ich hatte gehungert und hatte nun Speise, ich war erschöpft und von Schmerzen gepeinigt ohne Rast und ohne Linderung, und genoß jetzt Ruhe und Bequemlichkeit. Doch um Alles zu summiren: ich hatte lange anhaltende und ernstliche Gefahren überwunden, in denen mich die Vorstellung verfolgte, daß ich allein in dem einsamen Walde würde bleiben und die Männer weiter=reisen lassen müssen, und noch dazu ganz ohne Lebensmittel auf den bloßen Zufall angewiesen, der mir vielleicht ein paar Kaninchen in die Falle locken konnte; auch war in der That die Furcht vor dieser fast hoffnungslosen Alter=native dasjenige, was mich zu jenen Kraftanstrengungen antrieb, auf die ich nur mit Verwunderung zurückblicke, und die mich endlich dem sichern und be=haglichen Zustande zuführten, in welchem ich jetzt schwelgte. Wie viel Fische die Männer aßen, weiß ich nicht; nachdem sie jedoch gesättigt waren, legten sie sich alle zum Schlafen nieder. Mitten in der Nacht weckten sie mich und fragten, ob ich an einem zweiten Festmahl mit ihnen Theil nehmen wollte; ich lehnte es indessen ab und zwar zu ihrem großen Erstaunen, denn die Frau hatte ihnen gesagt, daß ich von sieben Fischen, welche sie zubereitet, nur vier gegessen, und hatte deshalb gefürchtet, daß ich krank sei. Aber am Morgen um fünf Uhr fing ich wieder an und nahm eine zweite tüchtige Mahlzeit zu mir, und wie glücklich fühlte ich mich dann, als ich mich wieder niederlegen und schlafen konnte, statt über die rauhen Bourdigneaux zu klettern.

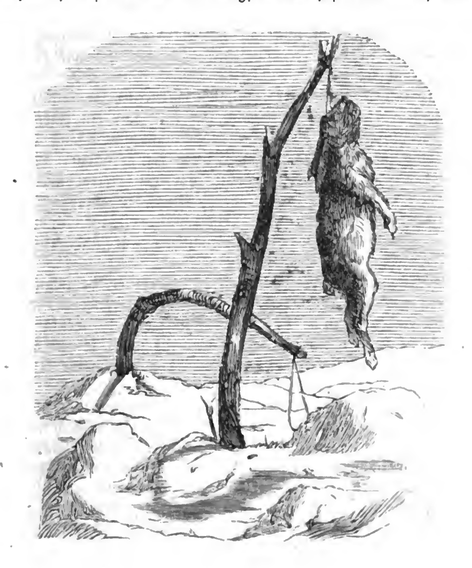
---

# Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Leichte Zeit. — Eine geschickte Kaninchenfalle. — Fort Edmonton. — Büffel-Eisgruben. — Das Pferd und sein Hüter. — Eine zahme Jagd. — Geretteter Credit der Heerde. — Anschirren der Hunde. — Mein großer Kopf. — Stilles Vergnügen. — Der Weihnachtstag in der Wildniß. — Unsere Kost. — Das Fest und der Tanz. — „Eine, welche die Sterne betrachtet." — Kampf auf Leben und Tod. — Die beste Tapferkeit. — Wie man ein Kalb spielt. — Ein zärtlicher Bulle. — Das Nordlicht.

30. November und 1. December. Ich verweilte im Fort Assiniboine, um meinen Füßen Zeit zum Heilen zu gönnen, und sie erholten sich schnell, da ich fast nichts that, als schlafen und Fisch essen. Am Abend des 1. December fühlten wir uns alle so wohl, daß wir Vorbereitungen trafen, um am nächsten Morgen nach Edmonton weiterzureisen, welches wir nach unserer Berechnung leicht in vier Tagen erreichen konnten.

2. December. Wir brachen früh in Schneeschuhen auf und nahmen sehr wenig Lebensmittel mit, da man uns versichert hatte, daß wir sehr viel Kaninchen auf dem Wege treffen würden. Unser Weg führte durch die Wälder. Diese waren sehr verwachsen und unser Vorwärtsdringen durch die gestürzten Bäume erschwert; daher war es nur langsam und sehr ermüdend; die erneuerten



Kräfte und die Sicherheit, ein gutes Abendessen am Schluß unserer Wanderung zu finden, hielten unsern Muth aufrecht und setzten uns in den Stand, eine tüchtige Tagereise zu machen. Als wir unser Nachtlager aufgeschlagen, gingen wir sogleich ans Werk, die während des Gehens geschossenen Kaninchen zu kochen, deren wir mehr als genug hatten. Den ganzen Abend liefen sie uns über den Weg; sie waren in diesem Jahr viel zahlreicher, als man sich seit langer Zeit zu entsinnen vermochte, und die Wälder waren voll von den Indianern aufgestellter Fallen, aus denen wir uns nur hätten zulangen dürfen, wenn wir gewollt hätten. Man hätte dies aber für unrecht gehalten, so lange wir Flinten hatten, um selbst welche zu schießen.

Diese Schlingen werden an den Gipfeln junger Bäumchen dergestalt befestigt, daß sie emporschnellen, wenn das Kaninchen sich gefangen hat, und es in der Luft aufhängen; wenn es anders wäre, so würden die Wölfe und die Luchse, welche in großer Menge den Kaninchen folgen und deren Spuren wir ringsumher bemerkten, sie sofort auffressen.

Der Luchs wird mittelst einer zusammenfahrenden Schlinge gefangen, die aus einer Sehne gemacht und an einen kleinen beweglichen Klotz befestigt ist, welchen das Thier nur mit Mühe hinter sich her schleppt. Es ist sonderbar, daß er nie die Schnur durchzubeißen versucht, wiewohl er, der Form seiner Zähne nach zu urtheilen, aufs Allerleichteste es thun könnte.

3., 4. und 5. December. Unser Weg führte weit durch Waldung, aber das Wetter war so angenehm und wir hatten so viel Kaninchen, daß uns die Reise, im Vergleich zu den überwundenen Beschwerden, wie eine bloße Vergnügungspartie erschien.

Am Abend des 5. December erreichten wir Fort Edmonton, wo ich von Herrn Harriett sehr freundlich aufgenommen und mir ein eigenes behagliches Zimmer zugewiesen wurde — ein Luxus, den ich monatelang hatte entbehren müssen. Hier wollte ich für den Winter mein Hauptquartier aufschlagen, und es gibt in der That im Innern keinen Ort, der diesem an Bequemlichkeit und Interesse gleichkäme. Die sämmtlichen Diener der Compagnie wohnen mit Frauen und Kindern, einhundert und dreißig an der Zahl, innerhalb der Umpfählungen des Forts in bequemen Blockhäusern und sind reichlich mit Holz zur Feuerung versorgt.

Längs der Ufer in der Nachbarschaft des Forts treten zwanzig Fuß unter der Oberfläche Lager von harter Kohle zu Tage, die jedoch, außer in den Schmieden, für deren Zwecke sie sich prächtig eignet, wenig benutzt wird. Der Mangel an passenden Rosten und Oefen in jenen fernen Regionen, wo gegenwärtig das Eisen so selten ist, hindert ihre allgemeine Anwendung als Feuerungsmaterial.

Lebensmittel sind hier überaus reichlich vorhanden, und bestehen aus Büffelfleisch, Wildpret, gesalzenen Gänsen, herrlichem Weißfisch und Kaninchen im Ueberfluß, nebst einer Menge guter Kartoffeln, Rüben und Mehl. Die Kartoffeln sind sehr schön und die Rüben kommen gut fort. Von Weizen hat man freilich nur eine Ernte; doch erbaut man bei sehr geringen landwirthschaftlichen Leistungen zwanzig bis fünfundzwanzig Scheffel per Acker. Die Saat wird indessen manchmal von frühen Frösten zerstört. Das Korn wird

in einer seit meiner letzten Anwesenheit errichteten Mühle gemahlen. Man hat Versuche mit der Erbauung von Mais gemacht; sie sind jedoch nicht gelungen, da der Sommer von so kurzer Dauer ist. Außerhalb des Forts streifen die Büffel zu Tausenden herum; Hirsche sind in geringer Entfernung zu haben; Kaninchen rennen in allen Richtungen hin und her, und Wölfe und Luchse schleichen ihnen nach in den benachbarten Wäldern. Wenn man Eingeborne sehen will, so kann kein Ort dazu geeigneter sein. Sieben der wichtigsten und kriegerischesten Stämme des Festlandes sind in stetem Verkehr mit dem Fort, das im Lande der Crees und Assiniboines liegt, und wenigstens zweimal jährlich von den Black-feet, Surcees, Gros-Vents, Paygans und Blut-Indianern besucht wird, welche hierher kommen, um ihr getrocknetes Büffelfleisch und Fett zur Bereitung des Pemmi-kan zu verkaufen, das in großer Menge zur Versorgung der andern Posten bereitet wird.

Die Büffel waren diesen Winter sehr zahlreich, und manche waren innerhalb einer Entfernung von einigen Hundert Yards vom Fort geschossen worden. Die Männer hatten schon angefangen, ihre Sommervorräthe an frischem Fleisch in die Eisgrube zu schaffen. Hierzu wird ein viereckiges Loch gegraben, das sieben- bis achthundert Büffel zu fassen vermag. Sobald das Eis im Flusse hinreichend dick ist, wird es mittelst Sägen in viereckige, gleichmäßig große Blöcke geschnitten; mit diesen Blöcken wird der Boden der Grube regelrecht gepflastert, und die Blöcke dadurch miteinander verbunden, daß man Wasser zwischen dieselben gießt und es gefrieren läßt. In gleicher Weise werden die Wände bis zur Erdoberfläche fest aufgebaut. Wenn der Büffel getödtet ist, werden ihm Kopf und Füße abgeschnitten; der Körper wird alsdann geviertheilt und schichtweise in die Grube gelegt, und so fährt man fort bei jedesmaligem Einbringen, bis die Grube gefüllt ist. Darauf wird das Ganze mit einer dicken Strohlage bedeckt, welche wiederum durch ein Dach gegen Sonne und Regen geschützt wird. Auf diese Weise hält sich das Fleisch den ganzen Sommer hindurch vollkommen gut und man ißt es lieber als frischgeschlachtetes, indem es zarter und schmackhafter ist.

Bald nach meiner Ankunft bereiteten wir uns — Herr Harriett, ich und drei andere Herren des Etablissements — zu einer Büffeljagd vor. Wir hatten eine Auswahl schöner Pferde, da ungefähr zwölf für den Bedarf der Herren aus der wilden Heerde von sieben- bis achthundert, welche um das Fort herumstreifen und den Winter über für sich selbst sorgen, indem sie mit ihren Hufen den Schnee von dem langen Grase scharren, ausgelesen und im Stall gefüttert werden. Für diese Pferde wird nur ein Mann gehalten, welcher der Pferdehüter heißt; er folgt ihnen überall und schlägt mit seiner Familie sein Lager in ihrer Nähe auf, und treibt die Heerde zurück, wenn er bemerkt, daß sie sich zu weit entfernt. Es könnte scheinen, daß dies eine zu schwere Aufgabe ist; jedoch lehrt der Instinkt die Thiere gar bald einsehen, daß ihre einzige Sicherheit gegen ihre großen Feinde, die Wölfe, darauf beruht, daß sie den Wohnungen der Menschen nahe bleiben; und dadurch, daß sie in einer geschlossenen Schaar zusammenhalten, sind sie im Stande, die Wolfsbanden zu besiegen, welche sie oft nach schweren Kämpfen in die Flucht jagen. Deshalb streifen sie nicht weit weg und verlassen nie die Heerde. Diese Pferde

werden dort, behufs der im Sommer stattfindenden Versendung des Pemmi=kan und der Vorräthe nach andern Forts, gehalten und gezogen; im Winter sind sie wegen des tiefen Schnees fast unnütz.

Am Morgen nahmen wir ein tüchtiges Frühstück ein, das aus Weißfisch und Büffelzungen, nebst Thee, Milch, Zucker und „Galettes" bestand, welche letztere von den Reisenden als besonderer Luxus betrachtet werden. Diese Kuchen werden ganz einfach aus Mehl und Wasser bereitet; dann wird eine Stelle in der Nähe des Feuers freigemacht, der Kuchen auf den heißen Boden gelegt und mit heißer Asche bedeckt, unter welcher man ihn liegen läßt, bis er hinreichend gebacken ist. Sie sind sehr leicht und angenehm und werden sehr geschätzt. Wir bestiegen dann unsere auserkorenen Pferde und folgten der Spur, welche die Männer beim Hereinziehen des Holzes am Flusse zurückgelassen hatten, vielleicht sechs Meilen weit, worauf wir eine Heerde Büffel am Ufer bemerkten; ein Hund, der sich fortgeschlichen, lief indessen hinter derselben her und machte zu schnell Lärm, so daß sie zu unserer großen Täuschung in vollem Lauf davonrannten. Wir fingen den Hund, banden ihm die Füße zusammen und ließen ihn auf dem Wege liegen, wo er unsere Rückkehr abwarten sollte.

Nachdem wir ungefähr drei Meilen weiter gegangen waren, kamen wir an eine Stelle, wo der Schnee nach jeder Richtung hin niedergetreten war, und als wir die Uferhöhe erstiegen, sahen wir, daß wir uns in der nächsten Nähe einer wahrscheinlich nicht viel unter zehntausend zählenden Heerde Büffel befanden. Ein indianischer Jäger sprengte davon, um einige uns zuzutreiben; doch der Schnee war so tief, daß die Büffel nicht im Stande waren, oder auch nicht Lust hatten, weit zu laufen und endlich ganz stehen blieben. Wir banden deshalb unsere Pferde an und näherten uns den Büffeln bis auf vierzig oder funfzig Yards, fingen dann zu feuern an und feuerten fort, bis wir einer so wenig anregenden Unterhaltung überdrüssig wurden; denn sonderbarerweise versuchten sie weder davonzulaufen, noch uns anzugreifen.

Als ich einen sehr großen Ochsen in der Heerde bemerkte, nahm ich mir vor, ihn zu tödten, um das Fell seines ungeheuren Kopfes zu erlangen und zu bewahren. Er fiel; da er indessen von drei andern umgeben war, die ich nicht zu verscheuchen vermochte, mußte ich dieselben alle tödten, ehe ich mich an ihn hinanwagen konnte, obwohl sie sämmtlich Bullen waren, deren Fleisch im Allgemeinen nicht zur Speise benutzt wird. Da das Jagdvergnügen wegen der ungewöhnlichen Ruhe der Büffel ziemlich langweilig war, beschlossen wir, heimzukehren und die Männer nach den erschossenen Thieren zu schicken, und bestiegen wieder unsere Pferde. Ehe wir indessen an den Fluß kamen, trafen wir einen alten Büffelochsen, der uns geradezu im Wege stand. Herr Harriett, welcher ihn vertreiben wollte, feuerte auf ihn und verwundete ihn ganz leicht; in Folge dessen drehte er sich um und machte einen wüthenden Angriff. Herr Harriett entkam mit genauer Noth, indem er mit seinem Pferde seitwärts schwenkte. Der Angriff war ein so unmittelbarer, daß das Pferd leicht am Rücken getroffen wurde. Das Thier verfolgte immer noch Herrn Harriett in raschem Laufe und wir setzten alle nach und feuerten, sobald wir an dasselbe herankamen, Kugel auf Kugel ab, wodurch wir es jedoch nur rasender machten

und seine Wuth gegen uns selbst kehrte. Herr Harriett gewann indessen Zeit, um wieder zu laden und ihm noch ein paar Kugeln in den Leib zu senden, die es offenbar übel machten. Jetzt waren wir alle ganz nahe herangekommen und nahmen unser Ziel aufs Korn; endlich, nachdem es sechzehn Kugeln im Leibe hatte, fiel es langsam zu Boden und starb nach härterem Kampfe, als ich je ein Thier habe sterben sehen.

Nach unserer Rückkehr sagten wir den Männern, daß sie die Hundeschlitten in Bereitschaft setzen möchten, um die Büffelkühe, die wir getödtet — siebenundzwanzig an der Zahl, und den Büffelkopf, den ich wünschte, hereinzuschaffen; darauf gingen die indianischen und die Halfbreed-Frauen, denen dies obliegt, aus, um die nöthige Zahl Hunde einzufangen. Es sind deren stets zwei- bis dreihundert in der Umgebung des Forts; welche, wie die Pferde, sich selbst ernähren und außerhalb weilen. Diese Hunde sind dort ebenso schätzbar wie die Pferde, da sie dazu dienen, Alles über den Schnee zu schaffen. Ihrer zwei ziehen leicht eine große Kuh herein; doch wird ihnen keine Sorgfalt weiter gewidmet, außer daß man sie hinlänglich prügelt, ehe man sich ihrer bedient, was zum Zweck hat, sie für die Zeit, die sie vorgespannt sind, ruhig zu erhalten.

Es würde kaum möglich sein, diese Thiere einzufangen, die fast so wild sind wie Wölfe, wenn man nicht im Herbst dafür sorgte, die Hunde einzeln durch List zu fangen und ihnen leichte Klötze anzubinden, welche sie mit sich herumschleppen können. Dieses Mittel macht es den indianischen Frauen leicht, sich binnen kurzer Zeit so vieler zu bemächtigen, als sie bedürfen, und sie in das Fort zu bringen, wo man sie bisweilen vor dem Einspannen füttert. Dieses ist, abgesehen von der dabei vorkommenden Grausamkeit, gewiß eins der unterhaltesten Schauspiele, die ich gesehen habe. Früh am nächsten Morgen weckte mich ein Heulen und Kreischen, welches mich befürchten ließ, daß man uns Alle mordete und mich aus meinem Zimmer jagte: da sah ich, wie die Frauen die Hunde anschirrten. Nein! welch ein Schauspiel! die Weiber sahen sämmtlich wie Furien aus und prügelten mit großen Stöcken auf die armen Thiere los, welche sich, vor Schmerzen und Schrecken heulend, herumwälzten, bis jedes Gespann angeschirrt war und davonflog.

Im Laufe des Tages kehrten die Männer zurück und brachten die geviertheilten, und zum Einlegen in die Eisgruben zugerichteten Kühe und meinen großen Kopf, den ich, ehe er abgehäutet wurde, in die Wagschale legen ließ, und der ein Gewicht von genau 202 Pfund ergab. Das Fell des Kopfes brachte ich mit mir heim. —

Das Fort bot in dieser Jahreszeit ein höchst freundliches Bild munterer Geschäftigkeit; jederman war thätig. Ein Theil der Männer jagte und brachte das Fleisch herein, wenn das Wetter es gestattete; manche sägten auf dem Zimmerplatz und bauten dreißig Fuß lange und sechs Fuß breite Boote, welche bis zur York-Faktorei fahren und zum Behufe des Gütertransports auf dem Saskatchawan- und Rothen-Flusse für bequemer gehalten werden, als Canots. Sie werden größtentheils in Edmonton gebaut, da mehr Boote nöthig sind, um die Pelzwaaren nach der York-Faktorei zu schaffen, als um Güter zurückzubringen; mehr als die Hälfte der hier gebauten Boote kehrt nie zurück; daher ist es erforderlich, fortwährend welche zu bauen.

Die Frauen finden hinreichende Beschäftigung in der Verfertigung von Moccassins und Kleidern für die Männer, im Einpacken des Pemmi-kan in Neunzigpfundsäcke und in allerhand häuslicher Plackerei; in der ihnen die Männer niemals beistehen. Die Abende werden, um die großen Feuer herum, mit ewigem Schwatzen und Rauchen zugebracht. Der einzige Musiker des Etablissements ist jetzt sehr von dem französischen Theil der Einwohnerschaft in Anspruch genommen, welcher sich der der Nation eigenthümlichen Lebhaftigkeit ganz hingibt, während der gemessenere Indianer mit feierlicher Freude zuschaut.

Den Dienern und Indianern wird kein Branntwein gewährt. Die Herren des Forts hatten sich freilich Spirituosen auf eigene Kosten herausbringen lassen; aber die in Betreff der Verwendung festgesetzte Regel war so streng und allgemein bekannt, daß außer denen, die im Besitz derselben waren, nie Jemand daran Theil zu nehmen bat oder erwartete.

Am Weihnachtstage wurde die Flagge aufgezogen und Alle erschienen im besten und buntesten Staat, um dem Feiertage die gehörige Ehre zu erweisen. Gegen Mittag gab jede Esse Zeugniß von den hellodernden Feuern und würzige Düfte füllten nach allen Richtungen hin die Luft. Gegen zwei Uhr setzten wir uns zum Mittagsessen. Unsere Gesellschaft bestand aus dem obersten Beamten, Herrn Harriett und drei Unterbeamten (Clerks), Herrn Thebo, dem römisch-katholischen Missionair von dem dreißig Meilen von hier entfernten Manitou-See, Herrn Rundell, dem wesleyanischen Missionair, welcher innerhalb der Einpfählung wohnte, und mir, dem Wanderer, der ich, obwohl ein von den Ufern des stillen Oceans Zurückgekehrter, dennoch den neuesten Einfuhrartikel aus dem civilisirten Dasein vorstellen konnte.

Die Speisehalle, in welcher wir versammelt waren, das größte Zimmer im Fort, wohl funfzig Fuß lang und fünfundzwanzig Fuß breit, war durch große Feuer, die man fast nie ausgehen läßt, angenehm durchwärmt. Die Wände und Decken sind gedielt, da Tünchen nicht gebräuchlich ist, indem man in der Nähe keinen Kalkstein findet; diese Bretter sind in einem höchst auffallenden barbarisch-bunten Styl gemalt und die Stubendecke ist mit Mittelstücken, welche aus phantastisch vergoldeten Rollen bestehen, dergestalt verziert, daß das Ganze einen Saal bildet, welchen kein Weißer zum ersten Mal betritt, ohne vor Ueberraschung zurückzuprallen, während die Indianer mit Staunen und Verwunderung ihn betrachten.

Das Zimmer sollte als Empfangshalle für die wilden Häuptlinge dienen, welche das Fort besuchten, und der Künstler, welcher den Entwurf zu der Decoration desselben machte, hatte ohne Zweifel Weisung empfangen, „die Eingebornen in Erstaunen zu setzen.“ Hatte er derartige Instruktionen, so verdient er für die treue Ausführung das größte Lob, wenn er gleich, sofern er versuchen wollte, denselben Styl in einem der Zimmer des Vatikans zu widerholen, sich wohl einiger strengen Kritik von Seiten der Mäkelnden aussetzen würde. Kein schneeweißes Tischtuch deckte die Tafel; keine silbernen Candelaber, keine bunten Porzellangeschirre zierten die einfache Herrlichkeit; doch die glänzenden Teller und Schüsseln spiegelten fröhliche Gesichter ab, und eine wahrhaftere Würze kann einem Fest selbst glänzendes Gold nicht verleihen.

Vielleicht interessirt es irgend einen an Unverdaulichkeit leidenden Müßiggänger, der sich mit Mühe durch einen städtischen Park schleppt, um seinen Appetit hinreichend für die Verspeisung eines Ortolans zu schärfen, wenn ich ihm die Kost beschreibe, welche uns vorgesetzt wurde, um einen durch fortwährende Bewegung im Freien und in einer Atmosphäre von zwischen 40 bis 50 Grad unter Null hervorgebrachten Appetit zu befriedigen. Am obern Ende der Tafel stand vor Herrn Harriett eine große Schüssel mit gekochtem Büffelhöcker; am untern Ende dampfte ein gekochtes Büffelkalb. Erschrick deshalb nicht, lieber Leser, das Kalb ist sehr klein und wird noch ungeboren, lange ehe es ausgewachsen ist, der Kuh abgenommen. Ganz gekocht ist dies unter den Epikuräern des Innern eine der geschätztesten Schüsseln. Mir lag die angenehme Pflicht ob, von einer Schüssel „Mouffle" oder getrockneter Moosthiernase zuzureichen; der Herr zu meiner Linken theilte mit anmuthiger Unparteilichkeit den in Büffelmark zart gebräunten Weißfisch aus. Der würdige Priester versorgte die Gäste mit Büffelzunge, während Herr Rundell die Biberschwänze tranchirte. Auch der andere Herr blieb nicht unthätig, sondern opferte seine müßigen Minuten dem Zerlegen einer gebratenen wilden Gans. In der Mitte des Tisches prangten volle Schalen mit Kartoffeln und Rüben und Brod, alles so gestellt, daß Jeder bequem zulangen konnte, ohne die Arbeit der Gefährten zu unterbrechen. So war unser fröhliches Weihnachtsmahl in Edmonton, und lange werde ich seiner gedenken, wenn auch keine Pies und Puddings und Blanc Mangé's bei demselben dufteten.

Am Abend war die Halle zum Tanz eingerichtet, zu dem Herr Harriett alle Einwohner des Forts eingeladen hatte, und füllte sich früh mit festlich gekleideten Gästen. Da waren Indianer, deren Hauptschmuck in der Bemalung ihrer Gesichter bestand, Reisende mit glänzenden Gürteln und sauber gezierten Moccassins, Halfbreeds schimmernd in jeder Art Flitterstaat, dessen sie habhaft hatten werden können; Civilisirte und Wilde, alle lachten und schwatzten in ebenso vielen verschiedenen Sprachen, als Kleidermoden unter ihnen vertreten waren. Des Englischen bediente man sich indessen wenig, da die Sprache nur denen geläufig war, welche zu Tische gesessen. Der Tanz machte sich sehr malerisch und fast Alle nahmen daran Theil. Hin und wieder forderte ich eine junge Cree-Frau auf, die Perlen in hinreichender Menge um den Hals trug, um einen Hausirer reich zu machen, und tanzte, nachdem ich sie in die Mitte des Saales geführt, zum Takte eines Highlandreel, welchen ein Geiger mit großem Feuer spielte, mit aller Behendigkeit um sie herum, die ich nur irgend aufbieten konnte, während meine Tänzerin mit ernstem Gesichte unablässig auf und ab sprang und beide Füße zugleich vom Boden hob, wie nur eine Indianerin zu tanzen vermag. Ich glaube indessen, daß unsere Leistungen bei den indianischen Frauen und Kindern, welche ringsum auf dem Boden des Zimmers saßen, viel Beifall fanden. Eine zweite Dame, mit welcher ich auf leichter phantastischer Zehe dahinflog (sported the light fantastic toe), die den poetischen Namen Cun-ne-wa-bum oder „eine welche die Sterne anschaut" führt, war Halfbreed-Cree-Mädchen; ihre Schönheit frappirte mich so, daß ich sie überredete, mir zu ihrem Bilde zu sitzen, was sie später mit großer Geduld that, indem sie dabei ihren aus dem spitzen Ende eines Schwanenflügels

gemachten, mit einem schmückenden Griff aus Stachelschweinstacheln versehenen Fächer auf höchst kokette Weise handhabte. (Siehe das Titelbild.)

Nachdem wir einige Stunden so laut uns der Freude hingegeben, zogen wir uns alle ungefähr um zwölf Uhr gern zurück; die Gäste trennten sich in sehr guter Laune, zufrieden mit sich selbst und mit ihren Wirthen.

Einige Tage darauf, nachdem wir uns von der Wirkung unserer Weihnachtsfeier erholt hatten, ging ich mit François Lucie, dem Halfbreed-Reisenden, aus, von dem Sir George Simpson in seiner „Reise um die Welt" folgende Geschichte erzählt: „Eine Schaar Assiniboines hatte vierundzwanzig Pferde von Edmonton fortgeführt, ward verfolgt und an dem kleinen Flusse Boutbière eingeholt. Einer der Pferdehüter, ein sehr muthiger Mann, Namens François Lucie stürzte sich in den Strom, rang mit einem hochgewachsenen Wilden und blieb ihm, trotz seiner geringern Kraft, so nah, daß der Feind seinen Bogen nicht spannen konnte; statt dessen schlug der Indianer seinen Angreifer mit demselben auf den Kopf und stieß ihn dadurch vom Pferde hinab ins Wasser. Lucie war aber gleich wieder auf den Beinen und eben im Begriff mit seinem Dolche nach dem Assiniboine zu stoßen, als der Wilde seinen Arm aufhielt, indem er eine Peitsche faßte, die an einer Schlinge an Lucies Handgelenk hing und, während er hohnlachend den Peitschenstiel drehte, diese so festzog,



daß des armen Mannes Hand beinahe kraftlos wurde. Dessenungeachtet ließ François nicht ab, mit seinem Dolche an des Burschen Fingern hin und her zu sägen, bis er sie fast abgesägt hatte, worauf endlich der Assiniboine den Griff loslassen mußte, und François mit Blitzesschnelle die Waffe in sein Herz stieß." François erzählte mir die Geschichte selbst, so ziemlich wie sie hier berichtet ist, blos mit dem Unterschied, daß er sagte, der Wilde sei nicht sofort gestorben; er habe ihm die Brust so aufgeschlitzt, daß er den Pulsschlag des Herzens sehen konnte und, bis derselbe nach einigen Minuten aufgehört, habe er den Lasso der gestohlenen Pferde nicht losgelassen, wiewohl er es versucht, ihn aus seiner Hand zu ziehen.

Wir waren noch nicht weiter als fünf bis sechs Meilen vom Fort, als wir einem ungeheuren grauen Bären begegneten; François wollte jedoch nicht nach ihm schießen und auch mir gestattete er es nicht zu thun, obgleich ich ihm sagte, daß ich bereits früher einen hatte tödten helfen. Ein jüngerer Mann, der seinen Ruf erst noch zu begründen gehabt hätte, wäre vielleicht thöricht genug gewesen, sich, um der Stellung willen, die er dadurch unter seinen Gefährten hätte gewinnen können, der Gefahr auszusetzen; aber François' Ruf war fest begründet und daher wollte er es nicht riskiren, einen so schrecklichen Feind mit nur zwei Mann anzugreifen. Die ungeheure Stärke, Behendigkeit und merkwürdige Lebenszähigkeit der Thiere sind Ursache, daß selbst zahlreiche Schaaren ihnen aus dem Wege gehen, und daß wenige getödtet werden, es sei denn von jungen Männern, die es thun, um stolz die Klauen — den von einem indianischen Häuptling am höchsten geschätzten Schmuck — um den Hals zu tragen.

Der Bär schritt weiter, blickte zuweilen nach uns hin, schien uns aber mit Verachtung zu behandeln. Mir juckten die Finger vor Lust, nach ihm zu schießen; es schien so leicht und sein Fell war in so schöner Verfassung; doch, obwohl meine Flinte zwei Läufe hatte und François an meiner Seite war, und daher fast mit voller Sicherheit darauf gerechnet werden konnte, ihm drei gute Schüsse beizubringen, so stand es darum noch keineswegs wie zehn gegen eins, daß drei Schüsse genügen dürften, um einen Kampf zu verhindern, bei dem wir mit unsern Händen uns gegen des Bären Tatzen hätten wehren müssen, und um dies zu wünschen, waren wir Beide nicht wagehalsig genug. Nachdem wir noch einige Meilen vorgerückt waren, trafen wir eine Schaar Büffel und François weihte mich in die Geheimnisse des „Kalbspielens" ein.

Diese List wird gewöhnlich von zwei Männern ausgeführt, von denen der eine sich mit einer Wolfshaut und der andere mit einer Büffelhaut bedeckt. Sie kriechen auf allen Vieren auf Gesichtsnähe an die Büffel heran, und sobald sie deren Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, springt der vorgebliche Wolf auf das vorgebliche Kalb los, welches das Brüllen eines wirklichen Kalbes nachahmt. Die Büffel lassen sich dadurch leicht täuschen. Da das Brüllen meistens ganz naturgetreu ist, so stürzt die ganze Heerde zum Schutze ihres muthmaßlichen Jungen so stürmisch herbei, daß sie die Täuschung nicht eher bemerkt, als bis sie bereits sich in Schußnähe befindet; François' Bellen war in der That so natürlich, daß wir fast übergerannt wurden. Sobald wir indessen aufsprangen, schwenkten die Büffel um und flohen mit Zurücklassung zweier,

welche für ihren Mangel an Unterscheidungssinn mit ihrem Leben büßen mußten.

Bald darauf begegneten wir einem einzelnen Büffel und einer Büffelkuh und spielten wieder „das Kalb". Die Kuh versuchte, an uns heranzuspringen; doch der Bulle, der die List zu merken schien, bemühte sich, sie aufzuhalten, indem er zwischen uns hineinrannte; die Kuh machte indessen eine Schwenkung, kam um ihn herum und lief in einer Entfernung von zehn bis funfzehn Yards von uns weiter, während der Büffel ihr auf den Fersen folgte, bis wir beide feuerten und die Kuh erlegten. Der Bulle blieb sofort stehen und suchte, indem er sich über sie beugte, sie mit seiner Nase emporzuheben, wobei er ihr, auf eine für uns sehr lächerliche Weise, die ausdauerndste Zärtlichkeit bewies; da wir die Kuh zerlegen wollten und ihn nicht los werden konnten, mußten wir ihn auch erschießen, obgleich das Fleisch der Bullen in dieser Jahreszeit, wo man das weibliche Thier erlangen kann, nicht begehrt wird.

Nachdem wir unsere Pferde mit den schmackhaften Theilen der drei von uns erlegten Kühe beladen hatten, begaben wir uns heimwärts. François hatte indessen Sorge getragen, auch das Gekröse, oder die Monyplies, wie er es nannte, in Sicherheit zu bringen, ein im Innern des Landes sehr geschätzter Bissen, dem ich jedoch, wie ich gestehen muß, keinen Geschmack abgewinnen kann.

Eine andere oft von uns mit vielem Erfolg betriebene Art und Weise auf die Büffel Jagd zu machen, war jedoch mit großer Ermüdung verbunden. Sie bestand darin, auf dem Bauch zu kriechen und uns mit den Händen fortzuziehen, nachdem wir zuvor uns vollständig überzeugt, daß wir auf der Windseite der Heerde waren, damit die Büffel nicht etwa uns spürten, bis wir uns ihnen auf einige Yards genähert hatten, was sie uns fast ohne Ausnahme zu thun gestatteten. Wenn vielleicht zwanzig Jäger an der Jagd Theil nahmen, so folgten sie Mann für Mann der Spur des Anführers, indem jeglicher mit seinem Kopfe die Fersen des vor ihm kriechenden berührte; die Büffel scheinen die sich bewegende Linie gar nicht zu beachten, was die Indianer dadurch erklären, daß, wie sie meinen, die Büffel eine große sich durch den Schnee, oder das Gras windende Schlange zu sehen glauben.

So müde ich Abends nach der Jagd mich fühlte, so blieb ich doch lange auf, gefesselt durch den Anblick des Himmels, der dem Auge eine der prachtvollsten meteorischen Erscheinungen darbot, die ich je gesehen habe. Bald nachdem es dunkel geworden, zeigte sich ein lichter Gürtel, dessen Glanz bis neun oder zehn Uhr allmälig zunahm, wo seine Intensität den höchsten Grad erreicht hatte. Er war ungefähr vier Grad breit und zog sich von Ost nach West über den Zenith hin. In seinem Mittelpunkt, gerade über unserm Haupt, erschien eine blutrothe Feuerkugel, deren Durchmesser größer war, als der des an einem neblichten Horizont aufgehenden Mondes; von der Kugel liefen dunkelrothe Strahlen aus, welche an den nördlichen Rändern in ein glänzendes Gelb übergingen. Der Gürtel hatte auf der nördlichen Seite denselben blendenden Glanz, und der Schnee, sowie jeder Gegenstand der Umgebung, schimmerte in denselben Farbenschattirungen. Ich blieb bis ein Uhr früh in Bewunderung dieses herrlichen Phänomens versunken und da glänzte es noch in unverminderter, wo nicht vermehrter Pracht. Endlich zwang mich die Ermü=

dung, schlafen zu gehen; aber die, welche aufblieben, erzählten mir, daß es, ohne seinen Standpunkt oder seine Gestalt zu verändern, bis drei Uhr früh gedauert habe und dann verschwunden sei. Die Indianer haben in Betreff des Nordlichts, das in diesen hohen Breitengraden besonders glänzend ist und ungemein prächtige Lichtfunken ausstrahlt, einen poetischen Aberglauben. Sie halten die Funken für die Geister der Todten, welche um den Manitou oder „Großen Geist" herumtanzen.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine heitere Hochzeit. — Schlitten und Cariolen. — Nützliche, aber zugleich gefährliche Hunde. — Jägers Prahlerei. — Reise durch den Schnee. — Unfreiwillige Jagd. — Purzeln in die Schneewehen. — Indianische Etiquette. — Das gesprenkelte Bein. — Der Indianer im Himmel. — Hundeschlacht. — Ankunft bei Fort Pitt. — Der Pfeifenstamm und sein Träger. — Ausgraben der Braut. — Weinen nach Krieg. — Anrufung des „Großen Geistes". — Vorbereitung zum Marsch. — Eines Kriegers Herz wird verzehrt.

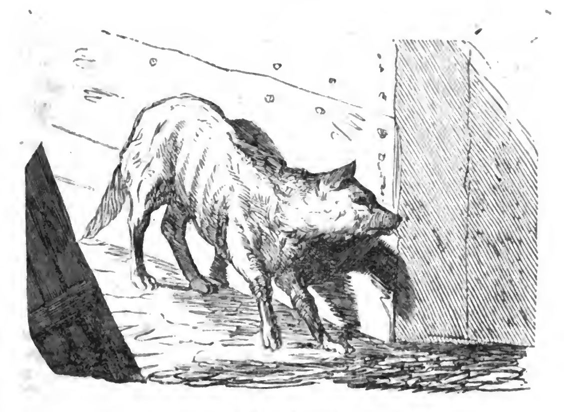
Am 6. Januar hatten wir eine Hochzeit in Edmonton; die Braut war die Tochter des mit der Leitung des Forts betrauten Herrn, der Bräutigam Herr Rowand jun., welcher in dem zweihundert Meilen entlegenen Fort Pitt wohnte. Nach der Trauung, die der hochwürdige Herr Rundell, der methodistische Missionair, vollzog, brachten wir den Abend bis Mitternacht bei Tanz und festlicher Bewirthung angenehm zu. Da ich eine Einladung erhalten hatte, das glückliche Paar auf der Reise in die Heimath zu begleiten, so nahm ich sie mit Freuden an, denn meine Unterhaltungen fingen an sehr einförmig zu werden. Am nächsten Morgen weckte mich das Heulen der Hunde und das Klingeln der Glöckchen an den Hundehalsbändern, begleitet von dem Schreien der Männer, die den Thieren wenigstens einige Disciplin einzuprügeln strebten, während sie sie an die Schlitten und Cariolen spannten. Als ich in den Hof hinaustrat, fand ich unsere Gesellschaft fast reisefertig. Sie bestand aus Herrn Rowand und seiner jungen Frau und neun Männern. Wir hatten drei Cariolen und sechs Schlitten, je mit vier Hunden bespannt, was auf dem Wege eine lange malerische Kavalkade bildete: denn die Hunde waren sämmtlich mit verschiedenfarbigen, höchst phantastisch gestickten und befransten Decken, an denen sich zahllose Federn befanden, bunt geschmückt, und das Ganze machte einen sehr angenehmen belebenden Eindruck.

Unsere Cariolen waren auch hübsch verziert, insbesondere diejenige der Braut, welche eigens für diese Veranlassung gemacht und künstlich gemalt und geschmückt, und von einem kürzlich aus Nieder-Canada durch Herrn Rowand importirten Hundegespann gezogen war. Die Cariole ist nur für eine Person bestimmt; sie besteht aus einem dünnen flachen, etwa achtzehn Zoll breiten, vorn in die Höhe gebogenen Brett, das hinten eine gerade Rückenlehne hat;

die Seiten sind aus roher Büffelhaut gemacht, von der das Haar gänzlich abgeschabt worden, und die getrocknet und dickem Pergament ähnlich ist; dieselbe bildet auch den Vordertheil, so daß man wie in eine zinnerne Badewanne schlüpft.



Wir fuhren mit Tagesanbruch ab; die Hunde liefen mit rasender Schnelligkeit, wie sie ohne Ausnahme beim Aufbruch zu thun pflegen, so daß es die ganze Kraft und Behendigkeit der Männer erfordert, das Umwerfen der Schlitten und Cariolen zu verhindern, was sie so viel als möglich dadurch erreichen, daß sie sich hinten an einen an jeder Seite befestigten Strick festhalten. Zwei Männer laufen vornweg in Schneeschuhen, um die Bahn zu treten, welcher die Hunde instinktmäßig folgen: diese Männer werden, da ihre Aufgabe eine sehr beschwerliche ist, alle zwei Stunden abgelöst. Die Hunde, deren man sich gewöhnlich bedient, gehören zu einer dem Lande eigenthümlichen Race, und sind dem Wolfe, was Aeußeres und Neigungen betrifft, zuweilen so ähnlich, daß man sie öfter aus Versehen erschossen hat. Sie sind so wild, daß sie zuweilen gefährlich werden. Einige derselben griffen diesen Winter ein, Herrn Harriet gehörendes, an einen Schlitten gespanntes Pferd an. Herr Harriet hatte es an einen Pfahl gebunden und war fortgegangen; als er in einer halben Stunde zurückkehrte, fand er die Hunde damit beschäftigt, es zu zerreißen; sie ließen ihre Beute auch nicht los, bis er fünf erschossen hatte; das Pferd starb fast den Augenblick darauf.



Herr Rundell wurde eines Abends selbst von einigen solchen zu dem Etablissement gehörenden Thieren angegriffen, als er in geringer Entfernung vom Fort umher wanderte; sie kriegten ihn unter, und es wäre ihm wahrscheinlich ähnlich gegangen, wenn nicht sein Schreien eine indianische Frau zu seinem Beistande gerufen hätte.

Gleich nachdem wir das Fort verlassen, kamen wir auf das Eis des Saskatchawan-Flusses und gingen den ganzen Tag über auf demselben hinab, auf ächte Voyageurweise von unserer Jägerkühnheit die Reisekost erwartend, obwohl wir eine Strecke von zweihundert Meilen vor uns hatten; wir hatten buchstäblich nichts mitgenommen, als unsere Kessel, und mußten fasten, bis es uns gelang, eine fette Kuh zu erlegen, die bald von uns und den Hunden verzehrt wurde. Diesem scheinbaren Mangel an Fürsorge liegt bei den Reisenden wirklich oft Prahlerei zu Grunde, denn sie sind dem Hungern und der Entsagung ganz ebenso abgeneigt, wie andere Leute. Was uns betrifft, so würden wir sicherlich viele Lebensmittel haben mitnehmen können, wenn wir Lust gehabt hätten, aber wir waren andererseits ja ziemlich sicher, sie uns zu verschaffen.

9. Januar. Wir verließen unser Lager drei Stunden vor Tagesanbruch, tödteten, als es hell wurde, zwei Büffel und machten Halt, um zu frühstücken. Der Wind fachte den ganzen Tag kalt und heftig, und es schneite fortwährend. Nach dem Frühstück verließen wir die große Umwege veranlassenden Windungen des Flusses und den freundlichen Schutz der Uferhänge, um einen kürzern Weg quer über die öde und offene Ebene einzuschlagen, wo wir der vollen Wuth des kältenden Windes ausgesetzt waren, wodurch wir uns indessen viele Meilen ersparten. Am Abend tödteten wir noch zwei Büffel und wählten unser Lager in einer Fichtengruppe, der letzten geschützten Stelle, welche wir auf unserer Reise erwarten konnten.

10. Januar. Unser Weingeist-Thermometer stand heute auf 47 Grad unter Null. Da ich es unmöglich fand, mich in meiner Cariole warm zu erhalten, ungeachtet einer reichlichen Anzahl von Häuten und Decken, so schnallte ich ein paar Schneeschuhe an, und ging den ganzen Tag zu Fuß. Der Schnee war durchschnittlich drei Fuß tief und wurde durch den Wind so heftig uns ins Gesicht getrieben, daß er uns fast blind machte; dessenungeachtet schienen unsere Führer den Weg ohne Mühe zu verfolgen; so groß ist die instinktartige Fähigkeit dieser Leute, die richtige Spur durch diese pfadlose Wüste zu treffen, in welcher kein Stock oder Strauch zu finden ist, der als Weiser dienen könnte. Gegen Abend kamen wir an eine Art Umzäunung, die offenbar von den Blackfeet-Indianern, als Schutz gegen die Crees, errichtet war, denen das Land gehört, in welches die Blackfeet jedoch zuweilen eindringen, um Pferde zu stehlen. Am Abend erjagten wir nur eine einzige Kuh, welche nur knapp unsere Hunde befriedigte.

11. Januar. Brachen heute Morgen wie gewöhnlich drei Stunden vor Hellwerden auf, da die Tage kurz sind; dieses frühe Ausrücken ist nothwendig, damit die Leute vor Einbruch der Dunkelheit Halt machen und das Lager aufschlagen können. Wir begegneten zwei Männern der Compagnie, die auf dem Wege von Carlton nach dem von uns so kürzlich verlassenen Orte begriffen waren. Wir tödteten heute nur einen Büffel und mußten auf dem Schnee schlafen, da keine Fichtenzweige für die Bereitung unserer Lagerstätten zu erreichen waren. Wir vermißten dieselben sehr, da sie bedeutend zur Bequemlichkeit eines Lagers beitragen.

12. Januar. Wir kamen wiederum auf den Fluß. Da wir zwar eine kleine Quantität Fleisch von unserm letzten Abendessen mitgebracht hatten, dieselbe aber nicht für Alle genügend war, so gingen Einige von unserer Gesellschaft weiter, um zu jagen, während wir Andern Halt machten und ein knappes Frühstück zu uns nahmen. Ungefähr zwei Stunden später holten wir sie ein und fanden sie, um ein tüchtiges Feuer sitzend, beschäftigt, eine schöne fette Kuh zu kochen, deren zarte Theile sie bedeutend schnell vertilgten, da ihr Appetit durch die Verspätung des Mahles gesteigert war.

Im Laufe des Tages trug sich ein spaßhafter Vorfall zu, der indessen eine sehr ernste Wendung hätte nehmen können. Eine Büffelheerde war vom Ufer herab auf das Eis gekommen und hatte unsere Annäherung nicht bemerkt, bis der vorderste Schlitten so dicht an sie herangekommen, daß die Hunde aufgeregt wurden, und, trotz aller Bemühungen, sie aufzuhalten, wüthend hinterher jagten. Die Leidenschaft der Jagd theilte sich plötzlich dem ganzen Zuge mit und bald stürmten wir alle mit Cariolen und Schlitten wie rasend hinter den Büffeln her. Endlich stürzten die erschrockenen Thiere mit kühnem Sprunge durch eine tiefe Schneebank und versuchten an dem steilen Ufer des Flusses hinanzuklimmen; kaum aber hatte der erste die Höhe erreicht, als er ausglitt, sich überstürzte und die hinter ihm kommenden einen über den anderne in eine tiefe Schneewehe unter die in derselben sich durcharbeitenden Männer und Hunde warf. Es wäre unmöglich, das wilde Schauspiel des Lärms und der Verwirrung zu schildern, das jetzt folgte. Einige unserer Schlitten wurden zerschmettert und einer der Männer ward fast todtgeschlagen; doch endlich ge-

lang es, uns frei und den Schaden wieder gut zu machen, und wir setzten unsere Hochzeitsreise fort.

13. Januar. Reisten um halb ein Uhr Morgens weiter. Wir folgten der Spur einer Büffelheerde am Fluß entlang; unsere Cariolen warfen oft in den tiefen Geleisen um und wir rollten in den Schnee. Nachdem wir drei Büffel am Ufer des Flusses getödtet hatten, machten wir Halt, um zu frühstücken; zwei offenbar den getödteten Thieren angehörende Kälber blieben die ganze Zeit über etwa hundert Yards von unserm Feuer entfernt.

Wir verließen darauf den Fluß und wanderten über eine Reihenfolge von Thälern und Hügeln, bis wir, als es dunkel wurde, ein aus vierzig Hütten bestehendes Creelager erreichten. Wir begaben uns nach der Hütte des Häuptlings, Namens „Broken Arm" (zerbrochener Arm), der uns sehr freundlich aufnahm, im besten Theil seines Zeltes Büffelhäute hinbreitete, auf welche wir uns niederlassen mußten, und uns das Beste vorsetzte, was seine Vorräthe hergaben. Nach dem Abendessen schnitt der Häuptling etwas Taback klein, füllte eine hübsche Pfeife und reichte sie mir, nachdem er zuvor selbst einige Züge daraus gethan. Als ich seinem Beispiel gefolgt war und darauf, wie es gebräuchlich ist, sie ihm wieder zurückgeben wollte, äußerte er den Wunsch, daß ich sie behalten möchte.

Die Hütte füllte sich bald mit Indianern, welche, wie immer, wenn Fremde mit ihnen zusammenkommen, begierig waren, Neuigkeiten zu hören. Unter den uns Besuchenden war der Schwiegersohn des Häuptlings; nach indianischer Sitte setzte er sich so, daß er seinen Schwiegereltern den Rücken zukehrte und sprach mit ihnen nie anders, als durch Vermittelung eines Dritten, während sie dieselbe Etiquette gegen ihn beobachteten. Von dieser Regel wird nie abgewichen, bis der Schwiegersohn dadurch, daß er einen Feind mit weißen Haaren getödtet, sich der Ehre, persönlich von ihnen angeredet zu werden, würdig gezeigt hat; dann ist er auch berechtigt, ein mit Menschenhaar, das von den Kopfhäuten der Feinde genommen wird, besetztes Kleid zu tragen. Ich bemerkte, daß die eine der Beinhüllen des jungen Mannes mit etwas rother Erde gesprenkelt war und die andere nicht, und fragte nach dem Grund, worauf man mir berichtete, daß das gesprenkelte Bein verwundet worden sei, und die rothe Erde Blut andeuten solle.

Wir blieben lange auf im Gespräch mit dem Häuptling, welcher unsere Gesellschaft gern zu genießen schien. Neben andern Unterhaltungsgegenständen berührte er auch die Bestrebungen der Missionaire in Bezug auf seine Leute und schien zu meinen, daß sie keinen großen Erfolg haben würden; wenn er sich auch nicht um den religiösen Glauben seiner Leute kümmerte, sagte er, dächten manche doch, daß er es thäte; seine Meinung sei, daß, da Herr Rundell ihm gesagt, was er predige, wäre der einzige wahre Weg zum Himmel, und da Herr Hunter ihm dasselbe gesagt, und so auch Herr Thebo, und da alle Drei sprächen, die andern Beiden wären im Irrthum und er selbst nicht wisse, wer Recht habe, so, dächte er, müßten sie erst unter sich berathschlagen, und dann wolle er mit allen Dreien gehen; so lange sie indessen nicht übereinstimmten, wolle er warten. Er erzählte uns darauf, daß es in seinem Stamm eine Tradition gäbe, nach welcher einer aus demselben Christ geworden und

sehr gut gewesen sei, und alles gethan hätte, was er thun sollte; als er dann gestorben, sei er in den Himmel des weißen Mannes aufgenommen worden, wo Alles sehr gut und sehr schön gewesen wäre, und Alle sich unter ihren vorangegangenen Freunden und Verwandten sehr wohl gefühlt und Alles gehabt hätten, was der weiße Mann liebt und wonach er sich sehnt; der Indianer aber hätte an ihren Freuden und Vergnügungen keinen Theil nehmen können, denn Alles wäre ihm fremd gewesen und er hätte von den Geistern seiner Vorfahren keinen getroffen; Niemand wäre dagewesen, der ihn willkommen geheißen, und weder Fischfang noch Jagd hätte er gefunden, noch irgend etwas von den Freuden, die ihn zu ergötzen pflegten — da wäre sein Geist traurig geworden. Darauf hätte der Große Manitou ihn gerufen und gefragt: „Warum bist Du so traurig in dem schönen Himmel, den ich zu Deinem Glück und zu Deiner Freude geschaffen habe?" Der Indianer habe geantwortet, daß er nach der Gesellschaft der Geister seiner Verwandten seufze und daß er sich einsam und bekümmert fühle. Da habe der Große Manitou ihm erwiedert, er könne ihn nach dem indianischen Himmel nicht schicken, da er, als er auf Erden weilte, diesen erwählt habe, aber weil er ein sehr guter Mann gewesen, so wolle er ihn zur Erde zurücksenden und ihm die Wahl noch einmal freistellen.

14. Januar. Wir reisten heute durch ein hügeliges Land, bis wir ein zweites aus etwa dreißig Hütten bestehendes Lager erreichten. Unsere Hunde stürzten unter die Hütten, schleppten Schlitten und Cariolen mit fort und wurden augenblicklich von allen Hunden des indianischen Lagers angegriffen, worauf ein Bellen, Heulen und Beißen folgte, das nicht aufhörte, bis alle Schlitten umgeworfen und einige zertrümmert waren. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe es uns gelang, die wüthenden Thiere zu trennen.

Diese Indianer hatten nicht weit von ihrem Lager ein Büffelgehege, welches buchstäblich mit den todten gefrorenen Körpern der darin erlegten Thiere vollgestopft war. Als wir uns Fort Pitt näherten, begegneten wir mitten auf unserm Wege zwei Büffeln, welche wir, da wir das Fleisch nicht brauchten, wohl hätten laufen lassen können, wenn nicht das Organ des Zerstörungssinnes an den Köpfen unserer Männer so stark entwickelt gewesen wäre.

Wir erreichten das Fort bald nach Dunkelwerden, nachdem wir sieben Tage auf unserem Wege von Edmonton bis hierher zugebracht hatten. Wir hatten während dieser Reise siebzehn Büffel erlegt, zum eigenen Unterhalt und zur Speisung der Hunde. Die Thiere waren, wie man uns sagte, bisher nie in so großer Anzahl erschienen und hatten sich dem Fort nie so genähert; man hatte sogar innerhalb der Thore des Forts einige geschossen. Sie hatten mit ihren Hörnern zwanzig oder dreißig Pferde getödtet, bei dem Versuch, sie von den Stellen zu vertreiben, wo die Pferde den Schnee mit ihren Hufen weggescharrt hatten, um zu dem Grase zu gelangen und andere, welche schließlich sich wieder erholten, blutig geschlagen.

Diese Notizen geben nur eine unzulängliche Vorstellung von der staunenerregenden Menge dieser Thiere: während dieser ganzen weiten Reise waren immer große Heerden in unserem Gesichtskreis und wir hatten auch nicht einen Schritt aus dem geraden Wege zu gehen gebraucht, um mehr zu erbeuten, als

wir für unsern Bedarf nöthig hatten. Sie wanderten höchst wahrscheinlich nach Norden zu, um den menschlichen Auswanderungen zu entfliehen, durch welche ihre früheren Weideplätze, die westlichen und südlichen Regionen, sich so schnell füllen.

Ich brachte in Fort Pitt einen sehr angenehmen und interessanten Monat zu, umgeben von Cree=Indianern, da dies einer der Orte ist, die sie am liebsten besuchen, und hatte reichlich Gelegenheit, ihre Gewohnheit und Sitten zu studiren. Ich machte eine sehr ausgeführte Zeichnung von einem Pfeifenschaft=Träger mit seinem Arznei=Pfeifenschaft. Der Pfeifenschaft=Träger wird



alle vier Jahre von der besondern Bande des Stammes gewählt, zu der er gehört und darf die Auszeichnung über diesen Zeitraum hinaus nicht behalten, da Alle wählbar sind, welche die Mittel besitzen, dafür zu zahlen. Die Kosten sind indessen bedeutend, indem der neugewählte Würdenträger seinem Vorgänger für die Zeichen seiner Würde zahlen muß, welche oft auf funfzehn bis zwanzig Pferde geschätzt werden. Für den Fall, daß er keine hinreichenden Mittel besitzt, pflegen seine Freunde das Fehlende zuzuschießen, sonst würde oftmals die Annahme des Amtes abgelehnt werden. Wenn der Erwählte zu

zahlen vermag, ist er jedoch zur Annahme des Amtes verpflichtet. Die Amtsinsignien der Pfeifenschaftträger-Laufbahn sind zahlreich und bestehen: aus einem reichverzierten aus Häuten zusammengesetzten Zelt, in welchem er, wie man von ihm erwartet, immer wohnen soll; aus einem Bärenfell, auf welchem der Pfeifenschaft ausgelegt wird, wenn die Umstände es erfordern, daß er aus den mannigfachen Hüllen genommen wird, in welchen er gewöhnlich eingewickelt ist. Dies geschieht bei solchen Gelegenheiten, wie z. B. ein Kriegsrath, oder ein Arznei-Pfeifenschaft-Tanz, oder bei einer im Stamme ausgebrochenen Streitigkeit; um letztere beizulegen, öffnet der Arzneimann die Hüllen, damit die uneinigen Parteien aus der Pfeife rauchen — ihr Aberglaube macht, daß sie sich scheuen, die versöhnende Ceremonie zurückzuweisen, damit der Große Geist nicht etwa wegen ihrer Vermessenheit irgend ein Unheil über sie verhängen möge; — ferner aus einer Arzneiklapper, welcher sie sich bei ihren Arzneitänzen bedienen, und einer hölzernen Schale, aus welcher der Würdenträger stets seine Speise genießt; diese trägt er immer bei sich, zuweilen in der Hand und zuweilen auf dem Kopfe; außerdem gehören noch viele kleine Gegenstände dazu. Auf Reisen sind zwei Pferde nöthig, um diese sämmtlichen Dinge fortzuschaffen. Gewöhnlich wird der Pfeifenschaft von dem Lieblingsweibe des Amtinhabers getragen, und sollte er durch irgend welche Veranlassung auf die Erde fallen, so wird dies als eine schlechte Vorbedeutung angesehen, und er kann erst nach vielen Ceremonieen seinen Platz wieder einnehmen. Ein junger Halfbreed versicherte mir, daß ihm einmal ein Pfeifenschaft von einem die Würde bekleidenden Indianer, der auf die Jagd gegangen sei, anvertraut worden; da er wohl wußte, welche Heiligkeit demselben von den Crees beigelegt wurde, habe er beschlossen, die Wirkung selbst zu erproben und deshalb ihn hingeworfen und herumgestoßen. Kurz nach dieser, das Heilige, wie man angenommen haben würde, entweihenden Handlung, sei der Pfeifenschaft-Träger von den Blackfeet getödtet worden. Von dieser Zeit an glaubte er fest an die Heiligkeit des Pfeifenschaftes, und man kann sich denken, daß er mir die Geschichte als ein großes Geheimniß erzählte.

Ein Pfeifenschaft-Träger sitzt immer rechts vom Eingang seiner Hütte und es wird als ein großes Zeichen der Mißachtung angesehen, wenn Jemand zwischen ihm und dem stets im Mittelpunkt der Hütte brennenden Feuer hindurchgeht. Er darf sich nicht herablassen, sein Fleisch selbst zu schneiden, sondern er muß es sich von einer seiner Frauen, deren er gewöhnlich fünf oder sechs hat, vorschneiden und in seine Arzneischale thun lassen, die er, wie bereits gesagt, immer bei sich führt. Eine der größten mit dem Amte verbundenen Unannehmlichkeiten — insbesondere für einen Indianer, dessen Körper stets von unzähligen schmarotzenden Insekten heimgesucht ist, — besteht darin, daß der Pfeifenschaft-Träger seinen Kopf, wofern er seiner Würde nicht zunahe treten will, nicht ohne Vermittelung eines Stäbchens kratzen darf, daß er zu diesem Behuf stets bei sich hat. Der Pfeifenschaft hängt, in seine Hüllen gewickelt, immer in einem großen Beutel — der womöglich von buntem Wollenzeug gemacht wird — außerhalb der Hütte und wird weder bei Tag, noch bei Nacht je hereingenommen, noch unbedeckt gelassen, wenn ein Frauenzimmer gegenwärtig ist.

Ungefähr vierzehn Tage nach meiner Ankunft erschien Kee=a=kee=ka=sa=coo=way (der Mann, welcher das Kriegsgeschrei erhebt), den ich, wie ich früher erwähnt, bereits bei meiner Hinausreise auf dem Saskatchawan angetroffen, mit seinem Unterhäuptling Muck=e=too in Fort Pitt.

Kee=a=kee=ka=sa=coo=way ist der oberste Häuptling aller Crees und reiste jetzt durch sämmtliche Lager, um sie aufzufordern, den Tomahawk zu ergreifen und ihm im nächsten Frühjahr zu einem Kriegsunternehmen zu folgen. Er hatte elf Pfeifenschafte bei sich, von denen zehn untergeordneten Häuptlingen angehörten, welche bereits versprochen hatten, sich dem Unternehmen anzuschließen. Da ich neugierig war, der Enthüllung dieser Pfeifenschafte beizuwohnen und die damit verbundenen Ceremonieen zu sehen, so reiste ich mit ihm nach dem einige Meilen von Fort Pitt gelegenen Lager. Bei unserer Ankunft wurden die Hüllen abgenommen und in Procession, mit dem Häuptling an der Spitze, durch das Lager getragen. Die Procession machte fast vor jeder Hütte Halt und der Häuptling hielt eine zusammenhängende Rede, deren wesentlicher Inhalt in dem Aufrufe zur Ergreifung der Waffen und Rächung der in frühern Kriegen getödteten Kämpfer bestand. Während der ganzen Anrede strömten die Thränen unaufhörlich an seinen Wangen herab, als ob sie ihm jederzeit zu Gebote gestanden hätten. Dies nennen die Indianer „nach Krieg weinen".

Das Wetter war ungemein kalt, und der Thermometerstand gewiß auf wenigstens dreißig bis vierzig Grad unter Null; dessenungeachtet schien er, ob er gleich halb nackt war, nicht die geringste Empfindung für die Strenge der Temperatur zu haben; so sehr waren alle Gefühle von dem einen Gegenstand in Anspruch genommen. Am folgenden Tage versuchte ich ihn zur Enthüllung der Pfeifenschafte zu überreden, damit ich einige davon zeichnen konnte; anfänglich schlug er es mir ab, bis er hörte, daß ich ein großer Arzneimann sei und daß sie durch mein Abzeichnen eine vermehrte Wirksamkeit erhalten würden, wenn man sie dann auf dem Schlachtfelde öffnete. Er enthüllte sie nun unter folgenden Förmlichkeiten. Zuerst nahm er eine Kohle vom Feuer und schüttete darauf die trocknen Blätter einer auf den Rocky=Mountains gesammelten Pflanze, deren Rauch den ganzen Raum mit wohlriechendem Dufte füllte, der dem in den katholischen Kirchen gebrannten Weihrauch ähnlich war; während dessen füllte er die Köpfe dieser Pfeifen mit Taback und irgend einem andern Kraut, und darauf entkleidete er sich ganz bis auf sein Beinkleid.

Da es ihm nicht entging, daß ich die abgelegten Kleidungsstücke mit etwas argwöhnischen Blick betrachtete, weil sie alt und schmutzig waren, bemerkte er, daß er, wiewohl er bessere besäße, sie, den Gebräuchen seines Stammes gemäß, nicht tragen dürfte, indem er gerade den Tod von vier Verwandten betrauerte, welche im verflossenen Jahre von den Blackfeet getödtet worden waren. (Nachdem zog er indessen um meinetwillen seine guten Kleider an, da ich eine Zeichnung von ihm machte und ihm sagte, daß sein Bild der Königin gezeigt werden würde.) Er warf alsdann eine nach indianischem Geschmack reichverzierte Wolfshaut über seine Schultern und entfernte sofort die Lederhüllen und andere, welche einen der Schafte umgaben, fügte das Rohr in einen zuvor mit Taback gefüllten Kopf und hob einen mir unverständlichen Gesang an.



Nachdem er zu singen aufgehört, zündete er die Pfeife an und schlürfte einen Zug ein; dann richtete er sein Gesicht gen Himmel und blies, während er mit dem Rohre nach derselben Richtung wies, eine lange Rauchwolke empor, indem er den Großen Geist anrief, den Seinen einen günstigen Erfolg im Kriege zu gewähren, sie in den Stand zu setzen, viele Kopfhäute zu erbeuten und die Feinde einzuschläfern, während sie deren Pferde davon führten, ihre Frauen tugendhaft zu erhalten und sie nie altern zu lassen. Dann senkte er den Schaft bodenwärts, nachdem er eine zweite Wolke in die Luft geblasen und rief die Erde an, daß sie für das folgende Jahr Büffel und Wurzeln in Menge hervorbringen möge. Darauf wandte er den Schaft nach mir zu und bat mich, wenn ich irgend Einfluß auf den Großen Geist besäße, Fürsprache bei ihm für die Erfüllung aller ihrer Wünsche und Bedürfnisse einzulegen. Als zufällig in diesem Augenblick eine Halfbreedfrau in die Hütte guckte, wurde die Ceremonie sogleich unterbrochen, und die Frau fuhr ebenso eilig zurück; es darf nämlich niemals ein Weib zugegen sein, wenn der Arznei-Pfeifenschaft den Blicken enthüllt ist.

Nach einer etwas längern Ceremonie, die hauptsächlich darin bestand, daß alle Gegenwärtigen aus jedem der Rohre rauchten, so wie dieselben der Reihe nach geöffnet wurden, erlaubte er mir, sie zu zeichnen, verließ indessen die Hütte keinen Augenblick, bis ich fertig war, und er sie alle wieder bedeckt

und entfernt hatte. Er sagte mir, daß er auf dieser Kriegsmission fast in jedem Lager seines Stammes gewesen und die Absicht habe, sie alle zu besuchen; um diesen Vorsatz auszuführen, würde er nicht weniger als sechs- bis siebenhundert Meilen in Schneeschuhen reisen müssen. Es ist gebräuchlich, daß die Indianer nach solch einem Aufruf an einem bestimmten Ort am Saskatchawan-Flusse sich versammeln und daselbst drei Tage lang fasten und tanzen, ehe sie nach dem feindlichen Lande aufbrechen. Hier werden alle ihre Pfeifenschafte und Arzneikleider zur Schau gestellt, und sie legen allen ihnen zu Gebote stehenden Staat an und rücken darin vor, bis sie den Feind erreichen, sobald dieser aber sichtbar wird, werfen sie allen Schmuck und alle Kleidungsstücke rasch ab und kämpfen nackend.

Ein Jahr vor meiner Ankunft bei ihnen ging eine siebenhundert Mann zählende Kriegerschaar nach dem Lande der Blackfeet, welche von den Crees als ihre natürlichen Feinde betrachtet werden und mit denen sie niemals Frieden halten. Nachdem sie funfzehn bis zwanzig Tage gereist waren, brach eine Krankheit unter ihnen aus, die viele ergriff und einige hinraffte. Mehre ihrer großen Männer hielten dies für ein Gericht, das der Große Geist wegen irgend eines frühern Unrechts über sie verhängt habe und deshalb kehrten sie heim, ohne irgend etwas vollbracht zu haben. Bei einer andern Veranlassung begegnete eine ähnliche Gesellschaft einem großen Kriegshelden der Blackfeet, Namens Big-Horn (großes Horn) und Sechsen seines Stammes, welche zusammen dem rechtmäßigen Gewerbe des Pferdestehlens nachgingen — denn bei ihnen gilt: „Je größer als Pferdedieb, desto größer als Kriegsheld.“ Diese kleine Schaar versuchte, als sie ihre Schwäche im Verhältniß zum Feinde sah, die Flucht zu ergreifen; da sich indessen das Entkommen als unmöglich herausstellte, wurden sofort Löcher gegraben, die groß genug waren, um sich darin zu verschanzen und aus diesen feuerte sie mit Flinten und Pfeilen ununterbrochen beinahe zwölf Stunden lang und hielt diese große Kriegerschaar im Schach, indem sie jeden Mann, der sich innerhalb Schußweite wagte, sofort niederstreckte, bis aller Schießbedarf und alle Pfeile verbraucht waren, worauf sie endlich den Feinden, deren dreißig vorher von ihrem Feuer gefallen, auf leichte Weise zur Beute fiel. Die Crees waren dadurch so in Wuth gerathen, daß sie sie in Stücke hieben, die todten Körper auf die brutalste Weise verstümmelten und die Kopfhäute als Trophäen heimtrugen. Man sagt, daß Big-Horn häufig aus seiner Verschanzung hervorgesprungen sei und seine Feinde dadurch zu reizen versucht habe, daß er die bereits durch ihn Getödteten herzählte und sich seiner vielfachen Kriegsthaten rühmte; wie auch der Cree-Kopfhäute, die vor seiner Hütte hingen. Die Wuth gegen ihn war deshalb so furchtbar, daß sie ihm das Herz aus dem noch zuckenden Körper rissen und es mit wilder Roheit, es unter sich theilend, verschlangen.

Ich kehrte auf demselben Wege und auf dieselbe Weise, wie ich hergereist, wieder nach Edmonton zurück und da sich nichts Bemerkenswerthes auf der Tour zutrug, übergehe ich die Einzelheiten.

---

# Vierundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Edmonton. — Zähmen eines wilden Kalbes. — Ein Floß von Eis. — Rocky-Mountains-Fort. — Ein ausgestopfter Feind. — Freundschaftsgabe. — Ein Vortrag über das Lügen. — Ehrliche Diebe. — „Ich kann nicht heraus". — Abreise nach Norway-Haus. — Ertrunkene Büffel. — Begegnung einer Kriegsgesellschaft. — Die „Große Schlange" raucht mit dem Weißen. — Wir schlagen unser Lager mit den Tapfern auf — Auswetzen einer Beleidigung. — Ein feiger Schuß — Zurückweisen des Olivenzweiges. — Ein geschäftiger Pinsel. — Uneigennützige Freundschaft.

Ich blieb bis zum 12. April in Edmonton; da hörte ich, daß ein große Schaar der Blackfeet bald das 180 Meilen südwestlich von Edmonton am Saskatchawan gelegene Rocky-Mountainhouse in Handelsabsichten besuchen sollte, und da ich neugierig war, sie zu sehen, brach ich mit einer kleinen Gesellschaft von sechs Mann und etwa zwanzig Pferden auf, von denen zehn mit Gütern beladen waren. Der Schnee war noch nicht geschmolzen und unsere Pferde befanden sich in einer sehr schlechten Verfassung, weil sie mit Ausnahme desjenigen, das ich ritt und das im Stalle gehalten worden war, alle den Winter im Freien zugebracht hatten; und dieses war das widerspenstigste Thier, welches ich je gesehen. Als ich Abends zum ersten Mal abstieg, suchte es mir davonzulaufen, und als es fand, daß ich es am Lasso festhielt, griff es mich mit offnem Maule an, und wenn nicht einer der Männer es mit einem Stocke zu Boden geschlagen hätte, so würde es mich vielleicht ernstlich verletzt haben. Unser Weiterkommen war nothwendigerweise daher ein langsames, weil ich nicht von der Gesellschaft fortreiten wollte.

Wir fanden Büffel in Gegenden, wo sie, wie die Indianer sagten, zuvor nie gesehen worden, und blieben zwei Tage an einem Ort, Namens Battle River (Schlachtfluß), da wir reichlich Nahrung für uns und Gras für unsere Pferde hatten. Ich ging mit einem Indianer aus und tödtete eine Kuh, welcher das Kalb folgte. Weil ich das Kalb lebendig zu fangen wünschte, damit es sich selbst bis ins Lager bringen möchte, verfolgte und haschte ich es, und versuchte, indem ich meinen Gürtel um seinen Hals band, es mit mir fortzuziehen; es zerrte aber so hin und her und gab sich solche Mühe, zu entfliehen, daß ich bereits im Begriff war, es zu tödten, als der Indianer seinen Kopf erfaßte und, seine Schnauze aufreißend, ihm zwei oder drei Mal hineinspie, worauf das Thier zu meinem großen Erstaunen ganz fügsam wurde und uns ruhig ins Lager folgte, wo wir es sogleich zum Abendessen kochten.

Da wir drei Flüsse auf unserm Wege sehr angeschwollen fanden, sahen wir uns genöthigt, Flöße zu bauen, um hinüberſetzen zu können und die Güter trocken zu erhalten. Am vierten Fluß waren wir so glücklich, ein von der Natur gebildetes Floß, nämlich eine große Masse schwimmenden Eises zu treffen, welches einer der Männer, der sich ins Wasser warf, ans Land heranzog. Es wurde vom Wasser hinreichend gehoben, um zwei bis drei Mann tragen zu können; dadurch, daß wir unsere Lassos daran befestigten und es vor- und rückwärts zogen, gelang es uns denn auch bald, unsere Güter trocken hinüberzuschaffen. Die Pferde ließen wir hinüberschwimmen.

Einige unserer Leute litten bedeutend an der sogenannten Schneeblindheit;

einer Art Entzündung, welche durch den starken vom Schnee zurückgeworfenen Sonnenschein hervorgebracht wird. Der Schmerz in den Augäpfeln ist entsetzlich und gleicht dem Gefühl, welches in die Augen gekommener Sand verursacht; die daran Leidenden sind zuweilen wochenlang gebleudet. Man kann sich dagegen schützen, indem man einen Schleier trägt, was ich that und was man gewöhnlich zu thun pflegt, wenn man sich einen verschaffen kann.

Wir kamen am 21. April in Rocky=Mountain=Fort an. Dieses Fort liegt sehr schön an den Ufern des Saskatchawan — mitten in einer im fernen Hintergrunde von den Rocky=Mountains geschlossenen Prairie. In der Nachbarschaft befand sich ein Lager von Assiniboine=Hütten, die ganz aus Fichtenzweigen gebaut waren. Es war behufs Unterbringung von Gütern errichtet, mit denen sie mit den Blackfeet, die jeden Winter herkommen, Handel treiben, wurde jeden Sommer verlassen und blieb leer stehen. Das Fort ist, wie die meisten andern, aus Holz gebaut, jedoch mit mehr als gewöhnlicher Rücksicht auf Vertheidigungsstärke, wegen des boshaften Charakters des Blackfeet=Stammes, welcher ohne Ausnahme der kriegerischeste auf dem ganzen nördlichen Festlande ist. Ich kann beiläufig erwähnen, daß ähnliche Kohlenlager hier an den Ufern des Flusses zu Tage treten, wie bei Edmonton.

In der Nachbarschaft des Forts ist auch eine kleine Bande Assiniboines. Dieselbe ward im verflossenen Jahre von den Blackfeet angegriffen, welche zwei Mädchen als Gefangene fortschleppten. Einer von ihnen wurden, nachdem sie sie schon weit fortgeführt hatten, die Kleider vom Leibe gerissen und ihr anheim gegeben, sich, so gut sie eben konnte, zurückzufinden, und da man nie wieder von ihr hörte, vermuthete man, daß sie durch Kälte oder Hunger umgekommen sei; der Andern nahm sich ein Häuptling an, welcher ihren Verwandten melden ließ, daß sie sicher zurückgegeben werden sollte, welches Versprechen er gehalten hat.

Wir fanden einen Mann, Namens Jemmy Jock, einen Cree=Halfbreed, in dem Etablissement, das er zeitweilig verwaltete; er hatte sich ziemliche Blackfeet=Berühmtheit erworben. Als Clerk der Hudsons=Bay=Compagnie war er von derselben zu den Blackfeet=Indianern geschickt worden, um zum Zweck der Erleichterung des Handelsverkehrs ihre Sprache zu erlernen. Er heirathete dann eine Tochter eines ihrer Häuptlinge und verließ, da er eine Vorliebe für ihre Lebensweise aufgefaßt, den Dienst der Compagnie, um bei ihnen zu bleiben. Später wurde er einer ihrer Häuptlinge und erwarb sich, da er ein Mann von ungewöhnlich scharfem Verstande war, bedeutenden Einfluß. Die Missionaire achteten ihn sehr wenig und haben im ganzen Lande sehr schlecht von ihm gesprochen, doch habe ich, so weit mein Verkehr mit ihm ging, ihn stets des Vertrauens werth und gastfrei gefunden. Ich habe hinsichtlich der Gebräuche des Blackfeet=Stammes viel von ihm erfahren, denn durch seinen dreißig= bis vierzigjährigen Aufenthalt bei demselben hatte er wahrscheinlich eine viel genauere Kenntniß von ihnen, als irgend ein Mann von gleicher Erziehung.

Bald nach meiner Ankunft wurde uns die Kunde mitgetheilt, daß die Blackfeet=Indianer eine Schaar der Cree=Indianer getödtet hätten, und daß sich unter den Erschlagenen ein Pfeifenschaft=Träger befinde, dem sie die Haut

abgestreift und sie mit Gras ausgestopft hätten; die Gestalt war dann auf einen Pfad gestellt worden, den die Crees auf ihren Jagdausflügen zu betreten pflegten. Unter den Indianern aller Stämme, mit denen ich je zusammengekommen bin, waren die in der Nähe des Forts wohnenden Assiniboines die freundlichsten und achtungswerthesten. Sie bilden einen sehr kleinen Theil (etwa vierzig bis funfzig Familien) eines sehr großen, mehr in östlicher Richtung lebenden Stammes. Mah-Min, „die Feder", ihr oberster Häuptling, erlaubte mir, sein Portrait zu machen; als es fertig war und Andern gezeigt, und von Allen erkannt und bewundert wurde, sagte er zu mir: „Du bist ein größerer Häuptling als ich und ich schenke Dir dieses Halsband von Klauen grauer Bären, das ich dreiundzwanzig Sommer getragen habe und welches Du, wie ich hoffe, als ein Andenken an meine Freundschaft tragen wirst." Dieses Halsband habe ich natürlich von meinen Reisen heimgebracht.

Als der zweite Häuptling, Wah-he-jö-tass-e-neen, „der halbweiße Mann", sah, daß mir das Bild des Oberhäuptlings so gelungen und daher wahrscheinlich einige Eifersucht in ihm rege wurde, kam er zu mir und bat mich, auch das seinige zu zeichnen, was ich gern that, da seine Gesichtszüge die eigenthümlichsten waren, die mir seit längerer Zeit vorgekommen waren. Er war als großer Jäger bekannt; man erzählte mir als Beweis seiner merkwürdigen Ausdauer und Kraft im Ertragen der Mühseligkeiten, daß er eines Morgens in Schneeschuhen zwei Moosthiere gejagt habe, bis sie sich trennten; dann sei er der Spur des einen gefolgt, bis er es getödtet, habe es zerlegt und auf einem Gestell gegen die Wölfe gesichert; darauf wäre er nach der Stelle zurückgekehrt, wo beide Spuren auseinanderliefen, habe die zweite verfolgt, das Thier gleichfalls erlegt und, nachdem er es, wie das andere, untergebracht, sei er spät Abends in seine Hütte zurückgekehrt. Am Morgen sandte er drei Männer mit Hundeschlitten aus, um das Wild hereinzuschaffen, und sie brauchten drei Tage, um seinen Spuren nachzuziehen und wieder heimzukehren.

Mah-Min gab einem der Missionaire, welche im letzten Sommer hier waren, eine lange ernstliche Vermahnung über das Lügen. Der Missionair, der selbst nicht rauchte, hatte, wie es scheint, ein Karat Taback mitgebracht, um, wenn es nöthig wäre, Pferde und Nahrungsmittel von den Indianern zu kaufen. Er war kaum angekommen, als die Indianer, deren Vorrath erschöpft war, begierig bei ihm anfragten, ob er Taback habe; er hatte aber gefürchtet, daß, wenn er es bejahte, sie Alles würden haben wollen und ihm dann nichts übrig bleiben möchte, um mit ihnen Tauschhandel machen zu können, und hatte deshalb geläugnet. Bald darauf, als er im Begriff stand, heimzukehren, war er zu Mah-Min gekommen und hatte ihm gesagt, daß er Pferde und einige Vorräthe für seine Rückreise brauche, und daß er sie ihm in Taback bezahlen wolle, worauf Mah-Min zu ihm gesagt: „Du predigst den Indianern vielerlei und sagst ihnen, sie sollen nicht lügen und nicht stehlen; wie können sie Dir Glauben oder Gehör schenken? Du bist der Vater der Lügen. Du sagtest, Du hättest keinen Taback und nun sprichst Du, Du habest eine große Menge."

Wir hatten in Rocky-Mountain-Haus nichts zu essen als Kaninchen und auch von diesen konnten wir nicht genug für unsern Bedarf erlangen; das



am daher, weil die „Cache“, in welcher sich das gedörrte Fleisch befand, von den Assiniboines beraubt worden war, welche, wenn sie der Versuchung des Hungers gegenüber auch nicht ganz ehrlich bleiben konnten, doch wenigstens es so viel als möglich zu sein versuchten, indem sie Pelze von bedeutendem Werthe an die Stelle des Fleisches legten, welches sie gestohlen hatten. Dies war das zweite Jahr, daß sie dasselbe Spiel getrieben; wie befriedigend es aber auch für die Hudsons-Bay-Compagnie sein mochte, war es ihren Dienern und mir selbst doch keineswegs angenehm; als wir zehn Tage lang halb gehungert hatten und vom Herannahen der Blackfeet-Indianer keine Spur wahrnahmen, beredete ich Jemmy Jock, mit mir nach Edmonton zurückzukehren. Diesen Vorschlag nahm er an und sagte, daß er unterwegs eine „Cache“ von getrocknetem Fleisch habe, die uns reichlich versorgen würde und daß wir weiter nichts zu thun brauchten, als schnell zu reiten, bis wir die Stelle erreichten.

Wir brachen in der Frühe des Morgens auf und nahmen vier Pferde zum Wechseln mit. Dies geschieht, indem ein Mann vorausreitet, dem die losen Pferde folgen, während ein zweiter Mann den Schluß bildet und sie vor sich her jagt; die Pferde schweifen auf diese Weise selten ab und verursachen keine Noth, und sind, da sie nichts zu tragen haben, verhältnißmäßig frisch, wenn die gerittenen schon ganz hin sind. Wir ritten den ganzen Tag einen tüchtigen Trab, da uns der Hunger spornte und erreichten die Cache,

als die Abenddämmerung hereinbrach. Nachdem wir unsere Pferde angebunden, ging Jemmy nach der Cache, welche einigermaßen wie ein Blockhaus aus Blöcken zusammengestellt, aber nicht sehr dicht gebaut war, und fing an, die schweren Holzblöcke, welche die Bedachung bildeten und es verbargen, abzuwerfen. Da hörte er ein gehöriges Grunzen im Innern und rief mir zu, die Flinten zu holen; als ich herankam, entfernte er einen Theil der Bedachung und ein schönes fettes „Wolverine" sprang heraus, das ich sofort erschoß. Das Thier mußte abgezehrt und verzweifelt mager gewesen sein, als es sich durch die Oeffnungen zwischen den Holzscheiten hindurchgeklemmt, und mochte wohl von Hunger getrieben und von dem Dufte des Fleisches in Innern angelockt, eine kleine Quetschung nicht hoch angeschlagen haben. Einmal darin und nachdem es eine gute Mahlzeit gemacht, konnte es nicht wieder heraus; und es scheint, daß es ihm gar nicht in den Sinn gekommen, zu hungern, so lange noch ein Vorrath von Fleisch da war. Dies war für uns eine große Täuschung, denn es war wenig übrig geblieben und alles war von dem Thiere zerfetzt und zerdrückt und im Schmutz herumgeworfen worden. Indessen brachten wir doch ein Abendessen zu Stande und behielten noch etwas für später, doch freilich so wenig, daß wir, statt uns auf dem Wege Zeit zu nehmen, wie wir beabsichtigt hatten, so schnell reiten mußten, als es nur irgend möglich war.

Der nächstfolgende Tag war höchst unbehaglich, da ein heftiger Schneesturm den ganzen Tag uns gerade ins Gesicht wehte; trotzdem drangen wir tapfer vorwärts, und kamen, nachdem wir den Rest unserer Vorräthe zwischen dem Abendessen und dem Frühstück aufgezehrt, am Nachmittag des dritten Tages nach Edmonton, jedoch nur mit zwei Pferden, die andern waren abgetrieben und zurückgelassen worden.

22. Mai. Herr Low kam von der Ostseite der Rocky-Mountains in Gesellschaft des Herrn de Merse, des römisch-katholischen Bischofs von Vancouver und des Herrn Paul Frazer. Die Boote waren lange bereit, und wir warteten nur auf einen günstigen Witterungswechsel, um unsere Heimreise anzutreten.

25. Mai. Da das Wetter freundlich geworden, schifften wir uns mit den vorerwähnten Herren nach Norway-Haus ein. Wir hatten zweiunddreißig Boote und einhundert und dreißig Mann und Herrn Hariett als Anführer. Wir sahen sehr viele todte Büffel auf dem Ufer des Flusses. Die Thiere waren durch das lange Anhalten des den Rasen bedeckenden Schnees so erschöpft gewesen, daß sie bei dem Versuch, auf ihrer gewohnten jährlichen Frühjahrswanderung nach dem Süden über den Fluß zu schwimmen, ertrunken waren und nun zu Tausenden an den Ufern herumlagen. In der Nacht wurden wir von der Strömung dahingetrieben und die Männer banden mehre Boote zusammen, so daß einer sie leiten konnte, während die übrigen sich niederlegten und schliefen.

26. Mai. Wir sahen mehre große Büffelheerden, welche sämmtlich nach Süden gingen, über den Fluß schwimmen.

27. Mai. Indem die Männer den ganzen Tag ruderten und wir die ganze Nacht auf den Wellen dahintrieben, kamen wir mit Hülfe der starken Strömung wieder in Fort Pitt an, wo sich uns noch zwei Boote anschlossen.

Diese Boote sind sämmtlich mit den Pelzen und dem Pemmi-kan des Saskatchawan-Distrikts beladen. Die Pelzwaaren werden nach der York-Faktorei in der Hudsons-Bai hinabgeführt und von dort nach Europa verschifft; das Pemmi-kan ist für diejenigen Posten bestimmt, wo andere Lebensmittel schwer zu beschaffen sind. Wir blieben zwei Tage zu Fort Pitt, und während die andern Boote sich in Bereitschaft setzten, benutzte ich die Gelegenheit, um einen Cree-Häuptling zu zeichnen. Er war in vollem Kostüm und hielt einen Pfeifenschaft in der Hand.

29. Mai. Wir verließen Fort Pitt mit unserer den Strom ganz ausfüllenden Flotte von Booten, welche, wenn man bedenkt, daß wir so weit von den Grenzen der Civilisation und nur auf Binnenwasser dahinfuhren, wirklich ein imposantes und lebenvolles Bild darbot. Wir sahen eine bedeutende Menge Wölfe, die eifrig mit dem Verzehren der ertrunkenen Büffel beschäftigt waren; wir machten, zur großen Unterhaltung unserer Leute, wiederholt Jagd auf sie. Wir setzten unsere Reise in vortrefflicher Laune behaglich fort, ohne irgend einen Zwischenfall, den ich der Erwähnung werth gehalten hätte, bis zum:

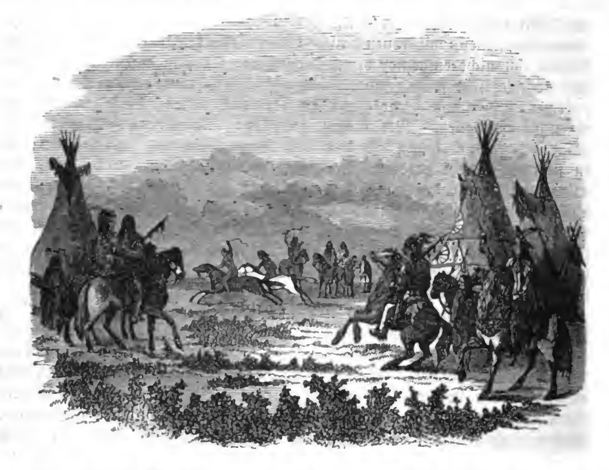
1. Juni, wo wir eine beträchtliche Anzahl berittener Indianer wüthend auf uns zusprengen sahen. Als sie näher kamen, wies es sich aus, daß es eine große auf ein Kriegsunternehmen ausziehende Gesellschaft war, die aus Blackfeet-Indianern, Blood-Indianern, Sur-cees, Gros-Ventres und Pay-gans bestand. Wir hatten einen Cree-Indianer in einem unserer Boote und mußten ihn unter den Fellen, mit denen unsere Güter bedeckt waren, verstecken, damit die Schaar ihn nicht entdeckte, deren kriegerischer Ausflug eigens gegen seinen Stamm gerichtet sein sollte, und welcher wir, bei unserer bedeutenden Minderzahl, keinen Widerstand entgegenzusetzen vermocht hätten, wenn sie ihn uns hätten entführen wollen. Wir stiegen ans Land, um sie zu begrüßen, und Herr Harriett und ich kamen am Ufer mit ihnen zusammen, nachdem wir den Leuten strengen Befehl gegeben, die Boote in hinlänglicher Nähe vom Lande verweilen zu lassen, damit wir, im Fall irgend eine Gefahr drohte, uns rasch einschiffen könnten. Sie nahmen indessen Herrn Harriett, der mit vielen unter ihnen bekannt war, äußerst freundlich auf, breiteten gleich eine Büffelhaut für uns hin, auf der wir uns niederlassen mußten und legten, als Zeichen der Freundschaft, ihre Waffen, die aus Messern, Flinten, Bogen und Pfeilen bestanden, auf dem Boden vor uns hin.

Nur einer schloß sich von diesen friedlichen Demonstrationen aus, ein Indianer, Namens Omoxesisixany, Big Snake oder die „Große Schlange", von dem ich zuvor schon oft hatte sprechen hören. Dieser Häuptling schritt um die Gesellschaft herum, indem er, ein Kriegslied singend, mit einer Peitsche knallte und in der Luft herumfuhr, und offenbar zu einem Kampfe herauszufordern Lust hatte und, ungeachtet häufig wiederholter Bitten, sich weigerte, die Waffen zugleich mit den Uebrigen niederzulegen. Endlich legte er sie jedoch nieder, setzte sich zu den Andern und rauchte, wiewohl mit ersichtlichem Widerstreben, einige Züge aus der im Kreise als Friedenszeichen herumwandernden Pfeife, wandte sich an Herrn Harriett und sagte: Da er mit dem weißen Manne geraucht habe, so wolle er ihm sein Pferd zum Geschenk bieten; zugleich

führte er einen schönen Braunen heran, den ich ihn bei unserer Ankunft hatte reiten sehen, und reichte Herrn Harriett den Lasso.

Herr Harriett lehnte das Geschenk ab, indem er ihm auseinandersetzte, daß er es in den Booten nicht mitnehmen könne.

Sie sagten uns, daß sie eine Schaar von funfzehnhundert Kriegern aus zwölfhundert Hütten und jetzt im Vorrücken (Pitching, Aufschlagen) nach Fort Edmonton zu begriffen seien; das heißt, sie machten kleine Tagereisen und schlugen ihre Zelte nach Fort Edmonton zu vorschreitend auf, nur wenig Nicht=waffenfähige hinter sich zurücklassend. Sie verfolgten die Crees und Assiniboines, und sprachen die Drohung aus, dieselben gänzlich zu vernichten, indem sie sich rühmten, daß sie selbst so zahlreich wären, wie das Gras auf den Ebenen. Sie waren die bestberittenen, die bestbewaffneten und bestausgerüsteten, die kriegerischesten und am besten aussehenden unter allen Stämmen, die ich je während meiner Reisen auf dem amerikanischen Festlande gesehen hatte. Da Herr Hariett begierig war, die Bekanntschaft und Freundschaft so zweifelhafter Charaktere zu kultiviren, so nahm er ihre Einladung, mit ihnen bis zum folgenden Morgen zu „campiren", an, was mir höchst angenehm war, da es mich in den Stand setzte, mehre Skizzen zu machen und etwas über sie zu erfahren. Nachdem wir zusammen geraucht, begannen einige der jungen Tapfern ein Pferdewettrennen, eine Unterhaltung, die sie leidenschaftlich lieben



und bei der hohe Wetten gemacht werden; bei diesen Gelegenheiten reiten sie gewöhnlich splitternackt und ohne Sattel, und leiten das Pferd blos mittelst eines Lasso, der an der Unterkinnlade befestigt ist, wie die Skizze es darstellt.



Es verursachte mir anfangs Mühe, die Häuptlinge so weit zu bringen, daß sie mir gestatteten, sie zu zeichnen, doch nachdem sie begriffen, was ich wünschte, machten sie keine Einwendungen.

Der Bruder der „Großen Schlange" war der erste, der mir saß, und während ich ihn zeichnete, erzählte er mir folgende Anekdote von seinem Bruder, auf welchen er sehr stolz zu sein schien. Herr Harriett verstand die Sprache und spielte den Dollmetscher: Vor längerer Zeit genoß Big Snake freien Zutritt in einem der amerikanischen Forts in der Nähe der Rocky-Mountains. Als er eines Tages mit zwei Indianern dort erschien und eben durch das Thor schreiten wollte, wurde es auf Befehl des Commandirenden, der erst kürzlich ins Land gekommen, ihm rauh vor der Nase zugeschlagen. Sein Stolz sah hierin gerade eine Beleidigung; er ritt davon, und als er einigen Rindern begegnete, die, wie er wußte, dem Fort angehörten, fing er an, unter dieselben zu feuern und tödtete dreizehn. Sobald der Wächter, von welchem die Beleidigung ausgegangen war, die Schüsse hörte, benachrichtigte er den Oberaufseher, der gleich seine Leute zusammenrief und wohlbewaffnet mit ihnen nach der Richtung, aus der die Schüsse kamen, einen Ausfall machte. Die Große Schlange, die auf der Lauer war, versteckte sich mit zwei ihrer Gefährten hinter einen kleinen Hügel.

Die Schaar aus dem Fort fürchtete, daß eine große Anzahl Indianer versteckt sein möchte und zögerte noch, bis auf Schußweite vorzurücken; indessen erbot sich ein zu ihr gehörender Negerknabe, auf Kundschaft vorauszugehen. Er näherte sich dem Hügel mit großer Vorsicht; da er aber Niemanden gewahrte, fing er an, zu glauben, daß sie entflohen seien. Als er jedoch nur noch zwanzig Yards vom Gipfel entfernt war, sprang Big Snake von seinem

Lager auf, feuerte und traf, und schon im nächsten Augenblick trug er die Kopfhaut als Beute fort und schwenkte sie höhnend in der Richtung der Indianer.

Kurz darauf begegnete Big Snake einer großen Schaar der Blackfeet, welche in Handelsabsichten nach dem Fort wanderten. Als er sie erreichte, berichtete er, was er gethan, und forderte denjenigen, der sein Beginnen etwa tadeln möchte, auf die Gefahr hin, dazu auf, ihn zu seinem Feinde zu machen. Obgleich die Bande wohl wußte, daß das, was er gethan, einer offenen Kriegserklärung gleichkäme, und folglich jeden Verkehr und jede Handelsbeziehung mit dem Fort abschneiden müsse, wofern sie Big Schnake nicht als Gefangenen auslieferten, ertrugen sie dennoch lieber schweigend ihre Täuschung, ehe sie sich dem Zorne eines von ihnen so sehr Gefürchteten aussetzten. Eine andere Bande desselben Stammes, welcher der Vorfall unbekannt war, langte einige Tage später im Fort an. Die Amerikaner, denen dies eine gute Gelegenheit schien, die Angreifer zu züchtigen, luden eine ihrer Kanonen mit Musketenkugeln und legten, während die nichts argwöhnenden Indianer auf Einlaß wartend am Thore zusammengedrängt standen, den Zünder an. Glücklicherweise explodirte die Ladung nicht und die Indianer flohen, da die ungewöhnliche Unruhe und der Blitzstrahl sie erschreckt hatten. Bei einer zweiten Anwendung des Zünders flogen die mörderischen Geschosse unter die Fliehenden und tödteten zehn Personen, meistentheils Frauen und Kinder.

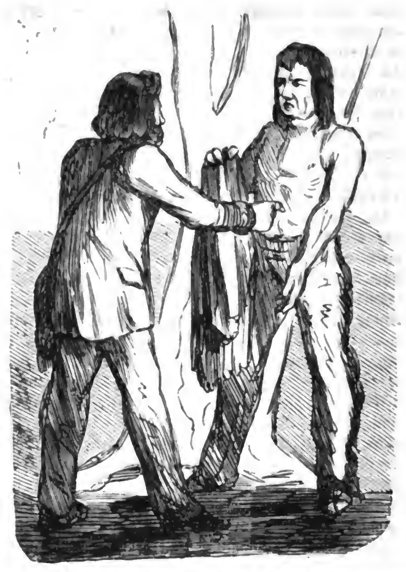
Nachdem einige Zeit darüber hingegangen, hörte Big Snake, daß einer der einflußreichsten Indianer des Stammes ihn in einer Rede deshalb getadelt habe, weil er dem ganzen Stamme so viel Ungelegenheit bereitet und seinen Handel gestört hatte. Sobald er diese Aeußerungen vernommen, ging er, mit einem Skalpirmesser bewaffnet, sofort aus, den Tadler zu erspähen, und versuchte, als er ihn gefunden, ihn zu erstechen; sein Fuß glitt indessen dabei aus und der Andere kam mit dem Leben davon, wenn er gleich eine tüchtige Seitenwunde davontrug. Beide blieben in der Folge längere Zeit Todfeinde, bis schließlich Big Snake von vielen seiner Freunde überredet wurde, Frieden zu schließen. Zuletzt willigte er ein und machte sich zu diesem Zwecke auf den Weg nach der Hütte des Andern. Seinem Weibe aber hatte er aufgetragen, sobald sie irgend eine Unruhe bemerkte, die eigene Hütte auf den Gipfel eines kleinen, einige Hundert Yards entfernten Hügels zu schaffen, der leichter zu vertheidigen sein würde. Als er die Hütte des Gegners erreichte, fand er ihn in derselben sitzend von Weib und Kindern umgeben; er hob sofort eins der Kinder empor, liebkoste ihm und bat es um seine Fürsprache bei dem Vater, wegen der demselben zugefügten Verletzung. Der Mann senkte jedoch sein Haupt, ohne zu antworten und Big Snake bat nochmals das Kind, sich dennoch seiner zu erbarmen. Der Vater verharrte in seinem Schweigen; worauf Big Snake, der über die Zurückweisung, welche sein Freundschaftsanerbieten von Einem erfuhr, den er als so viel geringer achtete, in Wuth gerieth und, da er sich durch die Weigerung gedemüthigt fühlte, aus dem Zelte stürzte, seine für den Fall irgend einer Gefahr in der Nähe hingestellte Flinte ergriff und durch die Häute, welche das Zelt bekleideten, zu schießen anfing, wobei zwei der Einwohner getödtet und der dritte verwundet wurde; hierauf

kehrte er nach dem Hügel zurück, wo sein Weib, seinem Befehl gemäß, das Zelt aufschlug, in dem er blieb und von wo er dem ganzen Lager Trotz bot, wofern man ihn belästigen wollte.

Nachdem ich dieses Bildniß vollendet und die Andern es mit großer Aufmerksamkeit geprüft hatten, schienen Alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ich ein großer Arzneimann sein müsse. Und da wir sie in dieser Ansicht bestärkten, die uns nicht unwesentlichen Schutz gegen etwaige Verrätherei von ihrer Seite gewährte, hielt es für mich nicht schwer, so Viele zum Sitzen zu bewegen, als ich nur irgend bewältigen konnte. Unter andern malte ich die aus folgenden Personen bestehende Gruppe: Big Snake im Mittelpunkte; Mis-ke-me-kin, der „eiserne Halskragen", ein Häuptling der Blut-Indianer mit rothgemaltem Gesicht; zur äußersten Linken des Bildes ein Häuptling, das „kleine Horn" genannt, in ein Gewand von Büffelhaut drapirt, und zwischen ihm und Big Snake: Wah-nis-stow, der „weiße Büffel", oberster Häuptling des Surcee-Stammes. Im Hintergrunde stehen zwei weniger bedeutende Häuptlinge, deren einer sein Gesicht halb geschwärzt hat, da er um einen Freund in Trauer ist. Da sie am nächsten Tage einen Kampf mit den Crees erwarteten, so führten sie am Nachmittag einen Arzneitanz auf, dem ich beizuwohnen feierlich eingeladen wurde, damit ich mit meinen magischen Kräften die Wirksamkeit desselben vermehren möchte. Unter allen hier versammelten Stämmen wird der Pfeifenschaft sehr heilig gehalten, und mir wurde mit großer Feierlichkeit der beste Platz angewiesen, damit ich meine Zauberkünste ausführen, das heißt, die obige Skizze machen konnte.

Den folgenden Morgen schifften wir uns ein, nachdem wir den Häuptlingen ein Geschenk von acht oder zehn Pfund Taback, zur Vertheilung unter die Uebrigen, gemacht hatten. Wir hatten erst wenige Meilen zurückgelegt, als wir schon wieder ans Land mußten, einem alten Häuptling der Blut-Indianer zu Gefallen, der bald nach unserer Abreise im Lager angekommen und uns sofort im Galopp nachgeeilt war, um Herrn Harriett zu sprechen, den er vor vielen Jahren gekannt hatte und für den er die wärmste Freundschaft hegte. Nach dem Gespräch entblößte er sich aller Kleidungsstücke mit Ausnahme des Beinkleides. Herr Harriett, der an Freundschaftsbeweisen nicht hinter ihm zurückstehen wollte, gab ihm seinerseits Alles, mit Ausnahme seines Hemdes und seiner Pantalons; er büßte freilich dabei ein, denn obgleich des Häuptlings Hemde und Beinbekleidung ganz neu und reich verziert waren, so entsprachen sie doch nicht ganz Herrn Harrietts Geschmack, und er gab sie mir für meine Sammlung indianischer Kostüme. Einer der Indianer, die den alten Häuptling begleitet hatten, kam, als er sah, daß ich einen neuen Capot trug, auf die Idee, zu versuchen, was er etwa für Geschäfte machen könnte durch einen Austausch ähnlicher Artigkeiten. Er nahm deshalb sein altes schmutziges, fettiges Hemde ab und legte es vor mir nieder; da ich jedoch weiter keine Kleider mitgenommen hatte, als die, welche ich am Leibe trug, so war ich gezwungen, diesen zärtlichsten aller Freundschaftsbeweise abzulehnen, wodurch sich der alte Schelm sehr getäuscht fühlte, wiewohl er, als ich mein Haupt verneinend schüttelte, doch nicht umhin konnte, zu grinsen.

3. Juni. Wir mußten den ganzen Tag beilegen wegen der Heftigkeit



des Windes und des Schnees, welche jeden Versuch vorzudringen unbehaglich und fast vergeblich machte.

4. Juni. Früh am Vormittag kamen wir bei Carlton an, und der Bischof de Merse nahm sogleich Pferde, um zu Lande nach der sechzehn Tagereisen entfernten Niederlassung am Rothen Fluß hinüberzugehen.

---

# Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Fort Carlton. — Indianer-Schlacht. — Tod eines Helden. — Cumberland-Haus. — Ein unförmliches Weib. — Rasches Hinuntergleiten auf den „Großen Stromschnellen". — Norway-Haus. — Kind von einem Manne gehängt. — Schicksal der „Großen Schlange." — Sturm auf dem Winnipeg. — Der beständige Himmel. — Mitternächtliche Beschwörung. — Kräfte der Arznei. — Fort Alexander. — Der Grand Bonnet. — Plage durch die Moskitos. — Aufgehalten durch einen Nebel. — Die verlassene Mission. — Zwei Festtage. — Der Waldsee. — Wassermenschen in der That! — Fort Frances. — Das Depeschenboot. — Der Obere See. — Sault St. Marie. — Schluß.

Die in der Umgegend des Forts sich aufhaltenden Crees begaben sich, auf die Kunde von der Nähe einer so großen Schaar der Blackfeet, sämmtlich

in die Wälder und sammelten sich, wie man uns berichtete, in einem vierzehn Meilen entfernten Lager, um sich zum Widerstande gegen die Invasion der feindlichen Stämme vorzubereiten.

Wir blieben den Tag über in Carlton, weil Herr Harriett begierig war, etwas von dem Beginnen der feindlichen Stämme zu hören; er fürchtete in der That die Verrätherei der Blackfeet und wußte, daß die beträchtliche Zahl der Unsrigen sie abhalten würde, irgend etwas zu versuchen, was zur spätern Sühnung Veranlassung geben könnte.

6. Juni. Am Morgen kam ein Flüchtling an, welcher Nachrichten von einer Schlacht brachte, die zwischen den feindlichen Stämmen geliefert worden war. Es scheint, daß die Crees einen Arzneitanz aufführten und nach ihrem Gebrauch eine festlich geschmückte Stange aufgepflanzt hatten, an welche sie während des Tanzes ihre Arzneibeutel u. dergl. hängten. Nach Beendigung desselben kehrten sie in ihr etwa drei Meilen entlegenes, aus neunzig Hütten bestehendes Lager zurück und ließen die Stange stehen; bald darauf wurde sie von dem Invasionstrupp, den wir getroffen hatten, entdeckt; als darauf Einer aus der Schaar hinauf kletterte, um die Verzierungen abzureißen, erblickte er aus der Höhe das Creelager in der Ferne und die Schaar bereitete sich in Folge dessen zum Kampfe vor.

Einer von den Spähern der Crees hatte sie gleichfalls wahrgenommen, jedoch von ihrer Anzahl sich eine sehr unrichtige Vorstellung gemacht und ihrer daher als einer kleinen Gesellschaft erwähnt. Dies veranlaßte die Crees, sogleich zum Angriff vorzuschreiten, da sie durch ihre Ueberzahl den Feind zu bewältigen glaubten, und erst mitten im Kampfe wurden sie aus ihrem Irrthum gerissen. Als sie nun bemerkten, wie überlegen ihnen der Gegner war, zogen sie sich alle in ihr Lager zurück, mit Ausnahme eines Häuptlings Pe-ho-this, welcher, da er es verschmähte, die Flucht zu ergreifen, sich wüthend mitten in die Feinde stürzte und mit seiner Yoke-a-mau-gun, oder Kriegskeule, rings umher den Tod austheilte. Von allen Seiten drangen Kugeln und Pfeile in seinen Körper; er aber setzte den ungleichen Kampf fort, bis der den Zügel regierende Arm von einer Kugel zerschmettert wurde, worauf sein verwundetes und erschrecktes Pferd, das sich nicht mehr unter dem leitenden Einfluß des Reiters fühlte, mit demselben aus dem Gewühl stürzte und ihn noch lebend nach seiner Hütte brachte, jedoch bereits so schwach, daß er eben nur noch so viel Kraft äußern konnte, seinen Stamm zu bitten, um seinetwillen sich seines Weibes und seiner Kinder anzunehmen, worauf er todt von seinem Schlachtroß fiel.

Das ganze Lager ergriff jetzt mit Weib und Kind die Flucht und die Hütten blieben stehen; nur zwei alte kraftlose Häuptlinge schlossen sich nicht an, sondern begaben sich, wie es unter solchen Umständen bei den Indianern nicht ungewöhnlich ist, in die beste Hütte, putzten sich mit ihren besten Kleidern und Schmucksachen aus, malten ihre Gesichter, zündeten ihre Pfeifen an, setzten sich und sangen ihre Kriegslieder, bis die Blackfeet eindrangen und sie schnell ins Jenseits beförderten.

Die Crees hatten neunzehn Todte und vierzig Verwundete, und verloren obendrein ihre Hütten und viel Eigenthum, das sie nicht mitnehmen konnten.

Die Surcees verloren den vorerwähnten Wah-nis-stow und kehrten, nachdem sie sechs Kopfhäute erbeutet und nach ihrer Meinung genug gethan hatten, aus der Schlacht zurück, um einen Tanz mit den Kopfhäuten auszuführen. Die Blut-Indianer zogen sich nach dem Verlust von drei der Ihrigen mit einigen Kopfhäuten ebenfalls zurück, und überließen es den Blackfeet, welche sechs Mann verloren hatten, in der Hitze des Kampfes auszudauern; die Paygans und Gros-Ventres, welche erst nach dem Ausgang des Kampfes anlangten, erlitten natürlich keinen Verlust.

Sobald Herr Harriett dies erfahren, ordnete er unsere Rückreise an, denn er wußte, daß die Blackfeet und ihre Verbündeten, sobald sie irgend einen Erfolg erzielt und einige Kopfhäute mit nach Hause nehmen konnten, in ihr eigenes Land heimkehren würden. Wir schifften uns früh am Vormittag ein und glitten, von unsern Rudern unterstützt, auf dem schnellen Strome rasch hinab. Wir waren jetzt ganz außerhalb des Gebietes der Büffel und hatten kein frisches Fleisch, bis auf einen kleinen zum Gebrauch der Gentlemen mitgenommenen Vorrath; die Leute waren dagegen reichlich mit Pemmi-kan versorgt.

10. Juni. Wir kamen in Cumberland-Haus an, das wir am nächsten Morgen verließen, nachdem sich unsere Gesellschaft noch um drei Boote und ihre Mannschaften vermehrt hatte.

12. Juni. Wir kamen bei Paw an, wo mein alter Freund, Herr Hunter, mich äußerst herzlich bewillkommnete. Madam Hunter war während unserer Abwesenheit gestorben und er hatte auf uns gewartet, um nach Norway-Haus zu gehen. Wir trafen hier Sir John Richardson und Dr. Rae, die mit zwei Canots auf dem Wege nach dem Mackenzie-Flusse begriffen waren, um Sir John Franklin aufzusuchen. Sie brachten uns die erste Kunde von den kürzlich in Europa vorgefallenen Begebenheiten: der Flucht Ludwigs Philipps aus Paris, und den revolutionären Bewegungen des Kontinents.

Während wir an der kleinen hier gegründeten Handelsstation vorübergingen, bat mich Herr Hunter, hineinzutreten, und wir wurden von einem kleinen zusammengeschrumpften französischen Canadier sehr freundlich aufgenommen, der mit einer Cree-Frau, dem merkwürdigst aussehenden Weibe, das mir je zu Gesicht gekommen, verheirathet ist. Sie war so fett, daß sie auf einem kleinen Wagen sitzen mußte, in welchem sie sich herumfahren ließ, und wenn sie schlafen ging, so rollte sie aus demselben auf eine Büffelhaut hin. Sie hatte seit vielen Jahren den Gebrauch ihrer Beine verloren. Im Allgemeinen habe ich bemerkt, daß alle indianischen Frauen, wenn sie nach den Forts gebracht, und von den Arbeiten und Witterungseinflüssen befreit werden, denen das Leben der eingebornen Weiber ausgesetzt ist, fett, träge und unbehülflich werden.

Wir reisten denselben Abend weiter und nahmen Herrn Hunter mit. Es ereignete sich wenig Bemerkenswerthes auf unserer Tour. Herrn Harrietts Boot, in welchem ich saß, fuhr gewöhnlich den übrigen voraus, da es leichter und besser gebaut war. Eines Abends kamen wir lange vor den andern an der von Herrn Harriett zum Lager gewählten Stelle an, und ich zog meine Zeichenmaterialien hervor und zeichnete die Brigade, die vor einem günstigen



Winde dahintrieb und alle Segel aufgespannt hatte, um einem sich rasch hinterherwälzenden Gewittersturme zu entgehen.

17. Juni. Wir erreichten die großen Stromschnellen (Grand Rapids), und die ganze Brigade schoß eine Strecke von drei und einer halben Meile hinab; dies ist dieselbe Stromschnelle, auf welcher Paulet Paul sein bereits erwähntes herkulisches Kunststück ausführte. In dem ganzen Gebiete der Schifffahrt auf der östlichen Seite der Berge ist keine Stromschnelle dieser an Schnelligkeit, Großartigkeit und dem Schiffer drohenden Gefahren zu vergleichen. Die Brigade fliegt hinab, als wäre sie von einem Orkan getrieben; viele Boote schöpfen bei den senkrechten Sprüngen, welche sie im Hinabfahren oft machen müssen, viel Wasser. Die ganze Fahrstrecke ist von einem Ende zum andern eine schäumende weiße Fläche.

Wir kamen hier an der Brigade der Boote vorüber, welche sich nach dem Mackenzie-Flusse hinaufbegaben; sie wurden eben mühsam über den Kahntrageplatz befördert, während wir mit Blitzesschnelle hinunterschossen. Die schwer beladenen Männer, die sich am Ufer plagten, warfen manchen neidischen Blick auf unsere dahinfliegende Gesellschaft, welche laut jubelte und schrie, als sie



den schäumenden Wasserfall hinabglitt. Nachdem wir glücklich über die Stromschnellen gekommen waren, erreichten wir in wenigen Minuten den Winnipeg-See und schlugen am Ufer desselben unser Lager auf, wo wir unser Abendbrod kochten und verzehrten. Von hier hatten wir eine Ueberfahrt von siebzig Meilen — nach dem Fluge der Krähe — bis Mossy Point zu machen, wo man in den Jack-Fisch-Fluß einfährt; da jedoch der Wind uns entgegen war, so legten wir uns nieder und schliefen.

Um die erste Morgenstunde wurden wir Alle geweckt, und da wir fanden, daß ein frischer günstiger Wind wehte, so nahmen wir unsern Vortheil wahr und segelten sofort ab. Ich schlief im Boote bald wieder ein und erwachte erst nach Sonnenaufgang, wo ich fand, daß wir das Land schon lange aus dem Gesichte verloren hatten, und daß ein heftiger Sturm sich erhoben. Gegen zwei Uhr Nachmittags umschifften wir Mossy Point und um fünf Uhr erreichten wir Norway-Haus, wo mich die Brigade verließ, die nach der York-Faktorei weiter fuhr, während ich zurückblieb, in der Absicht, Major Mackenzie zu erwarten, welcher auf seinem Wege nach Fort Francis hier bald vorüberkommen sollte.

Die jährliche Versammlung der Oberfaktoren, welche gewöhnlich am Rothen Flusse stattfindet, wurde dies Jahr in Norway-Haus abgehalten, und ich hatte das Vergnügen, wieder mit Sir George Simpson und mehren andern Herren zusammenzutreffen, die mich durch ihre Güte früher sehr verpflichtet hatten. Ich wurde hier länger als einen Monat aufgehalten, und, obwohl das Wetter klar und schön war, mußten wir doch, wenn wir uns im Hause behaglich fühlen wollten, Feuer im Ofen haben. Ich vertrieb mir die Zeit mit Fischen und Schießen. Ich spießte viele gute Störe, welche man hier in vorzüglicher Güte

und großer Menge findet, und auch Goldaugen, eine besondere Gattung Fische, ähnlich den Heringen, obgleich größer und dicker, aber nicht werth, daß man sie fängt. Herr Rowand sagte, sie äßen sich wie Schlamm; ich habe sie freilich nur ein Mal gekostet und hatte kein Verlangen, den Versuch zu wiederholen.

Ein Häuptling, Namens Ogemawwah Chack, „Geisterhäuptling“ (Spirit Chief), ein Eskimo aus der Hudsons-Bay, der ein äußerst hohes Alter erreicht hatte, begleitete mich oft im Canot. Der allgemeinen Annahme nach war er 110 Jahr alt und die Ereignisse, von denen er als Augenzeuge erzählte, schienen die Wahrheit der Behauptung zu verbürgen. Er hatte einen einzigen ganz alt aussehenden Sohn; die Mutter desselben war bald nach seiner Geburt gestorben, und da eben kein säugendes Weib in der Nähe war, so legte der Vater, um das Geschrei des hungernden Kindes zu beschwichtigen, dessen Mund an die eigene Brust und fuhr, weil er sah, daß es dem Kinde wohlthat, einige Tage mit diesem Manöver fort, und sonderbar genug, die Milch fing zu fließen an, so daß er den Knaben ohne irgend eine weibliche Hülfe groß zog.

Ehe wir Norway-Haus verließen, kamen einige Cree-Indianer an und rühmten sich, daß einer ihrer Kriegshäuptlinge den großen Blackfeethäuptling Big Snake im Zweikampf besiegt hätte. Big Snake war von seinem Stamme fortgeritten, in der Hoffnung, einige Pferde zu stehlen, da er voraussetzte, daß die Crees bei ihrer übereilten Flucht dieselben wahrscheinlich zurückgelassen haben würden; indem er alle, deren er habhaft werden könnte, für sich allein zu behalten wünschte, nahm er keine Gefährten mit. Der Creehäuptling, welcher allein in der Ebene dahinritt, erspähte ihn von hinter einem Hügel und stürzte, von Rachegefühl entbrannt, auf ihn zu, ohne auf seine doch nicht sehr entfernten Krieger zu warten. Big Snake bemerkte die andern nicht, verschmähte es, vor einem einzelnen Feinde zu fliehen und galoppirte ihm kühn entgegen; der Kampf war kurz; denn es gelang dem Creehäuptling, ihn mit seinem Speer beim ersten Anprall zu durchbohren, und er war todt und skalpirt, ehe noch die Andern herankamen.

24. Juli. Major Mackenzie langte endlich mit fünf, hauptsächlich mit Indianern bemannten Booten an; er hielt sich nur ein paar Stunden auf und ich schiffte mich mit ihm ein; wir drangen indessen nur sechs Meilen vor; dann wurde es dunkel und wir schlugen unser Nachtlager auf.

25. Juli. Wir machten an einer kleinen malerischen Insel am Ausfluß des Winnipeg-Sees Halt, um zu frühstücken; dann kamen wir an den Spinnen-Inseln vorüber, deren Namen von den zahllosen Myriaden dieser sie bedeckenden Insekten herrührt. Am Abend schlugen wir unser Lager zu Point de Tremble auf Poplar- (Pappel-) Point auf.

26. Juli. Wir fuhren am Morgen mit einer starken Brise aus, welche zu einem vollkommenen Sturm anwuchs und viele der Indianer seekrank machte. Wegen der Seichtheit dieser weiten Wasserfläche schwellen die Wogen des Winnipeg-Sees viel plötzlicher an, wenn ein starker Sturm sie aufwühlt und sind dann für Boote viel gefährlicher, als die des Atlantischen Meeres, und ich konnte nicht umhin, sehr für unsere Sicherheit zu fürchten. Major Mackenzie theilte offenbar meine Besorgnisse, denn er ließ eine Signalflagge von der

Spitze des Mastes wehen, welche, wie der Führer wohl wußte, ihm das Zeichen zum Landen gab, dem er indessen nicht Folge leisten wollte, da er das Aendern der eingeschlagenen Bahn für eine sehr gefährliche Alternative hielt und man sich dem Ufer, seiner felsigen Beschaffenheit halber, bei stürmischem Wetter sehr schwer nahen konnte. Indem wir fleißig ausschöpften, setzten wir demnach unsern Lauf ungefährdet fort, bis wir die Mündung des Behrings-Flusses erreichten, in welchen wir zur großen Beruhigung des für Fracht und Mannschaft besorgten Majors glücklich einfuhren. Wegen des ungünstigen Windes mußten wir hier den Rest des Tages und einen Theil des folgenden liegen bleiben.

Um mir die Zeit zu vertreiben, nahm ich meine Flinte und schlenderte, von dem Führer begleitet, am Flusse entlang, wo ich ein einzelnes Sottoweib mit ihrem Kinde unter einem Baume sitzend fand. Sie war ganz allein; ihr Gatte war am Morgen den Strom hinauf gegangen, um zu fischen. Unsere Annäherung schien ihr durchaus keine Furcht oder Verwirrung zu verursachen und sie ließ sich unbefangen in ein Gespräch mit dem Führer ein, dem sie ihren Namen „Caw-kee-ka-keesch-e-ko" oder der „beständige Himmel" nannte. Von der Schönheit der ganzen Scene verlockt, zeichnete ich, da sie durchaus



keine Abneigung dagegen äußerte, ihr Bild und die umgebende Landschaft mit besonderer Sorgfalt.

27. Juli. Wir brachen etwas spät auf, und da wir nicht weiter, als bis Rabbits- (Kaninchen-) Point gelangen konnten, schlugen wir unser Lager auf. Wir fanden hier ungeheure Schaaren wilder Tauben und schossen eine gute Menge zur Vermehrung unserer Vorräthe. Unsere Indianer tödteten mehre Stinkthiere, welche sie für sehr schmackhaft halten und den Tauben vorziehen, obgleich der bloße Geruch derselben in unserer Nähe mir fast den Appetit für die ersteren raubte.

28. Juli. Gegen zwei Uhr Nachmittags versuchten wir unsere Reise fortzusetzen, kamen aber nur bis Dogshead (Hundskopf), da der Wind so stark und ungünstig war, daß wir es für unnütz hielten, uns wegen der kleinen Strecke, die wir im Kampfe mit demselben etwa zurückzulegen vermöchten, irgend einer Gefahr auszusetzen. Am Abend errichteten unsere Indianer eine „Jonglerie", oder Arzneihütte, deren Hauptzweck war, uns für den folgenden Tag günstigen Wind zu verschaffen. Zu diesem Behuf treiben sie zehn oder zwölf Pfähle von neun oder zehn Fuß Länge in den Boden, so daß sie einen Kreis von drei Fuß im Durchmesser mit einem oben offenen Bootsegel umschließen. Der Arzneimann — gewöhnlich ist in jeder Brigade einer — geht hinein und fängt an, die Pfähle gewaltig zu rütteln, während er dabei seine Arznei-Schnarren schwingt und in heiserer Stimme singend den Großen Geist beschwört, einen günstigen Wind zu schicken. Da ich bei dem ohrenzerreißenden Lärm nicht schlafen konnte, hüllte ich mich in eine Decke, ging in den Wald, wo sie ihre mitternächtlichen Orgien feierten, und legte mich unter die, welche außerhalb der Arzneihütte waren, nieder, um ihrem Treiben zuzusehen. Kaum jedoch hatte ich mich eingefunden, als die Beschwörungsformeln plötzlich aufhörten und der Zauberkünstler ausrief, daß ein weißer Mann gegenwärtig sei. Wie er zu dieser Ueberzeugung gelangt war, bin ich nicht im Stande zu errathen, denn die Nacht war pechschwarz und er befand sich in dem engen Zelt, an dem keine sichtbare Oeffnung war, durch welche er mich zu erspähen vermocht hätte, wenn es auch hell genug gewesen wäre, um eine Person von der andern unterscheiden zu können.

Der Major, welcher nebst vielen andern intelligenten Männern festen Glauben in diese „Arzneikraft" setzt, erzählte mir, daß ein Canadier einmal die Verwegenheit hatte, unter die Decke zu schauen, welche die Jonglerie verbarg, daß er aber einen Schreck davongetragen, von dem er sich nie gründlich erholt hat; auch hat man ihn nie bewegen können, zu erzählen, was ihn so furchtbar erschüttert. Nach ungefähr zweistündigem Schütteln und Singen rief der Arzneimann, er sähe fünf mit vollen Segeln vor dem Winde dahineilende Boote, eine Mittheilung, welche Alle durch gewöhnliches befriedigtes Grunzen willkommen hießen.

Hierauf wurden ihm viele Fragen von den Indianern vorgelegt; einige frugen nach dem Befinden ihrer zu Hause zurückgelassenen Familien, die sie seit vielen Monaten nicht gesehen hatten. Der Fragende warf dabei ein kleines Stück Taback über die Zeltdecke; der Arzneimann rasselte gewaltig mit seiner Schnarre und antwortete dann, daß er eine Familie bei der Verspeisung eines fetten

Störs begriffen, eine andere bei irgend einer angenehmen Beschäftigung sähe ꝛc. Ich selbst stellte ihm dann eine Frage und begleitete sie mit einer doppelten Quantität Taback, für die ich eine doppelte Menge Lärm erhielt. Ich fragte nach meinen Seltenheiten, die ich wegen mangelnden Raumes in den Booten zu Norway-Haus zurückgelassen hatte und welche mir nachgebracht werden sollten durch die Boote, die Sir John Richardson auf ihrem Rückwege mitgenommen, da sie ihn nicht weiter als bis Prairie-River zu führen brauchten. Der Arzneimann sagte mir, er sähe die Gesellschaft mit meinem Gepäck auf Sandy-Point gelagert, an dem wir vor zwei Tagen selbst vorübergekommen waren.

Wie sonderbar auch das Zusammentreffen der Umstände erscheinen mag, eine Thatsache bleibt es, daß wir am nächsten Tage einen günstigen Wind hatten, was der Arzneimann natürlich sich als Verdienst anrechnete; und nicht minder wahr ist es, daß die Canots mit meinem Gepäck am angegebenen Tage wirklich auf Sandy-Point waren, denn ich forschte sie in Bezug darauf aus, als sie uns einholten.

29. Juli. Wir fuhren früh am Morgen mit günstigem Winde aus und machten bei Loon-Narrows Halt, um zu frühstücken. Wir erreichten Otter-Head (Otterkopf) am Abend und schlugen dann unser Lager auf.

30. Juli. Wir frühstückten bei Point Mille-Lac und erreichten gegen zehn Uhr Vormittags Fort Alexander; hier fanden wir eine große Anzahl Saulteaux-Indianer, welche in dieser Jahreszeit in bedeutenden Schaaren zusammenkommen und sich zwischen den kleinen Seen zerstreuen, wo sie große Massen von wildem Reis sammeln, der dem unsrigen an Geschmack ähnlich, jedoch schwarz und viel größer ist. Der Mangel an andern Vorräthen in diesen Gegenden macht den Reis sehr schätzbar, indessen sind die Indianer so träge, daß sie nicht viel mehr als sie für ihren eigenen Bedarf brauchen, sammeln mögen, wenn man nicht Bestechung anwendet, und der das Etablissement verwaltende Clerk muß ihnen zu diesem Zweck eine bestimmte Quantität Rum geben, durch welche sie veranlaßt werden, für dasselbe Reis zu sammeln, und muß überdies bei ihrer Rückkehr ihnen noch etwas verabreichen, während er außerdem die eingebrachte Menge ihnen nach dem Maße in Waaren bezahlt. Major Mackenzie traf hier seine Frau und zwei Töchter, welche einen Besuch am Rothen Flusse gemacht hatten. Wir blieben vier Tage in Fort Alexander und tauschten unsere Mannschaften, denn die Indianer, welche mit uns auf der Reise gewesen waren, gehörten hierher.

Ehe ich den Winnipeg-See verlasse, will ich erwähnen, daß sein ganzes östliches Ufer, an welchem entlang ich jetzt die Küstenfahrt gemacht hatte, aus einer höchst wilden, felsigen, rauhen und fast undurchdringlichen Hügelgegend besteht, und mehre der Indianer, welche sie durchwandert, schildern sie als weit ab vom See noch denselben Charakter beibehaltend und mit unzähligen Seen und Sümpfen durchstreut.

3. August. Wir begannen die Auffahrt auf dem Winnipeg-Fluß in vier mit dreißig Leuten bemannten Booten. Siebenundzwanzig von der Mannschaft waren Indianer, zwei französische Canadier und einer ein Orkneymann. Madam Mackenzie und ihre beiden Töchter sollten uns in einem leichten von Indianern geführten Canot folgen. Wir mußten im Verlauf des Tages über mehre

Kahntrageplätze und kamen am Abend über den Trageplatz der „sich bäumenden Pferde“ (Prancing Horses), einen zwanzig Fuß hohen Wasserfall. Uns folgte eine ganze Flotte leichter Canots, welche die indianischen Weiber und Kinder enthielten. In zweien befanden sich Bräute, die am Morgen, so viel mir bekannt, ohne irgend eine Trauformel verheirathet worden waren.

4. August. Am Morgen kamen wir über den White Mud (Weißer Schlamm) =Tragplatz, der sehr malerisch ist und von dem ich die beifolgende



Skizze machte, mit den uns folgenden Indianern und indianischen Weibern welche ihre Canots hinüberschafften; im Laufe des Tages legten wir noch einen Trageplatz zurück, der den Namen „Little Rock“ (Kleiner Fels) führt und sieben Fuß Höhe hat, und schlugen unser Lager am obern Ende auf.

5. August. Wir reisten um 4 Uhr Vormittags ab und erreichten den „Grand Bonnet“, einen 1 Meile langen Trageplatz; es kostete uns den ganzen Tag, die Boote hinüberzuschleppen; die Hitze war versengend und die Moskitos schwärmten in zahllosen Schaaren herum. Die Canots, in welchen die Weiber und Kinder waren, folgten uns auf den Fersen und kamen immer in unser

Lager nach Lebensmitteln; dies verursachte eine solche Abnahme unserer Vorräthe, daß wir uns genöthigt sahen, sie kurz zu halten.

6. August. Wir kamen über den „Second Bonnet" und begegneten einigen Indianern, welche uns etwas Stör abließen, fuhren über den „Lac de Bonnet", wo uns mehre unserer indianischen Begleiter verließen, um nach den Reisländereien zu gehen, und schlugen unser Nachtlager an dem Ufer des Flusses Malaine auf. Die Mücken quälten uns entsetzlich, eine Plage, die hier wegen des sumpfigen Zustandes der Umgegend sehr bedeutend ist. Der arme Orkneymann ins Besondere schien ihr auserkorener Liebling und sie hatten offenbar versucht, ihn zu verspeisen, denn sein Gesicht war am Morgen darauf, wie das eines Pockenkranken.

7. August. Wir kamen heute über sechs Trageplätze, von denen einer „Wooden Horse" (das hölzerne Pferd) heißt, und schlugen unser Lager bei „Grande Gullet" auf. Der Sohn des Häuptlings von Rat- (Ratten-) Portage, der zu den von uns in Pflicht genommenen Männern gehörte, verließ uns hier und stahl sich mit seinen zwei Frauen in einem Canot weg.

8. August. Heute mußten wir über mehre Trageplätze und gegen Abend schlugen wir unser Lager drei Meilen oberhalb der großen Stromschnelle (Grand Rapid) dieses Flusses auf; es blieben jetzt noch dreizehn Canots mit Indianern, die hinter uns her ruderten. Wir fanden am heutigen Abend einige glatte flache Felsen, welche die Reisenden stets dem Grase oder der Erde als Lagerstätte vorziehen; ich kann aus Erfahrung behaupten, daß sie sich in Betreff der größern nach einer schweren Tagereise von denselben gebotenen Bequemlichkeit ein richtiges Urtheil gebildet haben; denn Gras oder Sand geben sicherlich die schlechteste Unterlage ab, so weich zum Schlafen sie auch sich anfänglich fühlen mögen.

9. August. Wir frühstückten zu Barrière-Portage und erreichten um Mittag die Slave Falls (Sklavenfälle), von denen ich eine Skizze entwarf. Drei Officiere, Kapitain Moody, Herr Brown und Herr Constable kamen in ihren leichten Canots zu uns heran. Sie waren auf der Reise vom Rothen Fluß nach Canada begriffen und setzten dieselbe nach sehr kurzem Aufenthalt fort. Kaum hatten wir von ihnen Abschied genommen, als Madam Mackenzie mit ihren beiden lieblichen Töchtern uns einholte und bis zum nächsten Morgen bei uns blieb; unsere Indianer weigerten sich, uns weiter zu begleiten, es sei denn, daß ihnen ein gewisses Maß Rum zugesagt würde, und der Major war genöthigt, ihnen ein Quantum zu versprechen, das sie erhalten sollten, sobald wir bei Rat-Portage anlangten.

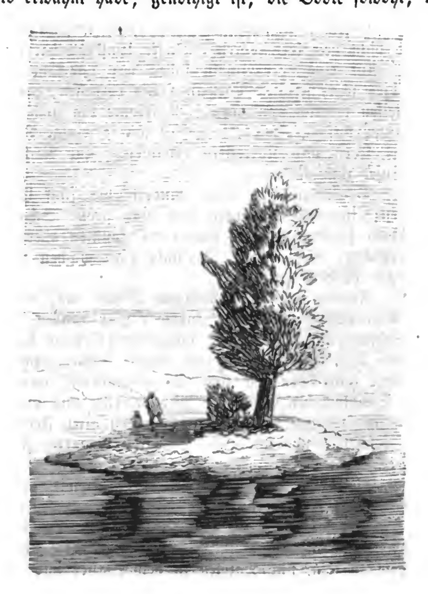
10. August. Ein starker Nebel verzögerte diesen Morgen unsern Aufbruch und wir konnten vor dem Frühstück nicht weiter kommen, als bis Rochers Boules; nach demselben verließen uns die Damen, um sich nach ihrer Wohnung zu Rat-Portage zu begeben. Im Laufe des Tages passirten wir Aux Chênes (zu den Eichen) und schlugen unser Lager unterhalb Point of Woods auf.

11. August. Unsere Vorräthe schmolzen jetzt sehr zusammen und wir mußten uns in dem, was wir den Frauen und Kindern zutheilten, noch mehr beschränken. Auf jeder Seite des Flusses befinden sich während einer langen Strecke unzählige kleine seichte Seen, welche ungewöhnlich große Quantitäten

Reis tragen; das Wasser war diesmal aber so sehr gesunken, daß die Indianer einen schlechten Ausfall der Ernte fürchteten, und das hätte traurige Folgen gehabt, da ihr Unterhalt ganz davon abhing. Als wir Grand Equerre erreichten, machten wir Halt für die Nacht.

12. August. Heute kamen wir an der verlassenen katholischen Mission Wabesaummy vorüber, die diesen Namen (Weißer Hund) von dem oberhalb zunächst liegenden Trageplatz erhalten hat. Sie war von einem katholischen Priester, Herrn Belcour, errichtet worden, der aber im vorigen Jahr sie verlassen hatte, da nicht genug Land in der Nähe war, dessen Bebauung einen lohnenden Ertrag sichern konnte. Der ganze Strich zwischen diesem Punkt und Fort Alexander war felsig und kahl, so daß keine Mission Hoffnung haben konnte, Indianer auf die Dauer zu einer Ansiedelung zu vermögen. Am Abend schlugen wir unser Lager bei White Dog Portage auf.

13. August. Wir kamen um die Frühstückszeit nach „Yellow Mud Portage“ und später über „Grande Décharge“, welche Stelle deshalb so heißt, weil hier die Boote mittelst Schlepptaues hinaufgezogen werden müssen, nachdem die Güter ausgeladen worden, zum Unterschied von Portage, wo man, wie ich bereits erwähnt habe, genöthigt ist, die Boote sowohl, wie auch die



Ladungen zu tragen. Abends lagerten wir bei der sogenannten Fischerei, oder dem Orte, nach welchem die Leute von Rat-Portage kommen, um zu fischen. Wir fanden mit vieler Mühe einen Platz, auf dem wir von Ameisen unbelästigt schlafen konnten, deren Hügel wir bei jedem Schritte störten. Ich machte mehre Versuche, mich niederzulegen, jedoch plagten sie mich so sehr, daß ich endlich in eins der Boote stieg.

14. August. Wir verließen um 3 Uhr Vormittags unsern Lagerplatz und kamen gegen zehn Uhr nach Rat-Portage, wo wir von Madam Mackenzie mit der größten Gastfreiheit und Güte aufgenommen wurden. Die hier lebenden Indianer nähren sich im Sommer von Fischen und im Winter von Reis und Kaninchen. Wir ruhten hier zwei Tage aus und brachten unsere Zeit hauptsächlich damit zu, uns an Weißfisch gütlich zu thun, und für die eben verflossene Zeit nachzuholen, während welcher wir durch die spärliche Kost gelitten hatten.

16. August. Mit großem Bedauern trennte ich mich von dem gütigen Major und seiner Familie. Nachdem die Leute den Trageplatz überschritten hatten, nach welchem dieser Posten genannt ist, reisten wir um zwei Uhr Nachmittags ab, und kamen bald nach dem Lake of the Woods, wo wir eine bequeme kleine Insel zum Nachtquartier erwählten.

17. August. Unser Weg schlängelte sich durch unzählige kleine Inseln, von denen viele dicht bewaldet waren. Dieser Umstand hat dem See seinen Namen gegeben. Auf einer der Inseln sahen wir ungefähr fünf mit Korn bebaute Aecker, dies war, seit ich Norway Haus verlassen, der erste Fall der Art. Einige Meilen westlich von unserer Reiseroute lag noch eine Insel, die Garteninsel genannt, auf der, wie mir gesagt wurde, einige Indianer jährlich ein paar Scheffel Korn und Kartoffeln erbauten. Zur Nacht wählten wir wiederum eine Insel zum Ruheplatz.

18. August. Der ungünstige Wind hinderte bis fünf Uhr Nachmittags unser Fortkommen; inzwischen besuchte uns eine große Schaar Saulteaux-Indianer; am Abend schifften wir uns wieder ein, konnten aber nur noch etwa sechs Meilen vorrücken, worauf wir abermals Halt machen und den ganzen nächsten Tag liegen bleiben mußten.

20. August. Fuhren früh mit günstigem Winde aus, der uns nach der Mündung des Regenflusses (La Pluie) führte. Hier fanden wir einige Indianer, welche Schnee- und Sandbeeren sammelten; letztere haben die Größe großer Weinbeeren und eine röthlich-blaue Farbe. Sie wachsen an Reben, die auf dem Sande hinkriechen und sind sehr schmackhaft, wenn man die an ihnen haftenden Sandkörnchen abwäscht. Wir lagerten uns vier Meilen oberhalb des Flusses und wurden wiederum von unsern alten Feinden, den Moskitos, gequält, welchen auch noch große Schaaren schwarzer Fliegen zu Hilfe kamen.

21. August. Von den Fliegen geweckt, brachen wir früh auf. Unser Weg stromaufwärts war sehr belebt durch die sonderbaren Sprünge der Indianer, welche die Boote den Fluß hinaufzogen. Wo die Ufer, oder das Flußbett es irgend gestatten, thun sie dies tagelang. Sie schienen mir vollständige Amphibien zu sein, und wateten in dem Wasser und schwammen von

Ufer zu Ufer, als wenn es so sein müßte, und dachten kaum daran, ins Boot zu steigen, machten sich auch sehr lustig über einen unserer Canadier, der mit zwei Frauen sich in ein Canot gesetzt, um hinüber zu gelangen.

22. August. Die Männer weckten um zwei Uhr früh und entrissen mich meinen warmen Decken, um unter Segel zu gehen; als wir jedoch eben abreisen wollten, kam heftiger Sturm und Regen dazwischen und dauerte bis sechs Uhr, und dann erst brachen wir rasch auf. Die Gegend ringsumher ist sehr sumpfig, die hohe Lage würde indessen, wie ich glaube, die Entwässerung möglich und den Boden kulturfähig machen. Ich machte überall an den Ufern dieses Flusses entlang die Beobachtung, daß da, wo Fichten niedergebrannt worden waren, Pappeln ohne Ausnahme an ihrer Stelle emporwuchsen, obgleich in der Nähe keine zu bemerken waren.



23. August. Wir verließen unsern Lagerplatz um ein Uhr Vormittags, damit wir Fort Frances sicher vor Nacht erreichen könnten. Die Indianer zogen das Tau den ganzen Tag, waren dabei oft bis an den Leib im Wasser und schwammen häufig; in dieser mühsamen Arbeit harrten sie sechszehn Stun-

den aus, mit Unterbrechung von nur einer Stunde, während welcher wir frühstückten und verloren dabei auch nicht einen Augenblick ihre Heiterkeit und gute Laune. Ich glaube kaum, das es noch irgend eine Menschenrace gibt, welche so große Beschwerden mit so viel Heiterkeit und Energie zu überwinden vermag.

Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir Fort Frances, das nach Lady Simpsons Schwester also benannt ist. Hier schließt die dreimonatliche alljährliche Reise; so viel Zeit erfordert es nämlich, die Pelze nach der Yorkfaktorei in der Hudsons-Bay hinzuschaffen und die Waarenvorräthe heimzubringen. Das Fort liegt unweit der Stelle, wo Rainy Lake (regnigter See), einen schönen Wasserfall bildend, in den gleichnamigen Fluß mündet. Am Fuße dieses Wasserfalles fangen die Indianer im Monat Juni große Mengen Stör. Die Störe hier sind, wenigstens im Vergleich mit den an der Mündung des Frazerflusses auf der Westseite der Berge gefangenen, sehr klein, denn sie wiegen selten mehr als vierzig bis funfzig Pfund, während jene oft ein Gewicht von fünf bis sieben Centner haben.

In der Nachbarschaft von Fort Frances leben gewöhnlich zweihundert und funfzig Indianer, unter denen ein der methodistischen Kirche angehöriger Halfbreed Missionair wohnt; ich hörte jedoch, daß er, durch den geringen Erfolg seiner Bestrebungen entmuthigt, im Begriff sei, sie zu verlassen. Die Indianer hier nähren sich gleich denen zu Rat-Portages von Reis, Fisch und Kaninchen. Letztere sind im Winter so zahlreich, daß ein Mann in einer Nacht sechsundachtzig derselben fing, während von den hundert Fallen, die er am Abend aufgestellt hatte, es ihm doch nur mit vierzehn geglückt war.

Die Felle sind ebenso wie die canadischen von viel geringerer Güte, als die europäischen: der einzige Nutzen, den ich davon machen sah, bestand in der Verfertigung von Kaninchenfell-Kleidern. Diese macht man, indem man die Haut sammt dem darauf befindlichen Haar in Streifen schneidet, welche so gedreht und geknüpft werden, daß das Haar auf beiden Seiten des Gewandes nach außen kommt. Die zum Fort gehörenden Leute bauen etwas Weizen und Kartoffeln, finden aber, trotzdem, daß in der Nähe einiges sehr gute Land vorhanden ist, es ganz unmöglich, die Indianer zu dessen Bearbeitung zu bewegen. Die Weizenernte, welche, während ich da war, eingebracht wurde, war fast ganz verdorben durch den Schmutz und der Weizen mußte gewaschen werden, ehe man ihn irgendwie verwenden konnte. Ich verweilte hier achtzehn Tage, indem ich auf das Vorüberkommen des Depeschenbootes wartete, das alljährlich die Briefe von den Posten im Innern des Landes nach Lachine bringt.

10. September. Das Depeschenboot kam am Abend mit Herrn M'Tavisch an. Er kam unmittelbar aus der Yorkfaktorei, wo er vierzehn Jahr gestanden hatte und gab eine höchst klägliche Schilderung von dem Klima und dem Lande. Er war jetzt auf dem Wege nach Sault St. Marie, zu dessen Verwaltung er kürzlich mit besonderer Berücksichtigung berufen war, damit ihm doch ein kleiner Geschmack von Civilisation zu Gute komme, deren er wirklich bedürftig war.

11. September. Wir fuhren um sechs Uhr Morgens ab und hatten um

fünf Uhr Nachmittags Lac la Pluie hinter uns; darauf mußten wir zwei Trageplätze überschreiten und schlugen unser Lager eben vor Dunkelwerden am zweiten Trageplatze auf.

12. September. Fuhren um drei Uhr früh weiter; der Morgen war sehr kalt und neblig und über Nacht hatte es stark gefroren. Wir frühstückten bei Grand Chute, und unser Tagewerk war darauf ein sehr schweres, da wir über vier Trageplätze mußten und erst um neun Uhr Abends zur Ruhe kamen, nachdem die Leute achtzehn Stunden unablässig gearbeitet hatten. Wir waren so glücklich, als schon die Dunkelheit eingebrochen, einigen Indianern zu begegnen, von welchen wir einen großen Vorrath von gutem Weißfisch erhielten. Jetzt mußten wir alle unsere Energie zusammennehmen, unsere Reise zu beschleunigen, denn die Gefahr, daß es bald Eis frieren werde, war sehr drohend; und wir erreichten mit großer Mühe Mountain-Portage am Abend des achtzehnten September.

19. September. Ich stand auf, sobald es dämmerte, um Gelegenheit zu haben, die Kakabakka-Fälle noch einmal zu besuchen, während die Leute über den Trageplatz gingen. Als es allmälig Tag wurde, erschloß sich nach und nach das großartige Schauspiel in seiner ganzen überwältigenden Pracht und Herrlichkeit vor meinen Blicken und die Ueberzeugung stellte sich fester als je, daß diese Fälle in Bezug auf Schönheit und malerische Wirkung die des Niagara bei weitem übertreffen; gern hätte ich noch eine Zeichnung davon aufgenommen, aber der gebieterische Zuruf von den auf mich wartenden Canots riß mich schnell aus meiner bewundernden Betrachtung. Ich eilte geschwind an Ort und Stelle und wir fuhren mit Blitzesschnelle, von der ununterbrochenen Strömung getragen, vierzig Meilen bis Fort William, wo wir früh am Nachmittag anlangten. Nachdem wir Fort William verlassen, litten wir die nächstfolgenden fünf Tage sehr von dem starken kalten Winde, der unserer Fahrt oft Einhalt machte.

24. September. Zu Folge des ungünstigen Windes blieben wir an der Mündung eines kleinen Flusses liegen und ich ging, da gar keine Aussicht auf Aenderung vorhanden schien, ungefähr zehn Meilen am Flusse hinauf, bis ich an einen Wasserfall kam. Das Innere des Landes schien, soweit ich vordrang, dasselbe Gepräge zu tragen, wie die Küste: überall hohe Felsenberge mit kleinwüchsigen Bäumen und kärglichem Grase untermischt. Ich war so glücklich, vier Enten zu schießen, die eine sehr angenehme Zugabe zu dem mitgebrachten Pemmi-kan und Fisch bildeten. Nächsten Tag ging es weiter, obwohl das Wetter noch schlecht war; denn wir waren ungeduldig, Michipicoton zu erreichen, wo sich ein Posten befindet, der uns, wenn wir aufgehalten werden sollten, doch etwas Bequemlichkeit versprach.

27. September. Wir kamen daselbst gegen neun Uhr Abends an und blieben den ganzen folgenden Tag. Der Posten liegt in einer tiefen Bay an der Mündung des Flusses und hat in seiner Umgebung einen Strich des besten Landes, das an den britischen Ufern des Obern Sees zu finden ist. Den obersten Häuptling der Ojibbeways, der dem Posten nahe wohnt, sahen wir in seinem rothen goldbetreßten Rocke — die Compagnie gibt diese Röcke solchen indianischen Häuptlingen, die sich ihr dienstfertig und freundlich er-

wiesen haben, und die Besitzer pflegen sie sehr hoch zu schätzen. — Sein Name war: Maydoc=game=kinungee („ich höre das Rauschen des Wildes").

29. September. Wir reisten sehr früh am Morgen ab und schlugen unser Lager Abends der Montreal=Insel gegenüber auf.

30. September. Wir erreichten den Montreal=Fluß, wo wir zwei Stunden Halt machten, um zu frühstücken, passirten die Milah=Bay um ein Uhr und lagerten uns für die Nacht auf der Insel Aux Sables (zum Sande).

1. October. Wir hielten um vier Uhr zum Frühstück in der Nähe von Gros Cap an, einem Porphyr=Felsen, der sich funfzehnhundert Fuß über die Oberfläche des Sees erhebt, und langten gegen zwei Uhr Nachmittags bei dem Posten Sault St. Marie an. Ich nehme an, daß hier meine indianischen Streifzüge zu Ende sind, da der Rest meiner Heimreise nach Toronto am Bord von Dampfschiffen zurückgelegt wurde und die größte Beschwerde, die ich zu erdulden hatte, bestand in der Mühe, die es mir machte, auf civilisirten Betten zu schlafen.



# Anhang.

# Census der Indianischen Stämme, welche die Nordwestküste Amerikas bewohnen, für das Jahr 1846.

| Unter den Handelsleuten geltender Name des Stammes | Indianischer Name des Stammes | Allgemeiner Wohnort | Männer | Frauen | Kinder | | Sklaven | | Canots | Gewehre | Häuser | Sprache | Bemerkungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | Knaben | Mädchen | Männliche | Weibliche | | | | | |
| Nass-Indianer | Kit-ha-teen | Nass-Fluß von der Mündung aufwärts, in der Ordnung in welcher sie niedergeschrieben sind. | 182 | 109 | 126 | 103 | — | — | 121 | — | — | Chimseyan. | Treiben gewöhnlich mit Fort Simpson Handel. |
| | Kit-a-hon | | 117 | 111 | 97 | 104 | — | — | 111 | — | — | | |
| | Ken-toou-ok-schelk | | 146 | 118 | 48 | 69 | — | — | 40 | — | — | | |
| | Kin-a-roa-lax | | 98 | 100 | 43 | 32 | 4 | 8 | 52 | 21 | 32 | | |
| | | | 543 | 438 | 314 | 308 | 4 | 8 | 324 | 21 | 32 | | |
| Chimseyans | Kis-pa-cha-laidy | Chatams Sund vom Portlandkanal bis Port Essington, wo der Skeena-Fluß hineinfließt; sowohl das Festland wie die benachbarten Inseln. | 116 | 150 | 99 | 71 | 4 | 7 | 104 | 40 | 104 | Chimseyan | Treiben Handel mit Fort Simpson, und wohnen gewöhnlich in der Nähe des Forts. |
| | Ket-lane | | 129 | 134 | 75 | 76 | 6 | 4 | 157 | 29 | 29 | | |
| | Ken-chis | | 71 | 75 | 43 | 30 | 1 | — | 71 | 20 | 23 | | |
| | Keen-ath-toix | | 63 | 74 | 43 | 39 | 2 | 2 | 62 | 20 | 12 | | |
| | Kitt-will-coits | | 64 | 73 | 41 | 36 | 10 | 8 | 73 | 23 | 15 | | |
| | Kitch-a-clalth | | 31 | 36 | 20 | 28 | 1 | — | 34 | 14 | 8 | | |
| | Ket-ut-sah | | 104 | 85 | 50 | 58 | 4 | 1 | 125 | 28 | 32 | | |
| | Ken-chen-kieg | | 87 | 68 | 48 | 62 | 4 | 4 | 74 | 48 | 19 | | |
| | Ket-an-dou | | 54 | 70 | 35 | 43 | 8 | 2 | 49 | 8 | 11 | | |
| | Ket-wilk-ci-ja | | 18 | 13 | 11 | 3 | — | — | 13 | 4 | 4 | | |
| | | | 737 | 778 | 465 | 446 | 40 | 28 | 762 | 234 | 257 | | |
| Skeena-Indianer | Kee-chum-a-kai-lo | Unterer Theil des Skeena-Flusses. | 59 | 23 | 35 | 28 | 1 | 1 | — | — | 10 | Chimseyan | Treiben Handel m. Fort Simpson u. mit den Chimseyanern; man kann sie als einen Zweig dieses Stammes betrachten. |
| | Kit-se-lai-so | | 72 | 49 | 29 | 31 | 3 | 2 | — | — | 20 | | |
| | | | 131 | 72 | 64 | 59 | 4 | 3 | | | 30 | | |

| Unter den Handelsleuten geltender Name des Stammes | Indianischer Name des Stammes | Allgemeiner Wohnort | Männer | Frauen | Kinder: Knaben | Kinder: Mädchen | Sklaven: Männliche | Sklaven: Weibliche | Canots | Gewehre | Häuser | Sprache | Bemerkungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Skeena-Indianer | Keet-heat-la | Kanal de Principe | 239 | 179 | 160 | 120 | 15 | 20 | | | | Chimseyan | Besuchen Fort M'Lougblin und Fort Simpson. |
| | Kil-cah-ta | Einfahrt von Gardeners Kanal | 63 | 66 | 20 | 22 | 14 | 9 | | | | | |
| | Kit-ta-muat | nördlicher Arm | 80 | 75 | 24 | 18 | 14 | 11 | | | | | |
| | Kit-loon | südlicher Arm | 66 | 60 | 26 | 20 | 7 | 8 | | | | | |
| | Nees-lous | Kanal de la Keido | 26 | 27 | 13 | 14 | 8 | 5 | | | | | |
| | | | 474 | 407 | 243 | 194 | 58 | 53 | | | | | |
| Milbank-Sund | Onie-le-toch, Weetle-toch, Kok-wai-y-toch | Milbank-Sund | 467 | 454 | 119 | 166 | 22 | 22 | 483 | 174 | 46 | Ha-neih-zut oder Ballabola | Treiben Handel mit dem Fort M'Lenghlin |
| | Ees-tey-toch | Kaskaden-Kanal | 112 | 81 | 39 | 46 | 1 | 2 | 105 | 30 | 8 | | |
| | Kui-much-qui-toch | Deanes-Kanal | 66 | 59 | 44 | 51 | — | — | — | — | 11 | | |
| | Bella-hoo-la | Einfahrt des Salmorflusses | 94 | 89 | 57 | 49 | — | — | — | — | 13 | | Besuchen Fort M'Lougblin zwar, aber nicht oft. |
| | Gna-schil-la | Rivers-Kanal | 36 | 41 | 19 | 21 | — | — | — | — | 6 | | |
| | Natal-frmoch | Smith's-Inlet | 161 | 168 | 87 | 93 | — | — | — | — | 30 | | |
| | Wee-ke-moch | Calverts-Insel | 71 | 69 | 29 | 36 | — | — | — | — | 8 | | |
| | | | 1007 | 961 | 394 | 462 | 23 | 24 | 588 | 204 | 122 | | |
| Chiliat, mehrere Stämme | Chiliat | Lyns-Kanal | 267 | 116 | 71 | 66 | 42 | 36 | | | | Klen-e-kate | |
| Croff-sound- (Kreuz-Sund) Indianer | Unena-caw | Cross-sound, Nordeinfahrt des Tako u. Sitka-Flusses, Festland südlich von demselben. | 258 | 234 | 105 | 88 | 40 | 54 | | | | | Handeln in Sitka Tako. |
| Auke | Auke | | 72 | 61 | 35 | 31 | 2 | 2 | | | | | |
| Tako Samdan u. Sitka | Tako Samdan u. Sitka | | 127 | 116 | 71 | 66 | 59 | 60 | | | | | |
| | | | 724 | 527 | 282 | 251 | 143 | 152 | | | | | |

| Unter den Handelsleuten geltender Name des Stammes | Indianischer Name des Stammes | Allgemeiner Wohnsitz | Männer | Frauen | Kinder: Knaben | Kinder: Mädchen | Sklaven: Männliche | Sklaven: Weibliche | Canots | Gewehre | Häuser | Sprache | Bemerkungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Hootsinoo | Hootsinoo | Hoods-Bai | 274 | 248 | 85 | 76 | 48 | 41 | | | | Klen-e-kate | Handeln in Sitka Tako. |
| Hanaga | Hanaga | | 82 | 80 | 29 | 27 | 27 | 24 | | | | | |
| Kake | Kake | | 169 | 106 | 70 | 64 | 24 | 20 | | | | | |
| | | | 525 | 434 | 184 | 167 | 99 | 85 | | | | | |
| Stekini Indianer | Sick-na-hulty | Stekini-Fluß | 31 | 24 | 30 | 27 | 2 | 4 | 38 | 17 | 8 | Klen-e-kate | Handeln gewöhnlich zu Stekini, besuchen indessen oft Fort Simpson, Tako und Sitka. Ich bin nicht im Stande gewesen, ihre Zahl mit Sicherheit festzustellen, doch sollen sie nicht so zahlreich sein wie die Chimseyaner. |
| | Ta-ne-ten-tan | | 88 | 29 | 16 | 9 | 3 | 4 | 48 | 36 | 4 | | |
| | Kaas-ka-qua-ten | | 59 | 41 | 10 | 6 | 6 | 13 | — | 19 | 4 | | |
| | Kook-a-ten | | 137 | 67 | 36 | 32 | 2 | — | 63 | 49 | 9 | | |
| | Naa-ou-aa-phu | | 83 | 117 | 60 | 46 | 32 | 52 | 85 | 76 | 15 | | |
| | Jal-qua-ten | | 52 | 51 | 27 | 33 | 2 | 4 | 52 | 35 | 6 | | |
| | Kick-sa-ten | | 51 | 21 | 21 | 18 | 4 | 4 | 34 | 19 | 5 | | |
| | Kaady-ett-en | | 61 | 60 | 40 | 19 | 4 | 8 | 42 | 38 | 8 | | |
| | | | 562 | 410 | 240 | 190 | 55 | 89 | 362 | 289 | 59 | | |
| Port Stuart Indianer | A-he-alt | Port Stuart | 50 | 45 | 42 | 49 | — | — | — | — | 19 | Klen-e-kate | Treiben gewöhnl. mit Fort Simpson Handel, zuweilen aber auch besuchen sie Stekini. |
| Tongas Indianer | Kee-tah-hoo-neet | südliche Einfahrt der Clarencestraße | 85 | 90 | 60 | 65 | 6 | 9 | — | — | 18 | | |
| Kap Fox Indianer | Lug-se-le | Kap Fox | 45 | 50 | 39 | 43 | — | — | — | — | 9 | | |
| | | | 180 | 185 | 141 | 157 | 6 | 9 | — | — | 46 | | |
| Kygarney Indianer | Yeu-ah-non | Südseite des Prince of Wales' Archipels | 68 | 70 | 44 | 52 | — | — | — | — | 18 | Hai-dai | Besuchen Fort Simpson, Stekini, Tako und Sitka. |
| | Clic-ars | | 98 | 105 | 102 | 112 | — | — | — | — | 26 | | |
| | Qui-a-han-less | | 30 | 35 | 42 | 41 | — | — | — | — | 8 | | |
| | Ueu-a-gan | | 117 | 121 | 113 | 107 | — | — | — | — | 27 | | |
| | Schow-a-gan | | 53 | 61 | 54 | 61 | — | — | — | — | 14 | | |
| | Chal-chu-nie | | 65 | 62 | 59 | 63 | — | — | — | — | 18 | | |
| | | | 431 | 454 | 414 | 436 | | | | | 111 | | |

| Unter den Handelsleuten geltender Name des Stammes | Indianischer Name des Stammes | Allgemeiner Wohnort | Männer | Frauen | Kinder | | Sklaven | | Canoes | Gewehre | Häuser | Sprache | Bemerkungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | Knaben | Mädchen | Männliche | Weibliche | | | | | |
| Indianer der Königin-Charlotten Insel | Su-lan-na | Inseln der Königin Charlotte beginnen vom Nordende der Nordinsel und rings herum nach nordwärts | 80 | 76 | 69 | 71 | — | — | — | — | 20 | Hai-dai | Die meisten dieser Völkerschaften besuchen Fort Simpson, mehrere indessen bekommen nie ein Etablissement zu sehn. |
| | Niph-tan | | 70 | 69 | 72 | 69 | — | — | — | — | 15 | | |
| | Mossette | | 630 | 650 | 589 | 604 | — | — | — | — | 160 | | |
| | Ne-coon | | 24 | 27 | 29 | 42 | — | — | — | — | 5 | | |
| | Ase-quang | | 34 | 31 | 27 | 28 | — | — | — | — | 9 | | |
| | Skit-e-gates | | 191 | 182 | 176 | 189 | — | — | — | — | 48 | | |
| | Cum-scha-was | | 80 | 74 | 63 | 69 | — | — | — | — | 20 | | |
| | Skee-dans | | 115 | 121 | 98 | 105 | — | — | — | — | 30 | | |
| | Quen-ah | | 87 | 79 | 68 | 74 | — | — | — | — | 20 | | |
| | Cloo | | 169 | 164 | 105 | 107 | — | — | — | — | 40 | | |
| | Kisch-a-win | | 80 | 74 | 85 | 90 | — | — | — | — | 18 | | |
| | Kaw-welth | | 131 | 146 | 145 | 139 | — | — | — | — | 35 | | |
| | Too | | 45 | 49 | 50 | 52 | — | — | — | — | 10 | | |
| | | | 1736 | 1742 | 1576 | 1639 | | | | | 430 | | |
| Königin Charlotten-Sund und Nachbarschaft. | Na-wen-ten | Um Königin Charlotten-Sund herum | 90 | 100 | 99 | 91 | 18 | 12 | 100 | 90 | 15 | Qua-colth | Einige dieser Stämme pflegten gelegentlich Fort M'Loughlin zu besuchen; gemeiniglich treiben sie aber nur mit den Dampfbooten oder andern Fahrzeugen Handel, welche Königin Charlottens-Sund besuchen und sehen kein Etablissement. |
| | Qua-colth | | 300 | 350 | 320 | 400 | 28 | 22 | 260 | 50 | 30 | | |
| | Quen-ha-qua-coll | | 400 | 500 | 500 | 590 | 24 | 36 | 460 | 70 | 40 | | |
| | Mar-ma-li-la-cal-la | | 400 | 500 | 500 | 590 | 18 | 22 | 500 | 120 | 40 | | |
| | Claw-et-sus | | 500 | 600 | 650 | 700 | 17 | 23 | 600 | 130 | 50 | | |
| | Mar-til-par | | 500 | 600 | 650 | 700 | 19 | 21 | 600 | 120 | 50 | | |
| | Nim-kisch | | 400 | 500 | 500 | 590 | 16 | 24 | 460 | 70 | 40 | | |
| | We-wark-ka | | 330 | 400 | 500 | 630 | 48 | 62 | 260 | 50 | 30 | | |
| | We-war-kum | | 330 | 400 | 500 | 630 | 45 | 55 | 260 | 501 | 30 | | |
| | Clal-lu-i-is | | 450 | 500 | 650 | 700 | 12 | 18 | 500 | 100 | 40 | | |
| | Cum-que-kis | | 50 | 70 | 100 | 100 | 8 | 12 | 40 | 30 | 10 | | |
| | Lark-que-libba | | 50 | 70 | 100 | 100 | 9 | 11 | 40 | 30 | 10 | | |
| | Cle-Hure | | 500 | 600 | 650 | 700 | 23 | 17 | 600 | 100 | 50 | | |
| | | | 3850 | 5190 | 5719 | 6521 | 285 | 335 | 4680 | 1461 | 435 | | |

| Unter den Handelsleuten geltender Name des Stammes | Indianischer Name des Stammes | Allgemeiner Wohnort | Männer | Frauen | Kinder | | Sklaven | | Canots | Gewehre | Häuser | Sprache | Bemerkungen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | Knaben | Mädchen | Männliche | Weibliche | | | | | |
| Königin Charlotten-Sund und Nachbarschaft | Soi-il-enn | Um Königin Charlotten-Sund herum | 200 | 230 | 250 | 270 | 24 | 26 | 140 | 100 | 20 | Qua-colth. Alle diese Stämme sollen dieselbe Sprache, oder nur eine nach dem Landstrich abweichende Mundart sprechen. | Einige dieser Stämme pflegten gelegentlich Fort M'Loughlin zu besuchen; gemeiniglich treiben sie aber nur mit den Dampfbooten oder andern Fahrzeugen Handel, welche Königin Charlottens-Sund besuchen und sehen kein Etablissement. |
| | Quick-sul-i-cut | | 200 | 230 | 250 | 270 | 22 | 28 | 140 | 80 | 20 | | |
| | A-qua-misch | | 200 | 230 | 250 | 270 | 20 | 30 | 140 | 70 | 20 | | |
| | Cle-li-kit-te | | 200 | 230 | 250 | 270 | 24 | 26 | 140 | 80 | 20 | | |
| | Nar-kock-tau | | 400 | 500 | 500 | 590 | 16 | 24 | 500 | 100 | 40 | | |
| | Qua-i-nu | | 200 | 250 | 270 | 280 | 19 | 23 | 200 | 70 | 20 | | |
| | Cex-e-ni-nuth | | 300 | 400 | 500 | 630 | 46 | 54 | 260 | 50 | 30 | | |
| | Te-nuckt-tau | | 200 | 230 | 250 | 270 | 22 | 18 | 400 | 100 | 20 | | |
| | Di-cle-la | | 180 | 200 | 210 | 230 | 12 | 18 | 200 | 80 | 20 | | |
| | Ne-cul-ta | Johnsons Straße | 330 | 400 | 500 | 630 | 45 | 55 | 260 | 50 | 30 | | |
| | Quee-ha-ni-cul-ta | | 330 | 400 | 500 | 630 | 48 | 52 | 260 | 50 | 30 | | |
| | Comoux | Johnsons Straße, südl. Einfahrt | 330 | 400 | 500 | 630 | 44 | 56 | 260 | 50 | 30 | | |
| | | | 3070 | 3700 | 4230 | 4970 | 342 | 410 | 2900 | 880 | 300 | | |
| | Quane | Cape Scott | 50 | 60 | 70 | 70 | 4 | 6 | 50 | 60 | 10 | | |
| | Ucle-nu | Scotts Island | 20 | 15 | 20 | 20 | — | — | 30 | 6 | 4 | | |
| | Kus-ke-mu | Am Rande der Vancouvers Insel | 330 | 400 | 600 | 600 | 44 | 56 | 260 | 50 | 30 | | |
| | Quat-si-nu | Südlich von Kap Scott | 330 | 400 | 600 | 600 | 47 | 53 | 260 | 50 | 30 | | |
| | | | 730 | 875 | 1290 | 1290 | 95 | 115 | 600 | 166 | 74 | | |

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

# Wanderungen

eines Künstlers

## unter den Indianern Nordamerika's

von Canada nach der Vancouver's-Insel

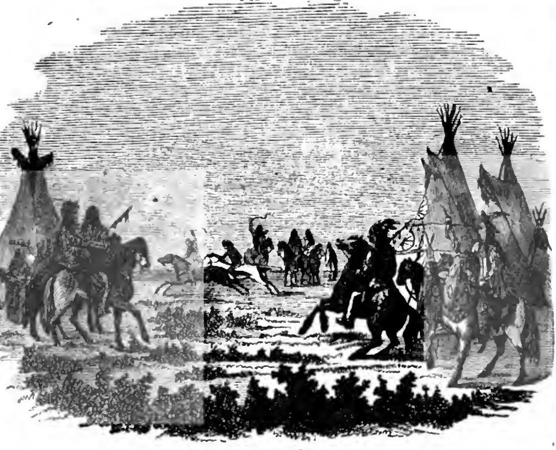
und nach

Oregon durch das Gebiet der Hudsons-Bay-Gesellschaft und zurück.

Von

**Paul Kane.**

Autorisirte deutsche Ausgabe von Luise Hauthal, geb. Velthusen.



1. Heft.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Matthes.
1862.

## Empfehlenswerthe Bücher aus dem Verlage von Heinrich Matthes in Leipzig.

**Albrecht, Aug., Englischer Dolmetscher.** 9. Aufl. Cart. 12 Ngr.

**Booch-Arkossy, F., Englisch-spanisch-deutscher Dolmetscher.** 2. Auflage. Cart. 20 Ngr.

**Albrecht, Karl, Französischer Dolmetscher.** Cart. 12 Ngr.

**Krimmel, J., Neuer italienischer Dolmetscher.** Cart. 12 Ngr.

**Rumohr, G. F., Der junge Kaufmann.** Ein Rathgeber für Jeden, der im Handel Vorzügliches erreichen will. Preis 20 Ngr.

Das Buch enthält eine Uebersicht alles dessen, was der Kaufmann zu seinem Fortkommen in der Welt bedarf, Lehren und Regeln, deren Befolgung das erstrebte Ziel sicher erreichen lassen und die Maximen der Chefs der renommirtesten Häuser. Es giebt die nöthige Anweisung und weckt die schlummernden Kräfte. Was aus einem Kaufmann werden kann, beweist die Geschichte. Fürsten- und Grafenhäuser gingen aus Kaufmannsfamilien hervor und Zöglinge des Comtoirs übernahmen das Ministerportefeuille.

**Stern, Ad., und Oppermann, Andr., Das Leben der Maler und ihre Werke** nach Giorgio Vasari und neueren Kunstschriftstellern für Kunstfreunde und Künstler bearbeitet. In 5 Lief. zu je 5 Bog. à 12 Ngr.

**Elfried v. Taura, Pantheon deutscher Dichter.** Vierte verbesserte Auflage. Herausgegeben mit einem biographischen Verzeichnisse der Dichter. In Prachtband, mit Goldpressungen und Goldschnitt. 1⅔ Thlr.

Den Beifall den die Anthologie, eine Auswahl der besten neuen lyrischen und erzählenden Gedichte von Uhland und Eichendorff bis auf die Gegenwart gefunden, beweist das Erscheinen einer vierten Auflage. Sowohl die umsichtige, geschmackvolle Wahl und Zusammenstellung des Inhalts, als auch die schöne äußere Ausstattung machen das Buch zu einem der empfehlenswerthesten Festgeschenke.

**Gleich, Ferd., Wegweiser für Opernfreunde.** Preis 25 Ngr.

**Elterlein, E. v., Beethoven's Clavier-Sonaten** für Freunde der Tonkunst erläutert. Zweite Auflage. Preis 20 Ngr.

Der Verfasser, dem musikalischen Publikum bereits durch sein früheres Werk vortheilhaft bekannt, leitet in geistreicher Weise zu den unerreichbaren Schönheiten dieser erhabenen Pianoforteschöpfungen hin. An der Hand dieses Führers lüftet sich dem Höheres erstrebenden Kunstfreunde der Schleier, der diese Meisterwerke umhüllt; seine klare Sprache vermittelt ein vollständiges Erkennen und geistiges Durchdringen derselben und ermöglicht dergestalt einen, den Zuhörer fesselnden und ergreifenden geistvollen Vortrag der genialen Tonwerke.

**Brendel, Dr. Franz, Geschichte der Musik** in Italien, Deutschland und Frankreich von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. Dritte vermehrte Auflage. Preis 3 Thlr.

Der Verfasser will sein Werk als ein Versuch betrachtet wissen, die Geschichte der Musik mit den Erscheinungen des allgemeinen Geisteslebens in Zusammenhang und Wechselbeziehung zu bringen. Sie soll dem Musiker eine Einsicht in die Stellung seiner Kunst zur Culturentwicklung gewähren und den Laien zu einer zusammenhängenden, das Verständniß und die richtige Beurtheilung fördernden Anschauung aller musikalischen Bestrebungen und Leistungen führen. Daß diese Fassung der Geschichte unserer wie jeder Kunst die allein richtige ist, bedarf bei der fortgeschrittenen Erkenntniß von den Bedingungen der echten Historie keines Beweises mehr. Wir unterschreiben daher gern, was in der Ankündigung der neuen Auflage als Verdienst hervorgehoben wird, daß „Brendel's Geschichte der Musik nicht allein eine Allen verständliche, dabei aber dennoch gründliche, sachgemäße Darstellung der Geschichte der Musik, eine philosophische Charakteristik ihrer Hauptepochen und größten Repräsentanten gibt, sondern auch überhaupt als das erste vollständige Werk dieser Gattung bezeichnet werden darf." Daß der Styl des Brendel'schen Werkes sich durch Klarheit und Anschaulichkeit auszeichnet, die Darstellung zwar in philosophischem Geiste, aber dessen unbeschadet in durchaus verständlicher, ja populärer Sprache gehalten, ist bekannt und anerkannt. (Illustr. Ztg.)

Druck von Umlauf & Süder in Leipzig.



# Wanderungen

## eines Künstlers

# unter den Indianern Nordamerika's

von Canada nach der Vancouver's Insel

und nach

Oregon durch das Gebiet der Hudsons-Bay-Gesellschaft und zurück.

Von

**Paul Kane.**

Autorisirte deutsche Ausgabe von Luise Hauthal, geb. Velthusen.



3. Heft.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

1862.





